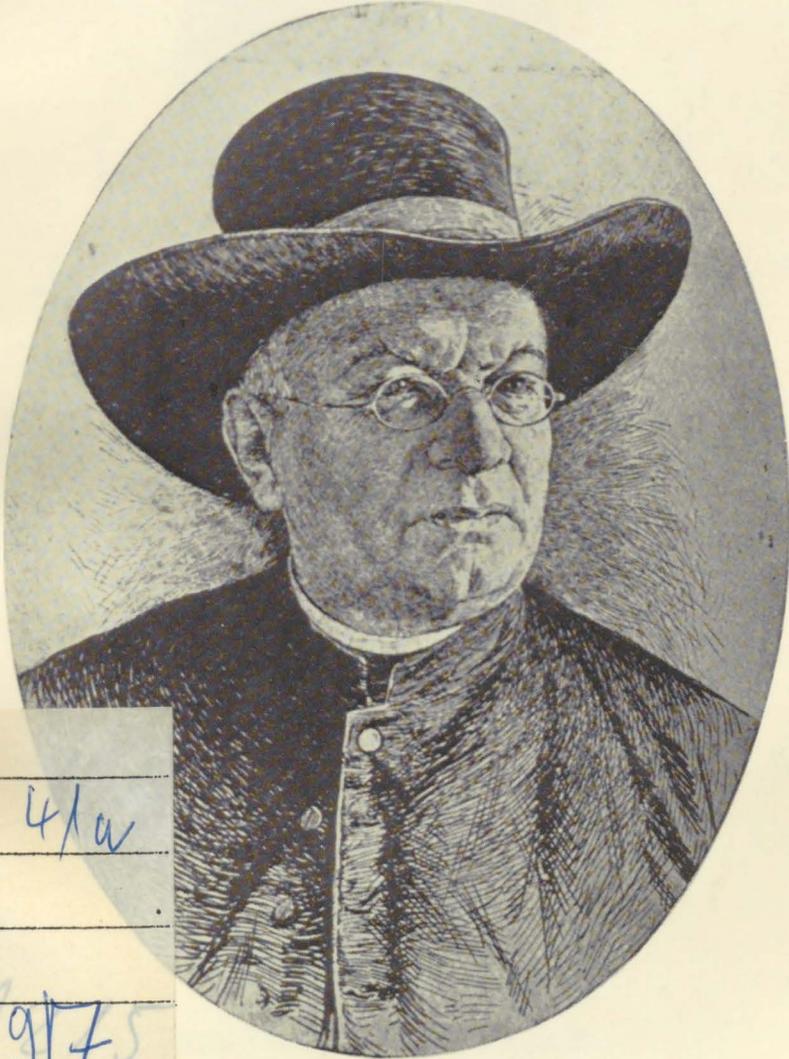


BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg



OZB 4/a

67

1975

HK

TR

+

Heinrich-Hansjakob-Heft

de



Eine Idee hat Erfolg.

Hagnau am Bodensee 1881. Pfarrer Dr. Heinrich Hansjakob gründet die erste badische Winzergenossenschaft.

Diese Idee der Selbsthilfe brach sich Bahn und wurde richtungsweisend für die Entwicklung des Genossenschaftswesens.

Heute sind die badischen Winzergenossenschaften zuverlässige und leistungsfähige Partner der heimischen Weinwirtschaft – so wie auch die badischen Genossenschaftsbanken zuverlässige und leistungsfähige Partner für die heimische Bevölkerung und Wirtschaft sind.

Seit eh und je sind also Pioniergeist und Verbundenheit zur Heimat ein wesentliches Merkmal der genossenschaftlichen Idee.



**Volksbanken
Raiffeisenbanken
Spar- und Kreditbanken**

Wir bieten mehr als Geld und Zinsen

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege / Natur- und Denkmalschutz
Volkskunde und Volkskunst / Familienforschung

Herausgegeben im Auftrage des

Landesvereins Badische Heimat e. V.

Präsident: Ludwig Vögely, Karlsruhe

Schriftleitung: Heinrich Hauß, Karlsruhe

67. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis



Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstraße 12

31/07.04.33

1. Geschichte

	<i>Hefz</i>	<i>Seite</i>
Denkmal für die Demokratie gehört nach Karlsruhe		
Emil Wachter, Karlsruhe	1	5
Aus der Geschichte des Ständehauses		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	1	9
Das Haus der Geschichte		
Gottfried Korff, Tübingen	1	185
Johannes Reuchlin — Anmerkungen zu seiner Rezeption		
Stefan Rhein, Bammental	1	310
1887 — Vor hundert Jahren ging im Wolfachtal die Flößerzeit zu Ende		
Adolf Schmid, Freiburg	1	247
Baden — seine Residenz und sein Parlament		
Das Land		
G. Zier, Karlsruhe	4	528
Baden — seine Residenz und sein Parlament		
Die Stadt		
Ernst Bräunche, Karlsruhe	4	529
Baden — seine Residenz und sein Parlament		
Verfassungsgeschichte im Ständehaus		
R. Hähling von Lanzenuer, Baden-Baden	4	531
Baden — seine Residenz und sein Parlament		
Ständevertretung — Volksvertretung		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	4	533
Baden — seine Residenz und sein Parlament		
Das Karlsruher Ständehaus — Erstes deutsches Parlamentsgebäude		
Gerhard Everke, Freiburg	4	537

2.0 Kunst, Kunstgeschichte

Die Bildhauerin Ruth Hartweg-Karcher		
Ludwig und Esther Vögely	1	139
Dem Maler Otto Laible		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	4	569
Freiburger Bestiarium		
Johannes Werner, Elchesheim	4	581
Um 1900 — Das alte Karlsruher Künstlerhaus		
Richard Bellm, Karlsruhe	4	616

2.2 Architektur

Oberbaudirektor Prof. Dr. Josef Durm 1837—1919		
Ernst Koch, Karlsruhe	2	288
Denkmäler-Brunnen, Freiplastiken		
Richard Bellm, Karlsruhe	4	620
Friedrich Weinbrenner und seine Schule		
Heinz Schmitt, Karlsruhe	3	485

2.3 Ausgrabungen

Grabungen in der Heidelberger Altstadt		
Barbara Sambale, Heidelberg	4	587

2.4 Ausstellungen

Lust auf Küche		
Die Küche im Wandel der letzten 200 Jahre		
Iris Baumgärtner und Helge Heinke-Müller, Karlsruhe	1	145
Johannes Reuchlin		
Stefan Rhein, Bammental	2	310

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Ausstellung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart: „Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons“ Susanne Schweinfurth, Schwetzingen	4	521
Ausstellung Eugen Zimmermann im Museum am Burghof in Lörrach Esther Vögely, Karlsruhe	4	626

3. Literatur

Heinrich Hansjakob und Heinrich Vierordt Ludwig Vögely, Karlsruhe	1	21
Die Entstehung der Erzählung aus der Erinnerung Dr. Johannes Wörner, Elchesheim	1	33
Hansjakob im „Bärenzwinger“ Hans Leopold Zollner, Ettlingen	1	43
Heinrich Hansjakob — Jakobiner im Priesterrock Manfred Hildenbrand, Hofstetten	1	51
Heinrich Hansjakob und Louis Blum Manfred Hildenbrand, Hofstetten	1	65
Hansjakob und seine „Originalmenschen“ in Wolfach Adolf Schmid, Freiburg	1	73
Als Wanderer auf Hansjakobs Spuren Kur Klein, Hausach	1	89
Heinrich Hansjakob und die Frage der Trachtenerhaltung Heinz Schmitt, Karlsruhe	1	97
Hansjakob, seine Illustratoren Liebich und Hansemann und die Illustrationen Werner Liebich, Taunusstein	1	105
Ungelernter Geisbub schrieb ein Stück Weltliteratur Franz Josef Wehinger, Karlsruhe	1	155
Doktor Wilhelm Fraenger, unvergänglichen Andenkens Die badischen Jahre Dr. Johannes Werner, Elchesheim	1	561
Rede anlässlich der Präsentation der Hansjakob-Festschrift am 5. 6. 1987 Manfred Hildenbrand, Hofstetten	1	469
Zwei Wohnstätten des alternden Hansjakob Ernst M. Wallner, Kirchzarten/Heidelberg	1	475

4. Landschaft/Orte

Das badische Frankenland Bertold Rudolf, Karlsruhe	3	331
Brücken im Taubertal Bernhard Sprotte, Kreuzwertheim	3	379
Das Werden einer kleinen Stadt: Freudenberg 1287—1987 Helmuth Lauf, Freudenberg	3	391
Der südöstliche Odenwald zu Anfang des 19. Jahrhunderts Adolf Frank, Mosbach	3	403

5. Volkskunde/Religionalismus/Heimat

Von „Blecker“, „Kröten“ und „Strumpfkappen“ Gernot Umminger, Emmendingen	3	433
Der Wagner Peter Assion, Marburg/Walldürn	2	193
Aus der Arbeit eines Dorfschmieds Thomas Neumann, Walldürn	2	207
Alte Waldgewerbe im Schwarzwald Oswald Schoch, Enzklösterle	2	221
Man greift nach jedem Strohalm Emil Ruf, Titisee	2	237
Die letzte Bollenhutmacherin Bettina Schaller, Freiburg	2	274
Zum Verständnis des Wortes und Begriffes „Heimat“ Micheal Ertz, Bretten	4	603

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
<i>8. Kirchen</i>		
Evangelische Landeskirche in Baden 1987/88		
Hermann Erbacher, Karlsruhe	4	625
Chronik der katholischen Kirche 1987		
Josef Dewald, Karlsruhe	4	633
<i>9. Persönlichkeiten</i>		
Hubert-Baum-Stube		
Karl Kurrus, Freiburg	1	161
Karl Mittermeier — Gründer der badischen Straffälligenhilfe		
Reiner Hähling von Lanzenauer, Baden-Baden	4	555
<i>10. Museen unserer Heimat</i>		
Das Dorfmuseum in Pfaffenweiler — Ein Hort zum Nacherleben denkwürdiger Vergangenheit		
Ernst M. Wallner, Kirchzarten/Heidelbberg	2	278
Heimat- und Wallfahrtsmuseum Walldürn		
Peter Assion, Walldürn/Marburg	3	447
Ein urgeschichtliches Museum im Rathaus zu Mauer an der Elsenz		
Edmund Kiehne, Eppingen	4	591
<i>11. Vereinsnachrichten</i>		
Aus der Arbeit unserer Ortsgruppen		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	4	626
<i>12. Texte</i>		
Heinrich Hansjakob in der Residenz		
Der Residenz-Korso	1	14
Wohnung in der Hirschstraße	1	41
Einladung der Abgeordneten ins Schloß	1	49
Stefanienstraße — der Faubourg St. Germain	1	72
Palmengarten	1	87
Das Theater — Stolz der Residenzler	1	96
<i>14. Editorial</i>		
Zu diesem Heft: 930 Quadratmeter Restgeschichte		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	1	3
Zu diesem Heft (Altes Handwerk)		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	2	163
Zu diesem Heft		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	3	327
Zu diesem Heft: Hundertster Geburtstag Franz Schnabels und „Ständehausfrage“		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	4	495
<i>15. Buchbesprechungen</i>	1	168 ff.
	2	321 ff.
	3	489 ff.
	4	645 ff.
Fränkische Literaturschau		
Peter Assion, Walldürn/Marburg	3	465

<p>Einbanddecken bitten wir, bis 1. 5. 1988 beim Landesverein in Freiburg zu bestellen. Preis: 10,00 DM incl. Porto. Geschäftszeiten des Landesvereins — Geschäftsstelle Freiburg: Mo. 14.00—18.00 Uhr, Di. 8.00—12.00 Uhr, Do 8.00—12.00 Uhr.</p>

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.

für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,

Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg

Tel. (0761) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,

Di. 8.00—12.00 Uhr,

Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 35,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 10,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor: veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postcheckkonto Karlsruhe 16468-751

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

BLZ 680 301 00

Öffentl. Sparkasse Freiburg,

Girokonto 200 3 201

BLZ 680 501 01

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.

Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse

Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlage,

Karl-Friedrich-Straße 14—18

7500 Karlsruhe 1

Telefon (0721) 165-1

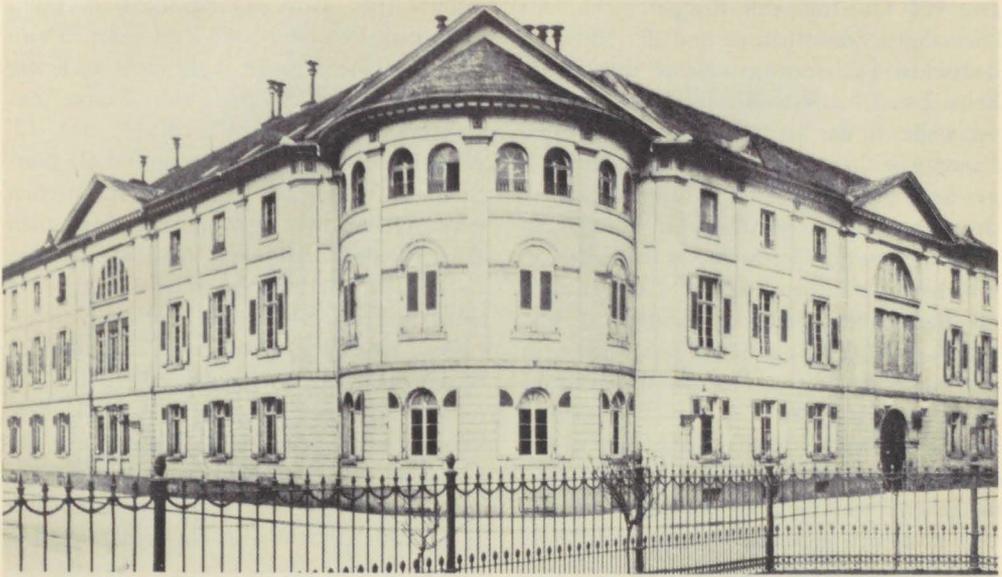
Telex 7 826 904 vgb d

Reproduktionen:

Reprotechnik Specht, Karlsruhe

Inhalt

Zu diesem Heft 930 Quadratmeter Restgeschichte <i>Heinrich Hauß, Karlsruhe</i>	3	Leben eines Schwarzwaldhausierers <i>Friedrich Ratzel</i>	130
I. Das aktuelle Thema		Heinrich Hansjakob in der Residenz Zwischentexte	
Denkmal für die Demokratie gehört nach Karlsruhe <i>Prof. Emil Wachter, Karlsruhe</i>	5	I. Der Residenz-Korso	14
Aus der Geschichte des Ständehauses <i>Ludwig Vögely, Karlsruhe</i>	9	II. Wohnung in der Hirschstraße	41
II. 150. Geburtstag Heinrich Hansjakobs		III. Einladung der Abgeordneten ins Schloß	49
Heinrich Hansjakob und Heinrich Vierordt <i>Ludwig Vögely, Karlsruhe</i>	21	IV. Stefaniestraße — der Faubourg St. Germain ..	72
Die Entstehung der Erzählung aus der Erinnerung <i>Dr. Johannes Werner, Elchesheim</i>	33	V. Palmengarten	87
Hansjakob im „Bärenzwinger“ <i>Hans Leopold Zollner, Ettlingen</i>	43	VI. Das Theater — Stolz der Residenzler	96
Heinrich Hansjakob — Jakobiner im Priesterrock <i>Manfred Hildenbrand, Hofstetten</i>	51	III. Bildende Kunst	
Heinrich Hansjakob und Louis Blum <i>Manfred Hildenbrand, Hofstetten</i>	65	Die Bildhauerin Ruth Hartweg-Karcher <i>Ludwig und Esther Vögely, Karlsruhe</i>	139
Hansjakob und seine „Originalmenschen“ in Wolfach <i>Adolf Schmid, Freiburg</i>	73	IV. Ausstellungen	
Als Wanderer auf den Spuren Hansjakobs <i>Kurt Klein, Hausach</i>	89	Lust auf Küche? Die Küche im Wandel der letzten 200 Jahre <i>Iris Baumgärtner und Helge Heinke-Müller, Karlsruhe</i>	145
Heinrich Hansjakob und die Frage der Trachten- erhaltung <i>Heinz Schmitt, Karlsruhe</i>	97	Ungelernter Geißbub schrieb ein Stück Weltliteratur <i>Franz Josef Wehinger, Karlsruhe</i>	155
Hansjakob, seine Illustratoren Liebich und Hansemann und die Illustrationen <i>Werner Liebich, Taunusstein</i>	105	In Sulzburg: Die Hubert-Baum-Stube <i>Karl Kurrus, Freiburg</i>	161
		V. Deutscher Heimatbund	
		Zum Jahr 1987 <i>Dr. Tiedeken, Deutscher Heimatbund, Bonn</i>	163
		VI. Buchbesprechungen	166



Ständehaus des badischen Landtags 1822—1933 in Karlsruhe

Zu diesem Heft

930 Quadratmeter Restgeschichte

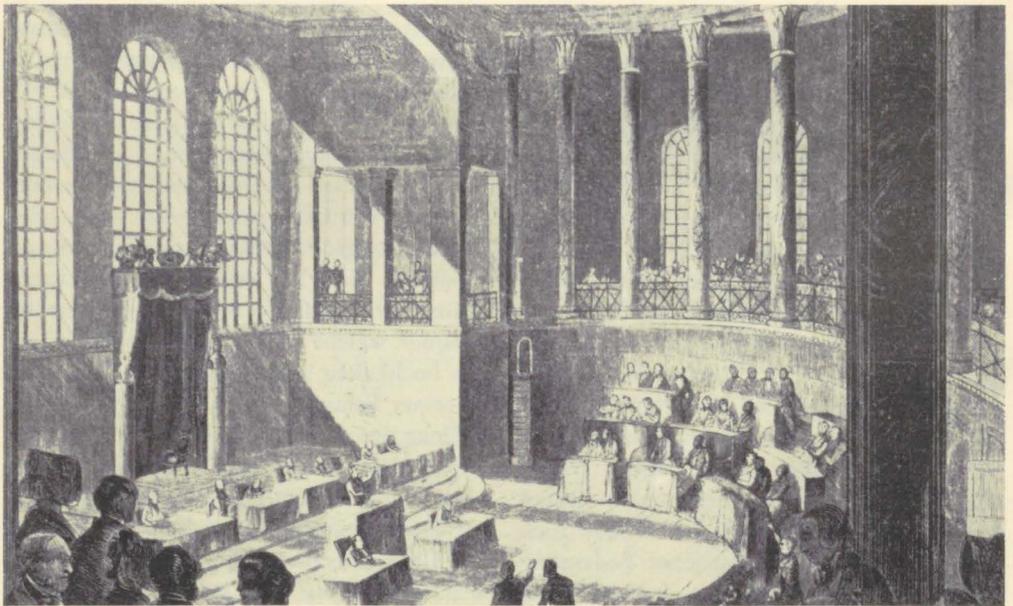
Die Erinnerung an Heinrich Hansjakobs 150. Geburtstag als Themenschwerpunkt paßt wohl nicht schlecht zum „aktuellen Thema“ dieses Heftes: Die Wiederaufnahme der Ständehausdiskussion am Ende des Jahres 1986. Hat doch kein Geringerer als Hansjakob in seinem Erinnerungsbuch „In der Residenz“ eine der schönsten Beschreibungen des Ständehauses gezeichnet. „Und in der Tat, von allen süddeutschen Kammern ist die badische äußerlich entschieden die hervorragendste. Die Königreiche Bayern und Württemberg haben, wie ich mich schon selbst überzeugt, ganz armselige Zelte für die Vertreter des Volkes aufgeschlagen . . . Aber das kleine Baden hat, wenigstens in seinen frühen Jahren, in seinem Ständehaus auch Männer von großer politischer Bedeutung gehabt und gebildet und gar oft Bayern und Württemberg in dieser Hinsicht überflügelt“.

42 Jahre nach der Zerstörung des Ständehauses (27. 9. 1944), 25 Jahre nach dem Abbruch der baufällig gewordenen Ruine (13. 11. 1961) und 13 Jahre nach der allerletzten Chance, das Ständehaus wieder aufzubauen, ist fast beiläufig die Diskussion um die Nutzung der 930 Quadratmeter des noch unbebauten Restgrundstücks wieder in Gang gekommen. „Ich bin der Ansicht“, schreibt Hansjakob, „daß ein Versammlungsort für Männer, welche Recht und Freiheit des Volkes hochhalten und verteidigen sollen, auch in seiner lichten und würdigen Zusammenstellung den Geist bekunden muß, der in seinen Räumen walten soll“. Für Zeitgenossen mag man in seinem Geiste hinzufügen: Dieser Geist bekundet sich auch im Umgang mit der Geschichte dieses Hohen Hauses — und seien es auch nur 930 Quadratmeter Restgeschichte.

Die 930 Quadratmeter Restgeschichte des ehemaligen Ständehauses und der südwestdeutschen Parlamentsgeschichte dürften da keine Zweifel aufkommen lassen, was zu tun sei, weder in der Stadt Karlsruhe noch beim Landtag in Stuttgart als dem Rechtsnachfolger des Badischen Landtages! Denn das wäre denn doch kurios, wenn man in Stuttgart in einem „Haus der Geschichte“ aufwendig Geschichte „inszenieren“ wollte, darunter auch ein Kapitelchen „Badische Ständehaus“, und ließ es gleichzeitig zu, daß in Karlsruhe auch die letzte Erinnerung an die süddeutsche Parlamentsgeschichte baulich eliminiert bliebe. Und kurios wäre es, wenn man in den Schulen Landeskunde und Landesgeschichte, ausgehend vom Lokalen versteht sich, predigt und man gleichzeitig völlig indifferent wäre für Geschichte vor Ort, dazu noch Parlamentsgeschichte! Die Chance, das Ständehaus wieder aufzubauen, ist freilich vertan, vertan ist aber noch nicht die Chance, auf dem „Restgrundstück“ „ein lebendiges Denkmal des südwestdeutschen Parliamen-

tarismus“ (Dr. Morlock) zu schaffen. Dazu sollte man sich allerdings Zeit lassen. Denn leicht ist diese Aufgabe wohl nicht zu lösen. Einmal ist der Abbruch der Ruine, das „schamvolle Schweigen“ (BNN, 31. 12. 1986) über lange Jahre hinweg und die Nutzung des Areals als Parkfläche inzwischen selbst Geschichte geworden, an der man ebensowenig vorbeisehen kann wie an den 120 Jahren Ständehausgeschichte. Sieht man heute in der verpaßten Chance des Wiederaufbaus eines der „schwärzesten Kapitel der Karlsruher Nachkriegsplanung“ (BNN), so sollten sich Planer nicht in Zukunft dem Vorwurf aussetzen, nur im Sinne einer post-modernen Welle geplant und gebaut zu haben. Was immer auch geschieht, eines darf an diesem Ort nicht geschehen: Inszenierung von Geschichte als Kulisse, glorifizierte Geschichte ohne Zeitspuren.

Heinrich Hauß
Schriftleiter



Sitzung der Zweiten Badischen Kammer 1845

Denkmal für die Demokratie gehört nach Karlsruhe

Leserbrief in den BNN vom 29. 11. 1986

Zur Berichterstattung über die Diskussion um das ehemalige Badische Ständehaus.

Es gibt seltene und unwiederbringliche Augenblicke, wo Fehler eingesehen und bis zu einem gewissen Grad sogar gutgemacht werden können. Dieser Augenblick ist jetzt, wo der Platz, auf dem das Ständehaus einmal stand, wenigstens zum Teil noch frei ist. Es wäre nicht zu spät, um nicht nur etwas, sondern viel zu retten. (Siehe BNN, Leserbrief von Michael Obert vom 12. Nov. 1986.)

In Stuttgart soll, wie zu hören ist, in der dortigen Kulturmeile ein Museum oder „Haus der Geschichte“ von Baden-Württemberg entstehen. Ein Haus also, in dem die Demokratie auf Südweststaatebene ein Denkmal erhalten soll. Wieso dieses Haus in Stuttgart? Wenn es eine Stelle gibt, auf der dieses Museum seinen angestammten und selbstverständlichen Platz hätte, dann da, wo das erste deutsche Parlament erbaut wurde und über ein Jahrhundert lang seiner Bestimmung diente. Baden-Württemberg ist inzwischen zusammengewachsen, und Stuttgart ist mit seiner Macht- und Kapitalkonzentration und als Sitz des Landtags die Landeshauptstadt — das Gewicht der Geschichte liegt aber für dieses Projekt in Karlsruhe. Dem Rechnung zu tragen wäre nicht bloß eine Geste generöser Anerkennung und des Taktes seitens Stuttgart an die ehemalige badische Landeshauptstadt als gesamtdeutsche parlamentarische Erstgeburt und Vorgängerin, sondern ein Akt kultur- und staatspolitischer Weitsicht. Nicht nur, daß hier auch der Sitz von Bundesverfassungsgericht und Bundesgerichtshof ein solches Demokratiemuseum ge-

radezu herausfordert, sondern auch aus Gründen des familiären Dialogs von Baden und Württemberg. Denn dieser kann nur stattfinden, wenn nicht einseitig vereinbart, sondern der Landesindividualität und dem eingebrachten Erbgut entsprechend so verteilt wird, daß es ein Gegenüber und ein reichgegliedertes Ganzes gibt.

Natürlich muß die Anregung dazu und die Energie in der Verfolgung des Zieles von Karlsruhe selbst ausgehen. Das heißt, die Chancen und Prioritäten, was dieses Projekt betrifft, müssen im Zusammenhang z. B. mit dem geplanten Zentrum für Kunst und Medientechnologie (ZKM) gesehen werden, als dessen Ouvertüre die großpropagierte „Holomedia '86“ im Prinz-Max-Palais zu verstehen ist (ich frage mich nur, was sie in diesem Haus, das ihr höhere Weihen verleiht, statt auf dem Jahrmarkt oder auf einer Industriemesse zu suchen hatte). So viel ist sicher, daß für Karlsruhe das baden-württembergische Geschichtsmuseum auf dem Platz des Ständehauses wichtiger und für die Bedeutung der Stadt ergiebiger wäre als das ZKM, das als kulturelles Großprojekt angepriesen wird. Mir scheint, daß es trotz dem Wort „Kunst“, mit dem es sich schmückt, mehr eine großtechnische und kommerzielle, womöglich stadtfremd gelenkte Unternehmung mit horrenden Folgekosten für die Stadt wäre. (Laut OB Seiler 8 bis 10 Millionen DM pro Jahr.) Wirklichen kulturellen Aktivitäten, die den Namen Kunst rechtfertigen, wäre in der Folge vielleicht der Geldhahn gedrosselt oder abgedreht. Videotechnischer Konsumrummel und Computerspielfreude ist eine Sa-

che, Kunst und Kultur, die den Menschen nicht noch neurotischer machen soll, eine andere.

Um schließlich den Hintergrund der angesprochenen Probleme noch etwas tiefer auszuleuchten, sei an den Kaspar-Hauser-Komplex erinnert, der mit Karlsruhe verbunden bleibt. Wird die Chance, aus der Ständehaus-tradition ein bleibendes und nicht nur für Baden-Württemberg wegweisendes Zeichen zu setzen jetzt vertan, es wäre ein Zeichen von Kurzsichtigkeit und selbstverschuldeter Stumpfheit, die mit dem Schicksal Kaspar Hausers eigenartig kontrastierend zusammenhängt.

Die Argumente im Mund der heute Verantwortlichen könnten im Laufe der Zeit zum Bumerang werden. Denn eine spätere Generation hat zumindest das Recht zu fragen, wie es zur Selbstliquidation einer Stadt in ihrer Kernbedeutung kommen konnte. (Ganz in Parallele zu der verkehrsmäßigen Abhängigkeit und dem Abseits, was die Bundesbahn und ihre Fahrpläne zwischen Stuttgart und Karlsruhe betrifft.)

Karlsruhe verdankt seine Existenz und seinen verbliebenen Glanz dem Hof: Wäre es nicht höchste Zeit, der demokratischen Komponente an ihrem Entstehungsort ihr Recht zu geben? Oder schließt Demokratie kulturelle Identität und Kreativität aus? Ist sie gleichbedeutend mit Einebnung auf dem untersten Niveau, um vollgefressen in Geschichts- und Bewußtlosigkeit zu versinken, blind und kompaßlos für die tragenden Werte und deren überzeugende Darstellung? Ein Beweis also für die prinzipielle Inferiorität der demokratischen Lebensform gegenüber dem Gottesgnadentum?

Ein baden-württembergisches Demokratie-Museum in Karlsruhe bräuchte das ZKM, ebenfalls in Karlsruhe, nicht auszuschließen, wohl aber hätte es jenes nach Gestalt und Inhalt, die ohnehin reichlich verschwommen sind, und nach seinem Umfang zu relativieren.

Mein Appell geht vor allem an den Herrn Oberbürgermeister Prof. Dr. Seiler und seine Mitarbeiter, den drohenden Pessimismus mit Mut und Phantasie und durch entsprechende Taten zu widerlegen, solange es noch Zeit ist. Zu allererst wäre dies der Kauf des Restgrundstücks durch die Stadt oder das Land, um alles weitere zu ermöglichen.

Professor Emil Wachter

Ergänzend zu seinem Leserbrief schrieb Emil Wachter die folgende Glosse für die „Badische Heimat“:

Das jetzt noch freie Drittel des Platzes, auf dem das ehemalige Ständehaus als erstes deutsches Parlament gestanden hat, gibt nach Erscheinung und Funktion ziemlich genau die Situation wieder, in der sich das demokratische Grund- und Selbstwertbewußtsein in unserem Staat und in dieser Stadt befindet: Unkenntlich gemacht, als Parkplatz eingerichtet. Es dient dem Auto als dem Symbol für ungehemmte Mobilität und bedenkenlosen Weltverbrauch. Das Auto ist der Götze, dem erst nach dem Krieg und seinen Bomben der Großteil unserer Städte zum Opfer fiel, indem autogerecht statt menschengerecht gedacht, geplant und gebaut wurde. Wer aufmerksam die Fassade des jetzigen sog. Ständehauses, in dem sich das Kath. Dekanat und der Ständehausaal befinden betrachtet, macht eine Entdeckung, die ebenso bezeichnend ist wie die Parkplatzfunktion des Restgrundstücks an der Ritterstraße. Der etwas zurückliegende Mittelteil des Komplexes nimmt die Achse der Stefanskirche auf, die für den kleinen Platz durch den vom Verfasser gestalteten Frauen-

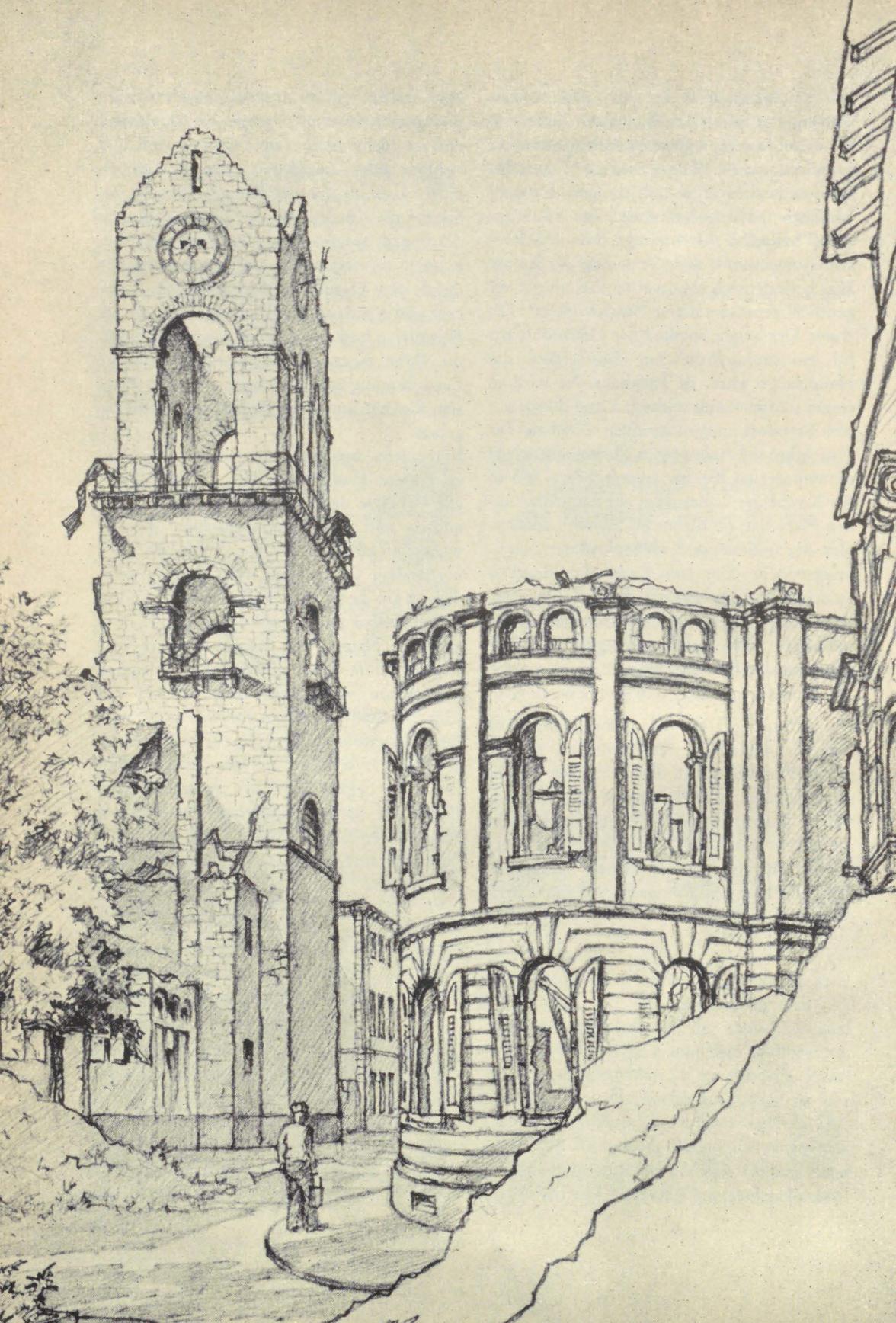
brunnen betont wird. In geschickter Beantwortung der durch den mächtigen Turm von St. Stefan beengten Raumverhältnisse ist der Mitteltrakt des (Bätzner'schen) Gebäudes mit dem ins Untergeschoß verlegten Eingang erheblich zurückgenommen. Im Untergeschoß befinden sich wichtige Säle und Veranstaltungsräume der Gemeinde St. Stefan. Was befindet sich aber weiter oben in den eigentlich repräsentativen Stockwerken? *Die Autos*. Der axiale Stirnteil des Gebäudes, wo für ein architektonisches Sinnendenken die Hauptsache wäre, ist Parkhaus. So wird in einem städtebaulich wichtigen und durch seinen Standort anspruchsvollen Neubau der 70er Jahre die Achse eines Platzes und einer monumentalen Kirche weitergeführt. Wo in der Kirche der Tabernakel auf dem Altar seinen Platz hat, da thront im Ständehauskomplex der unbestrittene Götze unserer Nachkriegsepoche: *Das Auto*. Es ist nicht deutlich zu sehen, weil die Fenster durch Schlitze ersetzt sind. Aber das Nichterkanntwerden schmälert nicht, sondern steigert den Hohenwert der Fahrmaschine.

Die Mutterfigur des Frauenbrunnens wird also, wenn man die Hierarchie der praktischen Verhältnisse in Betracht zieht, nicht nur relativiert, sondern entwertet vom Prinzip des Nutzens. Vom gleichen Prinzip, dem die Ruine des alten Ständehauses geopfert wurde, um von geschichtlichen Erinnerungen unbelastet den kommerziellen Fortschritt zu demonstrieren.

Nun haben solche architektonischen oder stadtgeschichtlichen Denkpannen das Gute, daß sie nicht mehr wegzuwischen sind. Ob sichtbar oder unsichtbar: das Gedächtnis bleibt. Und im Fall des Restgrundstücks immerhin die Chance, ein der Denkwürdigkeit des Platzes angemessenes Bauwerk oder Monument zu errichten. Aus Stuttgart wurde durch den Ministerpräsidenten selbst Interesse und Verständnis signalisiert. Es liegt am Bürgersinn und an der Verwaltung der Stadt, die ihrer eigenen Vergangenheit würdige Qualifikation zu entwickeln, um dem Platz sein Gesicht und seine Bedeutung wiederzugeben.

In meinem Leserbrief habe ich an das Schicksal Kaspar Hausers erinnert, um die mögliche Parallele dazu im Schicksal des Ständehauses und des demokratischen Wertbewußtseins zu verdeutlichen. Wenn die noch vorhandene Gelegenheit nicht genutzt wird, dann wäre dieses Schicksal allerdings anders als bei Kaspar Hauser selbstverschuldet. Aber mit dem Namen von Karlsruhe wäre eine zweite Affäre einer geschichtlich brisanten Liquidation verbunden, nicht gerade zur Ehre der Stadt. Im ersten Fall war es der legitime Thronfolger, der anderen Interessen im Weg war, im zweiten Fall wäre es die demokratische Legitimation als gesamtdeutsche Erstgeburt, die zu beanspruchen und zu dokumentieren man versäumte. Ob von oben oder von unten: Es wäre ein Tötungsvorgang mit Folgen.

Prof. Emil Wachter



Aus der Geschichte des Ständehauses

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Nachdem Großherzog Karl am 22. August 1818 seinem Lande eine Verfassung gegeben hatte, mußte man den Abgeordneten der I. und II. Kammer in Karlsruhe ein Domizil zur Abhaltung ihrer Sitzungen schaffen. Es war nicht einfach, Räume für die Volksvertreter zu finden. Die erste Sitzung des Landtages fand am 22. April 1819 im Schlosse statt. Für die II. Kammer fand man am Rondellplatz ein Haus, in dem man vom Juni bis September 1819 tagte. Die Räume des Hauses entsprachen jedoch keinesfalls den Erfordernissen. Nachdem der Plan, das Rathaus mit einem Landtagsgebäude zu verbinden, fallen gelassen worden war, suchte man nach einem Bauplatz, auf dem ein Ständehaus gebaut werden konnte. Schließlich kaufte man den hinter der Stephanskirche liegenden Garten des Postverwalters Kreglinger und beauftragte Friedrich Weinbrenner mit der Ausarbeitung der Pläne. Weinbrenner diente zum Vorbild Palladios Teatro Olimpico von Vicenza, er konzipierte das Ständehaus als Ausdruck des neuen bürgerlichen Selbstbewußtseins. Er legte zwei Entwürfe vor und betonte, daß „die Disposition des Kreglingerschen Gartens in Hinsicht auf eine angemessene Benutzung für ein Ständehaus nicht die günstigste“ wäre, „weil die eine Fronte hinter der Kirche und die andere in einer Nebengasse liegt, und jede dieser Fronten weder zwei eingeschlossene, noch

zwei gleiche Seitenfronten hat.“ Valdenaire berichtet in seinem Buch „Friedrich Weinbrenner, Sein Leben und Werk“ (2. Aufl. Karlsruhe 1926, S. 252f.) weiter: „Doch glaubte er, diese Schwierigkeiten dadurch gelöst zu haben, daß er ‚die Ecke gegen den katholischen Kirchplatz als Zentrum ansah, und die Seiten gegen die Rittergasse und den katholischen Kirchplatz, beide als Hauptfronten des Gebäudes anordnete.‘ Da man zur sofortigen Ausführung drängte, wurde der Bau, dessen Grundstein am 28. September 1820 im Beisein des Großherzogs gelegt worden war, um die Pauschalsumme von 72 000 fl an verschiedene Unternehmer vergeben und umgehend begonnen. Als das Gebäude etwa bis in Sockelhöhe durchgeführt war, stellte man ohne Wissen Weinbrenners zur Aufsicht und als Beistand des Bauleitenden Fischer den Militärbaumeister Friedrich Arnold auf, welcher sich nicht nur ‚erlaubte, in jeder artistischen Hinsicht‘ die Ausführungspläne herabzusetzen und zu ‚entstellen‘, sondern auch, in gewissenloser Weise gegen den Künstler arbeitend, die Baukommission so zu beeinflussen wußte, daß diese beschloß, das Gebäude nach seinen Angaben durchführen zu lassen. Hiergegen legte Weinbrenner Verwahrung ein mit der Erklärung, jede Verantwortung für den Ständehausbau ablehnen zu müssen. Das Gebäude wurde darauf nach den Plänen Arnolds vollendet.“

Der erbitterte Weinbrenner wehrte sich und wies auf die großen Nachteile hin, die der Bau durch den von Arnold eigenwillig abgeänderten Plan erfuhr. Er konnte nichts mehr rückgängig machen. In einer Eingabe an die

Bernhard Weiß, *Ständehaus und St. Stephanskirche*
1945

(In: *Karlsruhe 1945 — Blätter des Gedenkens an das Schicksal einer Stadt*)



Das Karlsruher Ständehaus, erbaut 1820/22 von Fr. Arnold

(GLA J/B: Karlsruhe 182)

Ständeverwaltung vom April 1822 bemerkt er abschließend: „Schließlich bemerke ich noch, daß sich nun nach Vollendung des Baues die Baukosten nach dem abgeänderten Plan im Wesentlichen durch das dritte Stockwerk, ungeachtet aller sonstigen Beschränkungen auf eine einzige steinerne Haupttreppe, Weglassung des Basreliefs, der Candelaber etc. auf die Summe von circa 120 000 Gulden belaufen haben.“

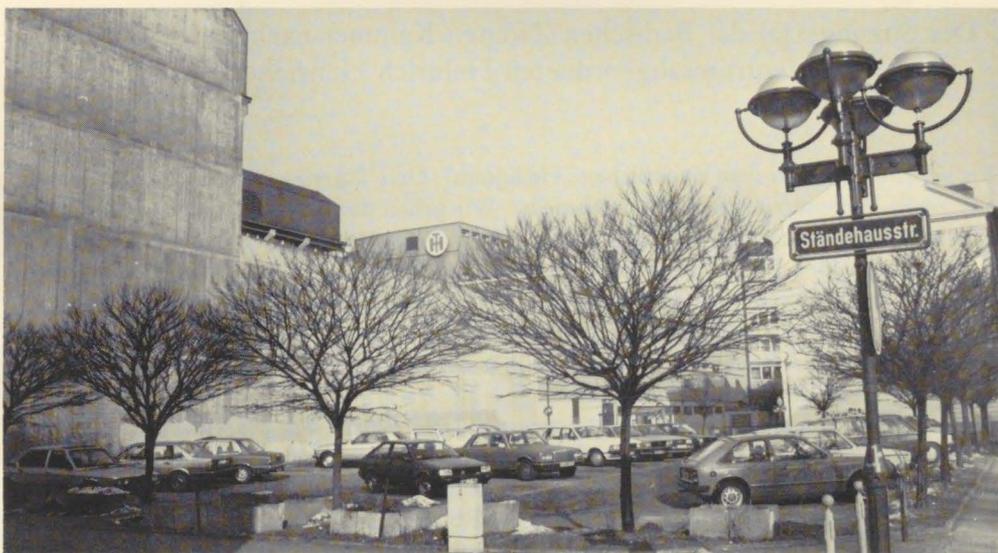
Im Frühjahr 1822 war das Ständehaus vollendet. Es erfuhr in der Folgezeit einige Veränderungen: 1839—1841 wurde der Saal der I. Kammer von Hübsch umgestaltet und von

Schwind ausgemalt. 1885—1886 wurde die Halle nach dem Garten zu erweitert und nach 1900 ein Erweiterungsbau in der Ritterstraße angegliedert.

Das Schicksal des ältesten Parlaments auf deutschem Boden ist bekannt. Es sank am 27. September 1944 im Bombenhagel in Schutt und Asche. Siebzehn Jahre lang führte das Gebäude ein Ruinendasein, bis man den verhängnisvollen Entschluß faßte, der nicht mehr gut zu machen ist, das Gebäude vollständig abzureißen. Die letzten Reste des Ständehauses verschwanden am 13. November 1961. Wiege und Wahrzeichen der Demokratie hatte aufgehört zu existieren.

Rede des Prälaten Johann Peter Hebel bei der feierlichen Grundsteinlegung des Ständehauses in Karlsruhe am 16. Oktober 1820

Euere Königliche Hoheit haben auf unterthänigstes Ansuchen höchst Ihrer treuehorsamsten Ständeversammlung den Bau eines Ständehauses gnädigst genehmigt. Er ist durch das preiswerte Geschenk der Verfassung, welche wir unserm erhabensten Fürsten verdanken, ein erfreuliches Bedürfniß geworden. Höchstdieselben, nie müde, zu beglücken und zu erfreuen, haben in der Bitte der gegenwärtigen Baukommission huldreichst die Wünsche der treuehorsamsten Stände gewürdigt, Höchstselbst dieses Gebäude gründen und seiner Bestimmung weihen zu wollen. Genehmigen Höchstdieselben die devotesten und reinsten Dankgefühle, welche wir im Namen unserer Kommittenten darzubringen uns erlauben. Dieses Gebäude, das heute unter seinen schönen Auspicien ersteht, wird lange an den Ausgang eines Landtages erinnern, der unter den beglückendsten Erweisungen landesväterlicher Huld so feyerlich und erfreulich in allen Gemüthern geschlossen wurde. Es wird mit andern Denkmalen einer glorreichen Regierung mit so vielen festen Begründungen einer glücklichen Zukunft an die dankbare Nachwelt übergehen. Von Eurer Königlichen Hoheit Höchstselbst geweiht, wird es ein bleibender Zeuge jener huldreichen Gesinnungen seyn, womit der allverehrte und geliebte Fürst und Vater seines Volkes alle Interessen desselben zu umfassen und zu seinen eigenen zu erheben gewohnt ist, selbst glücklich, indem Er beglückt. Die Vorsehung schütze und mehre, zum Heil des Vaterlandes, Höchstihre theuere Tage und lasse Höchstdieselben lange aus den Sälen dieses Gebäudes den Dank und die Segenswünsche Ihrer getreuesten Stände, die fortwährende Huldigung aller Herzen empfangen.



Das Areal des früheren Ständehauses

(Foto: Jörg Vögely)



Das Areal des früheren Ständehauses

(Foto: Jörg Vögely)

Der Sitzungssaal der Badischen Zweiten Kammer nach der Schilderung des Zentrumsabgeordneten Heinrich Hansjakob 1877

Wir selbst nahen jetzt dem eigentlichen „Heiligtum“. Drei Türen, zwei seitliche kleinere und eine große Flügeltüre, öffnen sich in dasselbe. Wir gehen durch das Hauptportal. Eine vollständige griechisch-römische Rotunde, wie Weinbrenner sie liebte, tritt uns entgegen, umstellt in der zweiten Etage von korinthischen Säulen, hinter denen sich die Galerie bildet. Im unteren Raum sind terrassenförmig die drei grün gepolsterten Sitzreihen der Abgeordneten. Einige Stufen führen zum „Chor“ des badischen Nationalheiligtums hinauf, wo, an der Stelle des heidnischen Opferaltars, der Tisch den Präsidenten sich erhebt; rechts und links davon die Sitze seiner Diakonen, der Sekretäre.

Hinter dem Präsidentenstuhl, unter goldenem Baldachin, zeigt sich der Thronessel des Fürsten; zu seinen Flanken die Büsten der verlebten konstitutionellen Landesherren auf kleinen Halbsäulen. Links vom Präsidentenplatz zwei Tische für die Regierungskommissäre und Minister und oben zu beiden Seiten des Chors der Rotunde zwei Hoflogen.

Hier, lieber Leser, hast du, so du es noch nicht in Natura gesehen, ein Bild von dem „hohen Hause“. Und du wirst ordentlich Respekt bekommen vor seiner Ausstattung.

Und in der Tat, von allen süddeutschen Kammern ist die badische äußerlich entschieden die hervorragendste. Die Königreiche Bayern und Württemberg haben, wie ich mich schon selbst überzeugt, ganz armselige Zelte für die Vertreter des Volkes aufgeschlagen. Manch ordentliche Städtchengemeinde hat schönere Räume für ihren Gemeinderat. Besonders gilt dies von der württembergischen Kammer. Man könnte fast meinen, es stamme dieselbe aus den Zeiten der Leibeigenschaft.

Aber das kleine Baden hat, wenigstens in seinen früheren Jahren, in seinem Ständehaus auch Männer von großer politischer Bedeutung und von Mannesmut gehabt und gebildet und gar oft Bayern und Württemberg in dieser Hinsicht überflügelt.

Ich bin der Ansicht, daß ein Versammlungsort für Männer, welche Recht und Freiheit des Volkes hochhalten und verteidigen sollen, auch schon in seiner lichten, würdigen Zusammenstellung den Geist bekunden muß, der in seinen Räumen walten soll. Ein armseliges, gedrücktes, kleines Parlament entspricht dem nicht, was eine konstitutionelle Versammlung sein soll. Was muß ein Bauersmann denken, wenn er, nach den hohen Ideen von einer Volksvertretung, die ihm so oft vorgedruckt und vorgesagt werden, einmal zagenden, ehrfurchtsvollen Schrittes auf die Galerie des Ständehauses kommt und dann eine alte Rumpelkammer sieht?! —

Heinrich Hansjakob: In der Residenz. Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten. 2. Auflage, Stuttgart 1911, S. 22—24

I. Der Residenz-Korso

Ich äußerte diese meine Bedenken über die heutigen Anträge am Nachmittag auf dem Corso meinem Freunde Förderer, der die gleiche Anschauung mit mir teilt. Wir wollen sie aber jetzt ruhen lassen bis zur Zeit ihres Erscheinens auf der Tagesordnung und uns mit dem Corso der Residenz beschäftigen, um etwas Leben in die langweiligen Tagebuchskizzen über Kammer- und Fraktionsverhältnisse zu bringen.

Die Einseitigkeit des Korsos habe ich bereits berührt, ebenso seine Wagenlosigkeit. Infolge der letzteren tritt ein weiterer Unterschied zwischen unserm und dem italienischen Corso zu tag. In Italien bilden die Fußgänger nur die Einfassung des Wagenkorsos, eine Art von Staf-fage. Sie sind die Choristen auf dem Straßentheater und dazu da, um die Vorüberfahrenden zu besehen und zu bewundern. In Karlsruhe sind die Infanteristen, das sind die Fußgänger, sich selbst alles und müssen sich lediglich an sich und an den Schauläden der langen Straße ergötzen. Man kann somit hier viel gründlichere Menschenstudien machen als auf den rastlos rollenden Korsis jenseits der Alpen, wo Wagen an Wagen vorüberleitet, und man vor lauter Hören oft das Sehen vergißt. Lassen wir einmal einen Residenz-Korso an uns vorüberwandeln: Wir beginnen mit der „Damenwelt“; denn sie ist ja die Blume und Creme aller Korsos, der ultramontanen und der cismontanen, und, wie überall, so auch hier in der Mehrzahl, namentlich in der Gegend, wo die Fenster der Konfektionsgeschäfte auf die Trottoirs niederstrahlen. Ich kenne die Karlsruher Frauen und Fräulein nur vom Corso, da ich weder im einzelnen noch in größeren Privatgesellschaften Gelegenheit hatte, auch nur eine einzige näher kennen zu lernen. Auf der Straße sind aber bekanntlich alle „Gassenengel“; und dies Zeugnis kann auch ich nicht in Abrede stellen. Fein sittig und züchtiglich wandeln sie den Corso auf und ab; höchstens schaut einmal eine oder die andere auf meinen großen Hut, der schon so viel von den Blicken zu leiden hatte und doch der unschuldigste und harmloseste Bursche der Welt ist. Wenn sie erst einen italienischen Priesterhut sähen, unsere Residenzdamen, so würden sie ihre schelmischen Augen noch viel spöttischer verdrehen. Letzthin traten, als ich aus dem Abgeordnetenhaus ging, gar zwei auf mich zu und fragten, ob ich ihnen nicht meinen Hut leihen wollte zu einem Kostüm für den Maskenball. Man sieht ferner unter den weiblichen Bildern unseres Korsos, Weibsbilder darf ich ja nicht mehr sagen, gar viele schöne; ein Kompliment, das jeder Fremdling, selbst wenn er in Italien war, sonst weiter nichts versteht und keine persönlichen Absichten hat, der jüngeren Damenwelt unserer Residenz wird machen müssen. Wenn heute die drei Grazien aussterben würden oder unter die Haube kämen, so könnte man in unserer Residenz dreißigmal drei dieser Huldgöttinnen auslesen. Leider aber sind bekanntlich „selbst die drei Grazien bis heute sitzen geblieben“ und immer noch ledig; ein großer Trost für manch andere, die deren Los zu teilen hat, ohne eine Grazie zu sein. Am Sabbat, wo das in der Residenz stark vertretene israelitische Element Corso läuft, kann man dazu noch manche klassische, orientalische Schönheit zu sehen bekommen, die alle arischen Gesichter aussticht. *Einen* Tadel aber in der äußeren Haltung der genannten Damen muß ich doch aussprechen. Viele unter ihnen bilden beim Gehen mit dem Körper förmlich einen stumpfen Winkel, indem sie den Oberleib möglichst vorhängen lassen. Es sieht dies in der

Tat sehr unästhetisch aus, soll aber — Mode sein. Gegen *diese* Mode sind die falschen Haartürme wahre Schwanenhäse. Im übrigen soll ich unter den Karlsruher Damen viele Feindinnen haben infolge meines italienischen Buches. Ich schließe daraus, daß nicht wenige Blaustrümpfe unter dem zarten Geschlechte der Residenz sich finden dürften. Als ich dieser Tage auf einem abendlichen Korso mit einem Freunde einigen Damen begegnete, die meinen Begleiter kannten, blieben sie bei ihm stehen und fragten ihn, „ob das der abscheuliche Hansjakob wäre, der so über die Frauen in seinem Buche geschimpft habe“. Leider mußte der Gefragte es bestätigen und noch manch böse Rede gegen mich anhören. Feinde überall: unter Geistlichen, unter Laien und unter den Wibervölkern, Feinde in jedem Winkel, wer mag das tragen — ohne Humor? Anfangs ward es allerdings schwer, aber jetzt bin ich's gewohnt. Man gewöhnt sich im Leben an alles. Wie sagt doch Heine?

Anfangs wollt ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg es nie,
Und ich hab' es doch getragen,
Aber fragt mich nur nicht — wie?

Was die Herren des Korsos betrifft, so zeigt sich hier weit größere Mannigfaltigkeit und Variation für den Studienmacher und Skizzenschreiber. Bei den Frauen sind die Gesichter entweder schön oder unschön; weitere Charakteristik läßt sich bei dem geistig nicht viel verrätenden, allgemeinen Frauengesicht nicht leicht zeichnen. Die Männer, die mehr denken, haben weit mehr Detail in ihren Gesichtern, namentlich die Zivilmenschen. Bei den Herren vom Militär machen die Uniformen und der Drill auch die Gesichter einförmig, und ein Leutnant schaut drein, wie der andere. Übrigens sieht man im Gegensatz zu Italien verhältnismäßig sehr wenig Offiziere auf dem Korso. Ich weiß nicht, geschieht dies Fernhalten aus Korpsgeist oder aus Mangel an Zeit; jedenfalls aber leidet darunter die Gemütlichkeit nicht. Doch fällt die große Infanteriekaserne mit ihrem Exerzierplatz an den Korso, und man kann da zusehen, wie die jungen Krieger gedrillt werden. Ein Abgeordneter, mit dem ich einmal hier stand, und der ein scharfer Patriot ist, meinte, „es sei eine wahre Freude, zuzusehen, wie diese jungen Männer da so gesunde Übungen machten“. Es gibt eben kuriose Begriffe von Gesundheitspflege. Es kam mir aber vor, so oft ich dem Exerzieren zusah, als ob einzelne Offiziere, sobald sie meiner ansichtig wurden, die Meinung überkäme, als hätte ich nicht das gleiche Urteil über „die gesunden Übungen“. Und doch stand ich in der Regel da, wie manch anderer auch, und dachte an gar nichts. Namentlich ist mir ein Hauptmann erinnerlich, der, so oft er vor seiner Kompanie stand und mich erblickte ganz auffallend sich belästigt zeigte. Ich weiß nicht, warum. Oder hat er vielleicht auch in meinem „Italien“ eine kleine Erinnerung gefunden, die ihm nicht gefiel? Übrigens ist der Herr kein Preuße und kein Freund der Preußen, sondern ein Badener und ein wackerer Mann, den ich sogar kenne. Er ist der Sohn eines Apothekers und später als Oberstleutnant gestorben. Er hätte aber auch als Pfarrer seinen Mann gestellt, denn er predigte seinen Soldaten immer und liebte es offenbar nicht, wenn ich seiner Predigt zuhörte. So ein Schriftsteller nach meiner Fassung, der eben nicht streng wissenschaftliche Abhandlungen von sich gibt, sondern ins volle Menschenleben hineingreift, muß notwendig, wenn er immer sagen will, wie er's denkt, überall sich Feinde machen. Einen wesentlichen Bestandteil unseres Korsos bilden die Studenten des rühmlich bekannten Polytechnikums unserer Residenz, junge Herren aus allen deutschen Landen. Sie führen die alten Namen der Schwaben, Rhenanen, Vandalen, Teutonen, schlagen sich „auf blutigen Walstätten“ und ziehen mit Heftpflaster im Gesicht und mit ihren großen Hunden durch die Langestraße. Qualis rex, talis grex, diese Studentenhunde sind die wohlherzogensten Bestien

dieser Gattung, die ich je kennenlernte. Stundenlang und halbe Tage lang liegen sie vor den Türen der Kaffeehäuser und warten auf ihre Herren, ohne im geringsten jemanden zu inkommodieren. So führen sich auch ihre Herren im öffentlichen Straßengewimmel fast durchaus wie gebildete Leute auf, und ich meine, diese Polytechniker benehmen sich viel ruhiger und anständiger als zu meiner Zeit die akademischen Bürger an der Universität. Die deutschen Studenten sind bekanntlich eine interessante Spezialität, wie sie Italien und Frankreich nicht hat; denn auf den französischen Boulevards und den italienischen Korsis ist der Student nicht zu unterscheiden vom Handlungskommis. So sind auch die Polytechniker der Residenz in Farben und „Wichs“ eine belebende Zierde des Korsos und eine wohltuende Erscheinung gegenüber den zahlreichen langweiligen Bürogesichtern, die das Gros unserer Promenade bilden. In jeder kleineren Residenz werden die höhern und niedern Beamten und Diener der Staatsmaschine das Charakteristikum für die Straßenschilder abgeben, und man wird deshalb einer Menge von Menschen begegnen, denen man ansieht, daß sie irgendeine offizielle Stellung bekleiden, und wenn sie auch nur Schrauben oder Nägel in dem Räderwerk einer Landesregierung wären. So kommt es, daß auch auf unserm Korso zu gewissen Stunden, vor und nach dem Büro des Nachmittags und Abends, viele Leute sich ergehen mit Beamtenphysiognomien. Der Typus derselben ist etwa folgender: „Etwas aristokratisch, aber ohne die angeborene Noblesse des Aristokraten; streng abgegrenzte Züge, meist langweilig wie das Viereck ihrer Bürozimmer; mit mehr oder weniger Selbstbewußtsein andere Menschen anschauend; in der Regel mit einem Bart behaftet, wie ihn der jeweilige Kaiser oder Großherzog trägt, und mit einem kleinen, dünnen Spazierstöckchen in der Hand.“ Wenn du solche und ähnliche Leute siehst, Fremdling, so denke: „Es sind Staatsdiener oder solche, die es werden wollen, und solche, die es nie werden, aber doch bei der Regierung tätig sind als Unterbeamte.“ Siehst du aber Männer ohne Stock, angegriffen und mühsam dreinsehend, aber doch noch mit gewisser populärer Heiterkeit das Weltgetümmel musternd, so wisse: Das sind Volksvertreter, und so sie recht blaß aussehen, Budgetmänner, die Tag und Nacht Sitzungen mitmachen müssen. Das Hauptkennungszeichen des Deputato ist das Fehlen des Spazierstockes. Es hat dies seinen Grund weniger in dem selbstbewußten, freiheitlichen Gang und in der Verschmähung eines jeden Zeichens, das an Polizei und Büttel erinnert, sondern in folgendem, durchaus harmlosen Umstand: Wenn der Landbote auszieht von der Heimat, um residenzwärts zu fahren, so muß er einen Regenschirm mitnehmen als unbedingt notwendiges Übel für die lange Regenzeit des Winters. Man kann sich manchmal nicht schützen gegen die Gewässer und kalten Strahlen im hohen Haus, und so will man wenigstens im Freien unbelästigt sein von den Tränen des Himmels. Zum Regenschirm aber noch einen Stock mitnehmen, geht nicht an. Ja, wenn der letztere im Koffer Platz hätte, aber dazu ist er zu lang. Den Stock aber an den Schirm binden und offen mitnehmen, kann man aus ästhetischen Gründen keinem Landboten zumuten. So ziehen Landschuster und Landschreiner aus, wenn sie über zwei Feiertage verreisen, um in der Stadt eine alte Base zu besuchen oder dem Sohn in der Kaserne sein Heimweh zu stillen. „Noblesse oblige!“ Und deswegen läßt man seinen Spazierstock zu Hause. Vielleicht nimmt es dich ganz besonders wunder, fremder Leser, wenn du einmal zur Winterszeit auf den badischen Residenzkorso kommst, mich zu sehen. Ich würde dir zu diesem Zwecke gern ein ganz genaues Bild von mir entwerfen, aber ein deutscher Dichter behauptet mit Recht, „daß beim besten Willen der Treuherzigkeit kein Mensch über sich selbst die Wahrheit sagen könne“ und so kann ich dir kein richtiges Konterfei zeichnen. Schauen wir nach einem fremden Helfer um: Die „Rhein- und Neckarzeitung“ hat einmal gesagt: „Ich wäre der Romantiker der badischen Kammer.“ Das könnte dir vielleicht auf die Spur helfen. Wenn du nämlich zu den obigen Merkmalen der Landboten noch einen Menschen siehst, der

nichts weniger als romantisch aussieht, so denke: Das ist er. Und willst du noch mehr von mir wissen, so halte nur Umfrage unter meinen geistlichen Freunden und Mitbrüdern, die werden dir wenig Gutes zu sagen wissen. Aber merk': „Im Tadel liegt in der Regel mehr Wahrheit, als im Lob.“ Du wirst also nicht fehlgehen, wenn du andern mehr glaubst als mir. Eine fernere Signatur der Landboten auf dem Korso ist die, daß sie meist in ganzen Schwärmen, wie die Bienen, oder wenigstens in kleinen Scharen, wie die Wachteln, promenieren. Nur unsereiner muß manchmal um seines Tagebuches willen allein gehen, und weil kein anderer so lange mit ihm herumziehen mag. Ich kann die Stubenluft nicht gut ertragen, bin am liebsten im Freien, solange es möglich ist, und mache meine Studien in dem lebenden Buche der Natur und der Menschheit. Zwischen den Beamten und den Volksverträttern wirst du aber auf dem Korso noch manchem zivilgekleideten, aufrechten, etwas moros dreinsehenden Manne begegnen. Es sind dies die badischen höheren Militärs, welche sich beim Übergang unseres Kontingents an Preußen pensionieren ließen. Es sind deren viele, und die meisten leben in der Residenz. Ihr moroser Blick gilt aber nicht dem Mitmenschen auf dem Korso, sondern soll, wie ich zuverlässig höre, der Militärkonvention gelten, die manchen, noch in den besten Jahren, ins Gebiet der Zivilmenschen trieb. Die Herren werden besser wissen, als ich, warum. Aber soviel ist sicher, daß bei uns viele Offiziere nach Eingliederung in die preußische Armee sich sehnten, und wenn dieser Wunsch nicht „nach Wunsch“ sich erfüllte, so kann man ruhig sagen: „Tu l'as voulu, George Dandin!“ Freilich muß darunter auch mancher leiden, der nicht gewollt hat. Auf der andern Seite aber muß gewiß anerkannt werden, daß das Bewußtsein, einer großen Armee anzugehören, ein erhebendes ist, und daß das Holz, aus dem unser Herrgott die großen Generäle „schnitzt“, nicht in kleinen Armeen wächst. Unter all diesen Korsogestalten ist der Karlsruher Bürger, soweit er Zeit hat, sich auf dem Korso umherzutreiben, leicht zu erkennen an der friedlichen, aber vom Bewußtsein, Residenzler zu sein, gehobenen Bürgermiene und an dem eiligen Schritt des Geschäftsmannes. Selten sieht man unter ihnen einen jener satten, hochfahrenden „Geldprotzen“, die jedem Vorüberwandelnden durch ihre Blicke zurufen:

Wenn du aber gar nichts hast,
Ach so lasse dich begraben,
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.

Was dem Korso unserer Residenz abgeht, das sind die malerischen Gestalten der Bettler. Es ist mir von diesen bummelnden Existenzen nur eine erinnerlich, ein großer, stattlicher Mann, eine Axt über die Schulter an einem Strick so elegant tragend, wie ein junger Baron seine Jagdflinte und würdevoll an einer Straßenecke stehend. Ein echter, grauer Bettlerbart und eine gewisse Körperfülle geben ihm dazu eine eigene Noblesse, die durch sein Schweigen noch erhöht wird. Er spricht niemanden an, seine Mienen sprechen, als ob jeder merken müßte, daß man ihm etwas schuldig sei, weil er es brauche. Da ich mich auf Bettlerphysiognomien seit Italien etwas verstehe, so hatte unsere erste Begegnung mit ihm einen sofortigen mechanischen Griff nach meiner Börse zufolge. Sein erstes Wort war ein stolzes: „Ich bin bei den Grenadiern gestanden“, und dann nannte er, als ob alle Dörfer Badens sich um die Ehre stritten, ihn geboren zu haben, seinen Geburtsort Dachslanden, ein Dorf in der Nähe der Residenz. Wir waren von dem Tag an Freunde, und so oft wir uns trafen, wußte jeder, was er zu tun hatte. Übrigens wandelt er seltener am Korso, die Nebenstraßen sind seinem dunkeln Gewerbe günstiger. Seine Axt ist nur Firma, als Holzmacher, das leere Register eines Geschäftes,

das nicht mehr betrieben wird. Ich empfehle meinen Freund allen Korsomenschen zu geneigtem Zuspruch und den Malern unserer Kunstschule als Motiv zu einem bettelnden Belisar. Ein weiterer Mangel an unseren Boulevards hin sind die nicht vorkommenden Orangen- und Zitronenhändler, die Kastanienröster und Limonadeverkäufer des Südens. Statt dieser wandelnden Figuren stehen an einzelnen Ecken des Korsos die im Winter geschlossenen Buden der sogenannten kohlsauern Jungfrauen und erinnern an die schöne Sommerzeit. Nur am Karlstor sitzt Sommer und Winter eine alte, runzelige Obstverkäuferin mit runzeligen Äpfeln und altem Brot. Sie schläft meist den Schlaf des Alkohols und ist ein hexenartiges Gegenstück zu den schwarzzügigen Erdbeeren-Verkäuferinnen Neapels. Auch die vielen Cafés und Restaurants der italienischen Korsos wirst du in Karlsruhe vergebens suchen. Nur auf der andern, öden Seite der Langenstraße ist das „Café Tannhäuser“ und weiter oben das Museum, wo die „alten Herren“ vom Zivil und Militär ihr Schach spielen oder ihre Zeitungen lesen. Aber bei all den vielen Eigenheiten und Mängeln ist unser Korso ein heiteres Ding und reich genug an Bildern, um ihn gerne zu begehen und auf ihm wandelnd sich an seinen Mitmenschen und ihren charakteristischen Merkmalen zu erfreuen. Wenn du aber menschenscheu bist, lieber Leser und Fremdling, und nicht gerne im Gewirr des Korsos dich umhertreibst, so folge mir, wenn ich die Boulevards verlasse. Gegen die dritte Stunde des Nachmittags wird der Korso sowieso unbelebt; die Staatsdiener verlieren sich in ihre Büros, die Militärs a. D. ins Museum, der Kaufmann in sein Kontor, die Landboten in die Kommissionssitzungen, und die Damen hinter die Kaffeetische. Da wird's leer auf der Ringstraße des Korsos, und wir suchen den Hardwald auf mit seinen lichten Föhren und seinen trauernden Eichen, sehen die Damhirsche grasen und freuen uns der stillen Waldeseinsamkeit. Wir lassen uns hier von der Mutter Natur in ihrem Großvaterstuhle des Winters predigen, wie armselig und flüchtig unser Menschenleben ist, flüchtig wie ein Korsolauf, und wie sie, die alte Ahne, deshalb am liebsten unter tausendjährigen Eichen ihr Quartier aufgeschlagen hat und von den stillen Hirschlein ihren Schlummer bewachen läßt, bis der Frühling kommt, ihr ewig schöner Göttersohn, und die alte Dame neu verklärt und von den lustig singenden Vögelein aufgeweckt wird. Und während wir ihrer stillen Mahnung lauschen, fährt der Wind durch die Äste und Zweige des Eichwaldes, schlägt in unserer Seele an, wie auf die Saiten einer Äolsharfe, und stimmt uns tief ernst und melancholisch. Und das von Bildern des Alltagslebens aufgeschreckte Menschenherz wird stille, stille und lauscht mehr und mehr, ruhiger und ruhiger und denkt an den Frühling des Lebens, der nur einmal kommt für uns Sterbliche, und denkt an den Winter, der hienieden für immer uns zur Ruhe bringt. Und immer wieder und wieder rauscht's durch die alten Eichen, und ich denke an die Worte des Dichters:

Da muß ich oft noch lauschen
In meiner Einsamkeit,
Und denk' bei diesem Rauschen
Der schönen Jugendzeit.
Schweigt der Menschen laute Lust;
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar in alten Bäumen.
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

So wird's dunkler Abend bei diesem Rauschen und Lauschen. Durch den Schloßgarten kehren wir heim in die Residenz, wo die Welt uns wieder ergreift und uns aufrüttelt aus unseren süßen Träumen.

Ich komme sehr oft in den Hardwald und besuchte in demselben bis zum letzten Herbst, wo er sich pensionieren ließ, nicht selten auch den alten Hofjäger Brenneisen, der in der östlichen Ecke dieses gewaltig großen Parks ein reizendes, kleines Jägerhaus bewohnte. Seine Tochter Klothilde ist Kammerfrau bei der Prinzessin Wilhelm und besucht, wenn die Herrschaften zur Sommerszeit in meiner Nähe wohnen, am Sonntag Morgen die Kirche von Hagnau und am Nachmittag bisweilen meine Schwester. Dieses Kammerfräulein ist hübsch, bescheiden, still, fromm und klug. Und wenn die fünf klugen Jungfrauen im Evangelium eine weitere Gefährtin wählen wollten, würden sie sich als sechste sicher das Fräulein Klothilde Brenneisen zugesellen. Ihr und ihm zulieb suchte ich jeweils den Hofjäger in seiner Waldeinsamkeit auf. Der alte, freundliche Herr, der seit mehr als 25 Jahren die Tierwelt dieses Parks hegte und pflegte und so mit der Natur in stetem Verkehr lebte, ist die Liebenswürdigkeit und Sanftmut selber, und ich beneidete ihn oft um seinen stillen Frieden, aber auch um seine stille Wohnung im Eichwald. Das wäre ein Quartier für einen nervenkranken und nach des Tages Mühen ruhebedürftigen Landboten. Der gute Hofjäger zog als Pensionär in meine Nachbarschaft am Bodensee, nach Salem zu seinem Sohne und starb hier 1890. Seiner liebenswürdigen Tochter aber, die ich seit bald drei Jahrzehnten nicht mehr gesehen, wird sich jetzt das einst goldene Haar auch silbern gefärbt haben.

In der Residenz. Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten, Seiten 192—205; 11. Januar 1878



Heinrich Hansjakob. Undatiertes Photo (Generallandesarchiv, Karlsruhe. Sign. J/Ac B 115 Anf. Nr. 5001/83

Heinrich Hansjakob und Heinrich Vierordt

— Streiflichter auf eine Dichterfreundschaft —

Ludwig Vögely, Karlsruhe



Heinrich Hansjakob, Aufnahme von Hofphotograph C. Ruf mit eigenhändiger Unterschrift Hansjakobs

Diese Betrachtungen sind Streiflichter, die auf die Freundschaft zwischen Heinrich Hansjakob und Heinrich Vierordt gerichtet sind. Der Aufsatz verfolgt also nicht den

Zweck, tiefgründige Analysen von Leben und Werk der Dichter herzustellen, oder — wie es bei Jubiläen der Brauch ist — ernste Untersuchungen über die heutige Bedeutung

des Schwarzwälders und des Karlsruhers vorzunehmen, kurzum, dieser Aufsatz ist keine literarische Bestandsaufnahme. Gleichwohl erfüllen auch Streiflichter einen bestimmten Zweck. Was und wen das Licht streift, wird erhellt und sichtbar. Dadurch tragen Streiflichter letzten Endes auch zur Charakteristik der beiden Männer bei, die einmal in Baden und weit darüber hinaus viel galten, und von denen Vierordt heute weitgehend vergessen, Hansjakob aber noch, besonders in seiner Heimat, lebendig geblieben ist. Diese Streiflichter nehmen ihr Licht aus dem Werk der Dichter, so weit ihre Freundschaft darin Erwähnung findet. Und dabei begegnen uns keine Geistesheroen, die unnahbar auf dem Dichterolymp thronen, sondern Menschen mit ihren Stärken und Schwächen.

Wann die Freundschaft zwischen Hansjakob und dem achtzehn Jahre jüngeren Vierordt begonnen hat, läßt sich nicht feststellen. Man geht aber wohl nicht fehl, wenn man den Beginn des Kennenlernens der beiden Männer in die Zeit legt, die Hansjakob als Landtagsabgeordneter Zwischen 1871 und 1881 in Karlsruhe verbracht hat. Die Vierordts waren ein hoch angesehenes, begütertens Karlsruher Geschlecht, und in der Familie verkehrten alle stadtbekanntesten Persönlichkeiten. Hansjakob berichtet in seinen Erinnerungen „In der Residenz“ von seinen Besuchen, die er — wenn auch meistens ungern — in der Stadt machen mußte. Die Familie Vierordt erwähnt er dabei nicht. Vielleicht ist die Bekanntschaft auch über Hansjakobs Besuch im „Bärenzwinger“ angebahnt worden (siehe dazu den Aufsatz von Hans Leopold Zollner in diesem Heft), oder auch durch den Stammtisch im „Hotel Geist“. Hansjakob kam mit einer Jagdgesellschaft zum Jägeressen erstmals in dieses Gasthaus in der Kronenstraße, das wegen seiner vorzüglichen Weine und seiner guten Küche bekannt war. Von da an besuchte er das Hotel regelmäßig, in den Landtagen 1878/1880 fast täglich. „Ich war bald daheim bei Vater

Fees, einem Breisgauer aus Herbolzheim.“ Fees und seine Frau, „eine der tüchtigsten Hausfrauen, die ich kenne“, besuchten Hansjakob später öfters in Freiburg. Im „Geist“ hat der Pfarrer ungezählte heitere Stunden erlebt. Hier traf er Persönlichkeiten, die ihm glänzende Unterhaltung boten: Abgeordnete, Offiziere, Richter, Regierungs- und Rechnungsräte, Künstler usw. Die gesamte gute Gesellschaft der Residenz verkehrte im „Geist.“¹⁾

Heinrich Vierordt erblickte am 1. Oktober 1855 in Karlsruhe das Licht der Welt. Sein Vater, aktiver Offizier, war damals Oberleutnant in einem Karlsruher Grenadierregiment. Die Mutter war eine musisch begabte Frau, von ihr hatte der Sohn wohl die Liebe zu Theater und Literatur geerbt. Durch die vielen Versetzungen des Vaters, bei Berufssoldaten auch heute noch üblich, wuchs Vierordt in Karlsruhe, Rastatt, Freiburg, Konstanz und Wertheim auf, und an das Städtchen am Main hat er zeitlebens in Liebe gedacht. Vierordt hatte Schwierigkeiten mit der Schule, die auch durch die häufigen Ortswechsel entstanden waren, legte aber schließlich sein Abitur ab. Danach studierte er im Hauptfach Germanistik an den Universitäten Heidelberg, Leipzig und Berlin und schloß seine Studien mit der Promotion ab. Zeitweilig bestandene Pläne, ganz an die Universität zu gehen, wurden, vielleicht zu seinem Glück, aufgegeben. Karlsruhe blieb des Dichters dauernder Wohnsitz bis zur Zerstörung seiner Wohnung im Zweiten Weltkrieg. Heinrich Vierordt schloß seine Augen in Triberg am 17. Juni 1945, er wurde neunzig Jahre alt.

Vierordt war, und das hat er mit Heinrich Hansjakob gemeinsam, ein rastloser Reisender. Seine Fahrten und Wanderungen führten ihn durch ganz Deutschland, nach Belgien, Holland, England, Schottland, Skandinavien, Frankreich, Griechenland und vor allem nach Italien. Diese Reisen weiteten seinen Horizont und seine Bildung beträchtlich, sie brachten ihm die Kenntnis vielfälti-

ger Landschaften, und die Länder und ihre Geschichte boten die Stoffe „für seine sprachlichen Geschöpfe, die bald Idylle, bald Historie, bald Genrebild, bald Fresko sind. Deutsches Biedermeiertum reicht klassischer Antike die Hand; oder der Dichter schwingt sich in den Kosmos, um freilich wieder gern zur Heimat zurückzukehren und Deutschland und Baden herzlich zu preisen.“ Und so konnte Vierordt von sich selbst sagen:

„Ich bin klassisch, bin romantisch, bin antik und bin modern;
alles Hohe, alles Große leuchtet mir als Lebensstern.“²⁾

Heinrich Vierordt war in der beneidenswerten Lage und vermögend genug, keinem Brotberuf nachgehen zu müssen und ganz seinen Neigungen leben zu können. Das unterscheidet ihn von dem Haslacher Bäckerbuben eindeutig. Man weiß ja, wie oft Hansjakob in seinen Schriften darüber klagt, daß er nach langer Dienstzeit mit 2400 Mark jährlich in Pension gehen mußte, sein Lamentieren, daß er ein armer Mann sei, ist ebenso allgemein bekannt. „Hansjakob und das Geld“ wäre eine eigene Erörterung wert. Nun, Vierordt hat sich über die „Armut“ Hansjakobs öfters mokiert und manches darüber vermerkt. „Hansjakob klagte unablässig über seine Armut; dabei bezog er stattliche Einnahmen als Schriftsteller, konnte sich seine Wohnstätte mit erlesenen Kunstwerken ausschmücken, reiste nur erster Klasse auf der Eisenbahn, in späteren Lebensjahren sogar nur noch in gemietetem Zweispänner, bis hinunter an die mittlere Donau, um die reichen Klöster dort zu besuchen. Wahrlich, ein solcher Mann und Nachfolger Christi hatte nicht eigentlich Ursache, über Armut zu jammern. Im Jahre 1900 schrieb er mir: ‚Ich bin arm, weil ich nicht ohne Dienst und Amt als Rentner leben kann. Wie oft muß ich Ihnen das noch sagen?‘ Ich hatte deshalb ihm zuweilen ins Gewissen geredet und ihn zur Zufriedenheit gemahnt. Hansjakob hatte vor dem Geld als solchem eine Heidenehrfurcht,

wie dies oft bei Leuten vorkommt, die bäuerlichen Kreisen entstammen.“³⁾ Oder an einer anderen Stelle: „... Hansjakob, als richtige Bauernnatur, legte dem Geld an sich überhaupt einen übermäßigen Wert bei. So schrieb er mir auf allen Briefanschriften in Zeiten, da ich selber noch ein ‚wohlhabiger‘ Mann war, zu meinem gelinden Verdrusse stets: ‚Dichter und Rentner‘ und ließ es sich durch keinen Einspruch abgewöhnen. Ihm ‚imponierte‘ die ‚Renten‘ vorwiegend an einem Menschen, drum ließ er es sich trotz wiederholter Verwahrungen nicht nehmen.“⁴⁾ Die „Wohlhabigkeit“ Vierordts hatte nach dem 1. Weltkrieg und Inflation ein Ende, und als er 1945 als ein beinahe schon Vergessener starb, war er finanziell gewiß bescheidener gestellt als Hansjakob bei seinem Tode.

Hansjakob hat Vierordt als Dichter sehr hoch eingeschätzt. Im „Paradies“ erzählt er, daß er in seiner Strohhütte zu Hofstetten das Gedicht Vierordts „Im Zwieliht“ gelesen habe:

Da mag ich gern gedenken
An die Vergangenheit,
Mag träumend mich versenken
In ferne Knabenzeit:
Wie leuchtet doch herüber,
Von Glanz und Lieb' erhellt,
Kein Wölklein gleitet drüber,
In sonn'ge Kinderwelt.
Ward ich seitdem auch älter,
Und spärlicher mein Haar,
War doch mein Herz nicht kälter,
Nicht frostiger fürwahr;
Ein Strahl doch auf der Schwelle
Voll warmen Lebens fällt,
Ob auch ein Jungeselle
Geschlagen hier sein Zelt.

„Das ist für dich gemacht, sagte ich mir, und mich überkam ein gewaltiger Respekt vor dem Dichter, denn wenn ich mich sechs Tage und sechs Nächte in meiner Hütte abmühen wollte, so schöne Verse brächte ich

keine zuweg.“ Und bei den gleichen Überlegungen nennt er Vierordt einen „klassischen Dichter, wenigstens für sein engeres Heimatland“, und er zählte ihn zu den „Dichtern von Gottes Gnaden“. Und dann folgt einer der berühmten Hansjakobschen Schlenkerer, wenn er feststellt: „Merkwürdig ist, daß in unserem Jahrhundert die Residenz Karlsruhe die zwei Dichter Scheffel und Vierordt geboren und großgezogen hat. Residenzen sind sonst in der Regel nicht der Geburtsort von großen Poeten. Hofpoeten sind bekanntlich von jeher die schlechtesten gewesen.“ Und weiter: „Die Poesie wohnt und webt, wie Gottes Geist, in der Natur und nicht in der Unnatur der Städte und Paläste. Und zum Erfinden und Denken nehmen sich in der Regel nur arme Teufel Zeit, da die Reichen anderes und leichteres zu tun haben.“⁵⁾

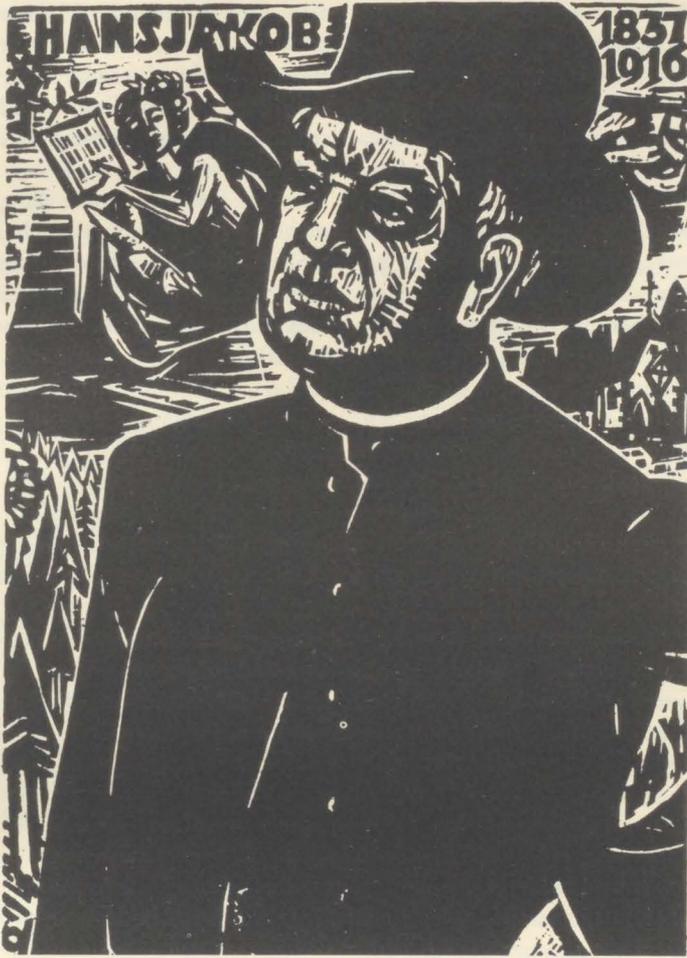
Vierordt steht, wie wir schon gesehen haben, dem streitbaren Freiburger Stadtpfarrer nüchtern gegenüber. Er kritisiert den älteren Freund ungeniert. So sagte er im „Buch meines Lebens“: „In seinen vielgelesenen Schriften hat er mich öfters verewigt und stets als den größten ‚Optimisten‘ hingestellt. Nicht ganz mit Recht. Nur weil ich nicht immer in sein unablässiges Zetern über Kultur, Preußen und ‚Wibervölker‘ eingestimmt habe. Hansjakob jammerte mit Vorliebe über ‚Kultur‘ und besaß dabei selber eine Flucht der behaglichst eingerichteten Zimmer in seinem wohnlichen, eigenartig und geschmackvoll ausgestatteten Pfarrhaus am Franziskanerplatze der schönen Dreisamstadt. Ward ihm der Stadtlärm zu störend aufdringlich, zog er sich in die ländlich stille Kartause vor den Toren Freiburgs zurück, wo er eine halb bäuerlich eingerichtete Landwohnung hatte, um ungestört zu dichten und wehmutsvoll-düsteren Träumen nachzuhängen. Als Eheloser hatte er viel Zeit, über sich selbst nachzudenken, was nicht immer das Glück des Menschen ist. Vier Kapläne nahmen ihm die Bürde der allsonntäglichen Predigtlast ab; nur alle drei Wochen bestieg er die Kanzel, legte sich dann, von dieser Überarbeitung

angegriffen, zu Bett und stand erst gegen Abend wieder auf. Wäre er protestantischer Pfarrherr mit einem halben Dutzend Buben gewesen, so hätten diese vermutlich ihm andere Nüsse zu knacken gegeben.“⁶⁾ Das ist freilich wahr.

Nun, Vierordt heiratete selbst erst kurz bevor er das Schwabenalter erreicht hatte. Seine Frau, die ihm durch „atkräftigen Sinn und künstlerisches Verständnis zur Leuchte seines Weges“ wurde, gefiel sogar dem alten Weiberfeind Hansjakob, der Vierordt folgendes Kompliment machte: „Ihr‘ Frau hat mir gut g’falle; sie isch gar net affektiert, wie die meisten Weiber von heutzutage.“⁷⁾ Ein seltenes Lob aus dem Munde des Stadtpfarrers!

Was Vierordt im obigen Zitat Hansjakob ankreidet, ist dessen ewiges „Zetern über Kultur, Preußen und Wibervölker“. Und man muß dem Kritiker wohl recht geben. Er fühlte, daß da etwas nicht stimmte. Die oft richtig gesehene Skepsis Hansjakobs, die er Fortschritt und Kultur entgegenbrachte, harmonisierte nicht mit dessen Bedürfnis nach Kultur in der eigenen Umgebung. Es hat eben alles seine zwei Seiten. Aber was Hansjakob über die Vergiftung der Gewässer durch die Industrie schon zu seiner Zeit beobachtete und geißelte, gewinnt heute wieder bestürzende Aktualität.

Was die Einstellung der beiden Dichter zur „Kultur“ um die Jahrhundertwende betrifft, so sind sie gar nicht so weit auseinander. Vierordt räumt in seinen Lebenserinnerungen dem Thema Kultur lange Passagen ein. Ihn beseelte, „unbeeinflußt von zeitlichen Moden und Strömungen“, die nie einen Einfluß auf ihn ausübten, ein „leidenschaftlicher Schönheitsdurst“. Er gibt zu, daß nach den damaligen Begriffen seine Kunstbegeisterung etwas veraltet sei, und er stellt fest: „Ich bin durchaus Kulturmensch, und zwar ein ausgesprochen geschichtlich geeichter. Nicht die schönste Landschaft vermag mich auf die Dauer zu fesseln, sofern nicht geschichtliche Bezüge hineinspielen. Nichts tat ich lieber,



Heinrich Hansjakob, Holzschnitt von Otto Laible

als in zerfallenen Tempeln an südlichen Meeren einsam herumzusteigen oder auf Bruchstücken mittelalterlichen Mauerwerks betrachtsam den Blick über mondbeschienene Giebeldächer altdeutscher Städte schweifen zu lassen. Aber einsam muß ich sein; in Gesellschaft sehe und erlebe ich nichts. Ein unscheinbarer Wasserspiegel wie etwa der See von Murten war mir um seiner heldischen Erinnerung halber immer lieber als eine geschichtslose Gletschergruppe, und ergösse sie sich selbst im Scheine der Mitter-

nachtssonne, wie die Hänge von Sulitelma, hinreißender Schönheit voll, ins Meer von Norwegen. Die ‚historische Landschaft‘ in ihrem großartigen Ernste geht mir über alles.“⁸⁾

Vierordt ist, wie er selbst sagte, im Laufe seiner Entwicklung ein „Kunstmensch“ geworden, und wesentlich habe dazu der zwölfmalige Aufenthalt im Süden beigetragen. Vierordt war ein Ästhet, dem die Form über alles ging, der in seinen Anschauungen über Kunst und Literatur einem noblen Konser-

tismus huldigte. So ist es nicht verwunderlich, daß er zu folgendem Resultat kam: „Ich fühle mich im Grunde nicht als ‚moderner Mensch‘. Ich liebe keine Fernsprecher im Hause, des lästigen Geklingels halber; ich mag nicht im Kraftwagen fahren, weil er mich zu schnell ans Ziel bringt; ich fahre noch mit Leidenschaft in Bummelzügen und bin stets bekümmert, wenn die Fahrt sich zu Ende neigt; ich gestehe, daß ich am liebsten in alten Postkutschen auf weltfernen Landwegen durch ein graues Stadttor in die Gasen eines anheimelnden, seitab gelegenen Städtleins einfahre. Großen Städten gehe ich nach Möglichkeit aus dem Wege.“⁹⁾

In der Stellung zur Natur gehen Hansjakob und Vierordt also nicht konform. Hansjakob öffnete sich das Herz, wenn er in Hofstetten vor seiner Strohhütte saß oder oben auf der Heidburg war und über die Landschaft blickte. Hier galt für ihn das Gottfried-Keller-Wort: „Trinkt, Augen, was die Wimper hält, von dem gold’nen Überfluß der Welt.“ Seine Naturbetrachtung kam aus dem Gemüt, sie war nicht vom Verstand diktiert. Er war, wenn man so sagen darf, viel weniger Weltbürger als Vierordt. Er blieb sein Leben lang der begeisterte Anhänger seiner schönen Schwarzwaldlandschaft und hat sich seine ursprüngliche Naturbetrachtung immer bewahrt. Sie bildete den Rahmen für den geliebten Kinderhimmel, oft genug mit Wehmut und schwermütigen Gedanken über den Ablauf des Lebens gepaart. Besonders die Heidburg hatte es ihm angetan. Im „Paradies“ schreibt er: „Wenn ich hier einen Besuch bekomme und ihm den Glanzpunkt meines Paradieses zeigen will, so führe ich denselben auf die Heidburg, die mir eine Art Tabor und ein Stück Schwarzwald in Verklärung ist.“ Und ergänzend schwärmt er: „Noch keiner ist mit mir auf der Heidburg gestanden, der nicht die Lieblichkeit ihrer Nähe und die milde Majestät ihrer Ferne bewundert hätte.“ Und weit in die Zukunft blickend resümiert Hansjakob: „In dreißig Jahren wird der kleine Hügel nicht mehr

sein, und die Namen Heidburg und Steinschlößle werden verschwinden. Selbst die Berge und Hügel sterben unter der Hand des Menschen, dieses Feindes der Natur und dieses Freundes der Kultur.“¹⁰⁾ Geschrieben am 8. Juni 1896!

Vierordt fühlte sich, wie wir gesehen haben, nicht als moderner Mensch. Seine „Deutschen Hobelspäne, Stoßseufzer und Stammbuchblätter“, 1908 herausgegeben, beweisen dies. Eine kleine Auswahl dieser „Späne“ sei hier zitiert:

Seh’ ich die Gigerln auf den Straßen,
Aufgeblasen ohne Maßen:
Wespentailen, Korsettfiguren,
Rechte Libellenkarikaturen,
Mein’ ich, trotz aller Umwertung, Umwertung,
Habe Moscheroschs Kraftspruch immer noch Geltung:
„Ihr lieben Teutschen,
Man sollt’ euch peitschen!“

Zum Kuckuck die humanistische Faxe,
Lateinisch Gegackse und griechisch Gestaxe,
Ihr werdet selig auch ohne Syntaxe!

Alles wird jetzt
Mit Weibern besetzt;
Man verzichtet bald ganz auf die Männerkraft,
Nächstens werden sie abgeschafft!

Mädchen in einem Gymnasium?
Ihr dauert mich, arme Geschöpfchen! warum
Plagt ihr euch fruchtlos, Jüngferlein?
Statt Ciceros lernt Küchenlatein,
Statt aufzubrühen die mageren Knochen
Lernt lieber rechtschaff’ne Kraftsuppen kochen!

Was haben eure Männer davon,
Wenn ihr schwärmt für Cäsar und Xenophon?

Laßt vom modernen Wahn und Trug —
Für die Jungens schon ist es unnütz genug!¹¹⁾

Es ist frappierend, denn könnten diese Verse nicht von Hansjakob geschrieben sein? So

grollt dieser, um eine beliebige Stelle aus unzähligen möglichen anderen zu zitieren, nachdem er die radfahrenden „Weibsleute“ verdonnert hatte: „Kurzhaarige, radfahrende, zigarrenrauchende, schnapstrinkende, lateinisch und griechisch verstehende ‚Damen‘ beweisen, daß es faul aussieht im Staate Dänemark. Daß man sich allseitig auch von Staats wegen bemüht, die Weibsleute in möglichste Konkurrenz zu setzen mit den Leistungen des männlichen Geschlechtes zeitigt solche Früchte.“ Und ein paar Seiten weiter räsontiert der Stadtpfarrer, nachdem er die vielseitigen Kenntnisse der Bäuerinnen gelobt hatte: „... Und eine Magd, die Schweine und Kälber aufziehen und füttern kann, ist für die menschliche Gesellschaft nützlicher als eine Weltkame, die auf der höheren Töchterschule studiert, fast alle Klassiker und selbst den Homer gelesen hat, aber keinen Kochlöffel rühren kann.

... Darum sind die Bürinnen heutzutage allein noch die echten und rechten Hausfrauen. In unseren Städten gibt's immer mehr Ausfrauen statt Hausfrauen, Konzert-, Theater-, Spazier-, Ausflug- und Wirtshausfrauen.“¹²⁾

Das Echo Hansjakobs auf die „Hobelspäne“ blieb nicht aus. Vierordt berichtet: „Und im Herbst 1908, nach dem Erscheinen meiner ‚Deutschen Hobelspäne‘ — nach deren Lesung er mich wohl kaum mehr für einen Optimisten gehalten haben wird — bestieg Hansjakob abermals das Postkartendichterroß und sang mir diese Zeilen, die ich für Feinschmecker schrifttümlicher Leckerbissen hier anfüge, maßen man nicht alle Tage Proben Hansjakobscher Dichtung in gebundener Rede aufgetischt bekommt:

Du setzest deinen Hobel an
Und hobelst sonder gleichen;
S'bekommt ein jeder seinen Span,
Sei's einen harten oder weichen.
Und weil ich auch gern hobeln tu,
Ruf' ich dir Dank und Bravo zu!“

Vierordt hatte Hansjakob aus der Seele gesprochen. Er erwähnt in der zitierten Stelle das Postkartendichterroß, das Hansjakob schon einmal zuvor „geritten“ hatte. Vierordt hatte ihm an einem grauen Herbsttag 1900 von der Rheininsel Langenau bei Mainz einen gereimten Gruß geschickt, den Hansjakob umgehend so beantwortete:

„Wo ein echter Dichter weilt,
Kann es niemals gießen,
Weil die Sonne sich beeilt,
Ihren Sohn zu grüßen.

Doch wo ein Kartäuser sitzt,
Will es nimmer tagen,
Weil in seinem Geist nichts blitzt,
Wolken zu verjagen ...“

Dieses für Hansjakob erstaunliche Gedicht hat einen bezeichnenden Schluß, den alternen Pfarrer in der Kartause mit seinen spezifischen Problemen. Hansjakob und das Alter, was ließe sich da nicht an Zitaten zusammentragen! Auch in der Stellung zum Alter werden und dem Alter unterscheiden sich die beiden Dichter. Zur Genüge, manchem zum Überdruß, sind den Lesern der Hansjakobschen Schriften dessen Auslassungen über das Alter bekannt, und es ist manchmal schwer, Verständnis dafür zu finden. In der großen, beeindruckenden Gestalt des Pfarrers lebte eine empfindsame Seele, erblich mit Schwermut belastet. Daß in einem solchen Körper ein so empfindliches, reizbares Nervenkostüm stecken kann, beweist, daß der Mensch ein wahrhaft vielschichtiges Wesen und daß es eine Gnade ist, wenn Leib und Seele in Harmonie zusammenklingen dürfen. Schwache Nerven sind ein schlimmes Übel. Hansjakob ertrug in seinem Paradies Hofstetten kein Peitschenknallen, Hundegebell oder Kindergeschrei, denn „einem nervösen Menschen nimmt der geringste Zwischenfall den Humor“. Oft klagt er, daß er ein alter, nervöser Mann sei, der keine halbe Stunde mehr gehen könne und der nie im Leben gerne mit vielen Personen zusam-

men gewesen sei. Er war ein typischer Sanguiniker, dessen Stimmungen wechselten wie die Wolken am Himmel, von Heiterkeit zur Wehmut, Schwermut und Depressionen. Und so konzentrierten sich oft seine Gedanken in einem Alter, in dem dies ungewöhnlich ist, auf den Tod, der ihm lieb sei, wann immer er komme.

Vierordt war da ein ganz anderer Mann, seine Einstellung zum Leben war gesund, er hatte keine Nervenschwäche. Er schreibt: „Jugend und Alter! Welche Gegenachsen! Wie in körperlichen, wandelt sich auch in geistigen Beziehungen unendlich viel. Man wird ein anderes Wesen... Jeder genieße das Leben auf seine Weise! Wenn er es nur genieße und es ihm Glück bereitet! An manchem geht man in der Jugend achtlos vorüber, woran man im Alter sinnend und bewundernd stehen bleibt. Das ist gerade das schöne Vorrecht des Alters, eine vertiefere Aufnahmefähigkeit zu bekommen, wenn man auch alles mit größerer Vorsicht, schlürfenderer Bedächtigkeit, behutsamerer Ängstlichkeit zu genießen wagt als in jungen Jahren — daher dünkt mir das Alter schöner als die Jugend und ich stimme nicht mit meinem alten Freunde Hansjakob überein, der entschwendener Jugend bewegliche Klagen nachseufzt und dem Greisenalter ein unmännliches Gejammer entgegenwimmert. Brechen nach unabänderlichem Schlusse der Natur die letzten Tage mit Krankheit und Zerfall herein, so kann man freilich nur flehen, daß es das Schicksal wohlmeinend schnell zu Ende führe und einem die sanfte Binde fliehenden Bewußtseins huldvoll um die Schläfe schlinge!“¹⁵⁾

Kehren wir wieder in Hansjakobs Paradies Hofstetten zurück. Als er das schon erwähnte Gedicht „Im Zwielficht“ am 11. Mai 1896 in seiner Strohütte gelesen hatte, ging er wieder bergab dem Dorfe zu. Er erzählt: „Auf der Brücke über dem Dorf setzte ich mich noch auf einen Stein und sonnte mich. Dann schlenderte ich noch ein wenig zum Dorf hinaus, Hasle zu. Da kam mir raschen

Schrittes ein jüngerer Mann entgegen. Ich hielt ihn für einen katholischen Priester in Zivilkleidung. Doch, wer war es? — der Dichter Heinrich Vierordt aus Karlsruhe, in dessen Buch ich eben gelesen. Er hatte mir brieflich versprochen, mich in den ersten Tagen meines Paradieses zu besuchen, und schon heute traf er ein. Daß er, obwohl Protestant, einem katholischen Priester gleich sieht, darf ihn aber nicht genieren; denn ein Dichter ist auch in gewissem Sinne ein Priester, ein Verwalter, Verkünder und Spender der Geheimnisse der großen, gewaltigen Göttin — Poesie.“ Nach Tisch schlug Hansjakob eine Fahrt zur Heidburg vor, denn Vierordt kannte den „Leutnant von Hasle“ gut. Wendel, der Roserbur, Leibkutscher Hansjakobs und Besitzer „zweier gewaltiger Gäule“ fuhr die beiden hinauf. Hansjakob berichtet weiter: „Auf einen alten Mauerstein setzte sich der Dichter, während ich vor ihm stand, und er las mir an diesem dazu passenden Ort eine Reihe von Balladen vor, die er über den unglücklichen König Ludwig II. von Bayern, den Romantiker unter den heutigen Fürsten, eben erst geschrieben hatte. Es war darin so viel von Weh und so viel Leid unseres Menschendaseins mit lyrischer Kraft geschildert, daß es auch mir wieder weh ward in der Seele. Über die alten Föhren am Burgwall hin zog klagend der Ostwind. Die Sonne senkte sich dem Rheine zu. Wir brachen auf, und mir erging es wie dem Wandersmann, von dem Vierordt einmal singt:

Der Tanne dunkles Rauschen,
Wehmütig klang's um ihn,
Der Wand'rer mußte lauschen
Und weinend weiter zieh'n.

Ich war still bei der Fahrt ins Tal hinab, die Saiten meiner Seele waren verstimmt. Vierordt zog nach unserer Ankunft in Hofstetten gleich weiter, um am Abend noch das Kinzigtal hinaufzufahren, wo ihm bei Wolfe die alte St. Jakobskapelle anzog, die er in jüngeren Jahren besucht und besungen hatte.“¹⁶⁾

Diese, in Hansjakob lang nachhallende Begegnung hatte ein literarisches Nachspiel. Hansjakob berichtet am 5. Juni 1896, daß Vierordt, bald nach dem Besuch in Hofstetten nach Italien gezogen war. Er „schrieb mir nun mit Bleistift auf dem Glockenturm der Markuskirche zu Venedig am Abend des 1. Juni folgende Erinnerung auf unsere Fahrt zur Heidburg:

Es spiegelt im Meer sich der Abendstern,
Und heimwärts ziehen die Segel,
Da schwingen auch heim die Gedanken sich gern

Zum einsamen Schwarzwaldkegel:

Zur Heidburg, die ich noch jüngsthin mit dir
Am Frühlingsabend erstiegen!

Wie lag sie im blühenden Maienrevier
So schwarzwaldstill und verschwiegen!

Es wob der Hanfackerfeuer Rauch
Um die Kuppe mit grauen Flören,
Und träumerisch spielte der Abendrauch
Uns zu Häupten im Wipfel der Föhren.

Leis scholl zu des Berghangs grasigem Fleck
Geläute der weidenden Ziegen —
Wir sahen vom Kandel zur Geroldseck
Die Täler in Dämmerung liegen.

Gott leuchte allem, was kernhaft und echt,
Mit goldigem Sonnenstrahle,
Auch dem rauhen, wohlhägigen Bauern-
geschlecht
Im Salmersbacher Tale!

Gedenk' ich an euch am Meeressaum,
Steigt Heimweh mir auf im Gemüte:
O Heidburg, o Schwarzwaldfrühlingstraum,
O blinkende Wildkirschenblüte!

Und Hansjakob schließt: „Das heiß ich einen Dichter sein. Und es freute mich doppelt, den Fleck Erde, den ich so liebe, an den Lagunen von Venedig so besungen zu wissen.“¹⁷⁾

Vierordt hat später dieses Gedicht unter dem Titel „Schwarzwälder Wildkirschen“ in sein „Badisches Heimatbüchlein“ aufgenommen.

Für ihn aber bedeutete die Veröffentlichung des Gedichtes durch Hansjakob im „Paradies“ keine reine Freude. In seinem Buch „Aus dem Schattenspiel meines Lebens“ (1935) berichtet er in der Rückschau unter der Überschrift „Hansjakobs Ungenauigkeit beim Zitieren“ folgendes: „Mein guter, alter Freund Hansjakob, der viele menschliche Vorzüge hatte, der sonst ehrlich und geradeaus, kurz, ein prächtiger Mann war, besaß aber in einer gewissen Hinsicht ein merkwürdig weites Gewissen, nämlich im ‚Zitieren‘; also im Anführen beispielsweise von Dichtworten, von Stellen aus Schriftstellern, nahm er es ganz erstaunlich ungenau. Ich hatte ihm, im Frühsommer 1896 vom Markuskirchturm in Venedig ein Gedicht gesendet, das unsern kurz zuvor gemeinsam unternommenen Ausflug auf die Heidburg schilderte. Die vorletzte Strophe des Gedichts . . . lautete:

Gott leuchte allem, was kernhaft und echt,
Mit goldigem Sonnenstrahle!
Auch dem rauhen, starkknochigen Bauern-
geschlecht
Im Salmersbacher Tale!

Ende desselben Jahres erschien Hansjakobs hübsches, lesenswertes Buch ‚Im Paradies‘, worin er unseren Nachmittagsausflug schildert, und späterhin im Buch unterm 5. Juni, mein Gedicht aus Venedig wortwörtlich zum ersten Male veröffentlichte . . . Ich freute mich zwar seines freundlichen Gedenkens, war aber doch etwas unangenehm berührt, als ich zu meiner fast peinlichen Überraschung entdeckte, daß er in die zweitletzte Zeile der erwähnten Strophe statt meines Wortes ‚starkknochig‘ ein in jeder Beziehung unbegründetes, mein schlichtes Gedicht stark verballhornendes ‚wohlhägig‘ kraft eigener, unberechtigter Machtvollkommenheit eingeschmuggelt hatte, so daß aus dem ‚starkknochigen‘ ein ‚wohlhägiges Bauerngeschlecht‘ geworden war! Ich weiß nicht, war das Wort ‚starkknochig‘ meinem Freunde zu heldisch



Heinrich Vierordt

(Bild: Generallandesarchiv Karlsruhe)

oder weshalb er es in ein so jämmerliches, saft- und kraftlos undichterisches ‚wohlhändig‘ verwandelt hatte, jedenfalls war dieses, auf den bäuerlichen Wohlstand abzielende Wort niemals meinem Hirn entsprungen und hätte mir und meiner Art in keiner Weise gelegen.“¹⁸⁾

Diese Zeilen wurden wörtlich zitiert, weil dem Leser die Lebenserinnerungen Vierordts wohl nicht ohne weiteres zur Verfügung stehen. Vierordt bemerkt dann noch, daß er Hansjakob wegen der „kleinen Fälschung“ nie zur Rede gestellt und mit keinem „Sterbenswörtchen“ erwähnt habe, „um nicht die geringste Trübung in ein mir sonst so wertvolles, freundschaftliches Verhältnis zu bringen“. Er sagt allerdings auch und beweist dies am Beispiel, daß Hansjakob Ferdinand Freiligrath noch übler mitgespielt habe und schließt diese Betrachtung mit dem immer gültigen Satz: „Im zitieren tut höchste Ge-

wissenhaftigkeit not, sonst kann es zur Leichenschändung ausarten!“

Ziemlich genau ein Jahr später erhielt Hansjakob wieder einen gereimten Gruß Vierordts, der sich im Seebad Norderney aufhielt:

Nun ist der Freund wohl heimgekehrt
Aus seinem „Paradiese“;
Flieg’ Karte nun zu seinem Herd
Mit frischer Nordseebriese.

Du sollst dem fernen, teuern Mann
Von Herze Grüße sagen,
Vom Dünenwall zum Schwarzwaldtann
Auf Mövenflügeln jagen.

Zuletzt hab’ ich vom Markusturm
Venedigs ihm geschrieben;
Im Wanderdrang und Reiseturm
Bin ich ihm treu geblieben.

Prunkgondeln und Lagunen dort,
Hier Dün’ und Muschelbänke —

Er weiß, daß ich in Süd und Nord
In Freundschaft sein gedenke!

Hansjakob schließt an das Gedicht eine seiner typischen Betrachtungen. Er stellt wieder fest, daß wenn man ihn auf den Kopf stellte, doch keine so poetischen Verse zum Vorschein kämen. „Aber Freund Vierordt ist eben ein Dichter und Rentner, und ich bin ein Dorfschreiber und ein armer Schlucker.“ Und er nennt Vierordt wieder einen Optimisten, und zu diesem Optimismus hätten drei Dinge beigetragen: Vierordts Jugend, die materielle Unabhängigkeit und eine lebenswürdige Gattin. Hansjakob war sonst der Meinung, daß ein rechter Dichter Pessimist sein muß, weil der Optimismus nur „billigen Denkern geziemt“. Und er schließt mit folgendem, sich später nicht bewahrheitenden Satz: „Ich bin überzeugt, wenn Vierordt einmal im meinem Alter ist, wird er den Erdenhimmel nicht mehr so voll Baßgeigen sehen.“¹⁹⁾

Vierordt verdanken wir manche schöne Begebenheit, die er mit Hansjakob erlebt und in seinen Lebenserinnerungen festgehalten hat. Beide Dichter haben sich öfters in Freiburg getroffen, und Hansjakob war auch Gast im Hause Vierordts in Karlsruhe.

Als Vierordt 1896 von Italien zurückkehrte und Hansjakob in der Breisgauemetropole besuchte, brachte er in einem kleinen Drahtgitterkäfig zwei lebendige Grillen mit — welch ein Einfall! — die er auf dem Markte am Rialto zu Venedig erstanden hatte. Er hatte sie glücklich in der offenen Mantelkapuze über die Alpen gebracht, um seinem Töchterchen damit eine Freude zu bereiten. Jeden Morgen wurden die Tierchen mit Salatblättern gefüttert und dienten als Reisewecker. Kein Wunder, daß dies Hansjakob gefiel und er seinen Spaß daran hatte, so daß der Poet samt seinen Grillen bei ihm übernachteten mußten. Auch an diesem Abend machte Vierordt die Erfahrung, daß sich Hansjakob durch Besuch nicht im geringsten aus seinem gewohnten Rhythmus bringen ließ. „... Er

trank für sich allein das übliche Glas Milch und aß sein Ei dazu, indes ich einsam von der freundlichen Schwester des Hausherrn, Philippine Hansjakob, bedient wurde; erst nach Tisch erschien er, der ausnahmslos um halb acht Uhr zur Ruhe zu gehen pflegte, nochmals und übermittelte mich in der ‚Kooperatur‘ seinen vier Kaplänen, die mich bis Mitternacht auf das angenehmste zu unterhalten verstanden.“²¹⁾

Auch als Hansjakob 1899 Vierordt besuchte, war er nicht dazu zu bewegen, „sein Glas Milch und sein weiches Ei irgendwie zu überschreiten“. Es entwickelte sich dabei folgender, von Vierordt aufgezeichneter Dialog: „Ihr habt’s gut, ihr könnt Bier trinken“, rief er, „in meiner Jugend, da konnt’ ich zwanzig Gläser abends wie nichts vertilgen!“ „Da rächt es sich jetzt allerdings“, erwiderte ich lachend, „ich hab’ in meiner Jugend als Soldat, als Student nie einen Tropfen Bier zu kosten vermocht, bin sommers oft durstlechend zu München gesessen — nicht aus Tugend, sondern aus unüberwindlichem Ekel vor dem Geschmack des Bieres — und brachte erst viel später den ersten Schluck über die Lippen, vielleicht ist mir gerade deshalb jetzt jedes Glas Bier abends ein Lab-sal!“²¹⁾

Poetische Grüße zwischen den beiden Dichtern sind, wie wir gesehen haben, recht selten. Dazu gehört auch die „*Bühler Postkarte an Hansjakob*“, vom Grabe des Alban Stolz, am 22. Juli 1898 geschrieben:

Einsam, ein Flüchtling aus dem Weltgewühl,
Kam ich zur Sonnenaufgangszeit nach Bühl,
Erfüllend mir den Wunsch seit vielen Jahren:
Ans Grab des teuern Stolz zu pilgerfahren.
Hier weile ich an der geweihten Schwelle,
In jenes großen Schläfers Gruftkapelle.
An seinen Worten, die so tief, so seelisch,
Erquicke sich, auch wer gut evangelisch.
Schreit’ ich im Geist durch seiner Bilder Welt,
Mein ich, zu geh’n in sommerlichem Feld:
Rings Ähren, wiesenblumiges Gewimmel,

Fern duft'ge Berge, droben blauer Himmel!²²⁾)

Vierordt hat sich auch im Gästebuch in Hansjakobs Alterssitz „Freihof“ eingetragen. Und wer nach Hofstetten kommt, die Grabkapelle des Volksschriftstellers besucht hat, der sollte bei der Einkehr in den „Drei Schneeballen“ sich die Fotografie ansehen, die ein Dokument der Freundschaft ist, denn darauf sind Hansjakob, Vierordt, der Schneeballenwirt Jög Giessler, der Leibkutscher Wendel und der Steinhauer Klaus Uhle auf der Heidburg abgebildet, auf der Heidburg, die Hansjakob der Inbegriff der schönen Schwarzwaldheimat war.

Schließen wir die Streiflichter ab mit dem Gedicht, das Vierordt seinem Dichterfreund gewidmet hat und das diesen liebevoll charakterisiert:

Heinrich Hansjakob

*Auf „Wibervölker“ schimpfest du ganz sackgrob . . .
Was sich liebt, das neckt sich! vor allen Dingen
Sind es diese, die dich heißhungrig schlingen;
Hast durch Gepolter, Gezeter, Geschelt'
Einen Stein im Brett bei der Damenwelt.
Sie pflücken mit Lust deine „Wilden Kirschen“,
Die sie mit den Zähnen saftfrisch zerknirschen . . .*

*Die „Kultur“, als allen Verderbens Herd,
Zu brandmarken, ist dein Steckenpferd!
Du zerzausest sie unwirsch, schier bärenhaft,
Mit Schwarzwaldfäuste-Tatzenkraft . . .*

*Großzügig ist alles an dir: dein Mut,
Dein Körper, dein Gang, dein Charakter, dein Hut!
Alemannisches Herz, nicht verhalten, verhängt,
Zu ehrlicher Offenbarung gedrängt;
Zerdrückend, ob zornvoll schüttelnd die Mähne,
Im Auge die sentimentalische Träne —*

*Hättest du minder rötlecht geschillert,
Frömmer gegirrt, süßer getrillert,
Die zaumlose Zunge züchtend gezügelt,
Die schrundigen Schroffen umbiegend gebügelt,
Wärst du Bischof vielleicht, Komtur hoher Orden,
Oder gar Kardinal der Kirche geworden!²³⁾*

Literaturverzeichnis

Hansjakob, Heinrich:

- a) Im Paradies, Heidelberg 1897, zitiert: Paradies
- b) In der Karthause, 3. Aufl., Stuttgart 1901, zitiert: Karthause
- c) Verlassene Wege, 2. Aufl., Heidelberg 1902, zitiert: Wege
- d) In der Residenz, herausgegeben von der Stadt Haslach, Neuauflage 1967, zitiert: Residenz

Vierordt, Heinrich:

- a) Gedichte, 2. Auflage, Heidelberg 1899
- b) Lieder und Balladen, 2. Auflage, Heidelberg 1885
- c) Badisches Heimatbüchlein, Heidelberg 1925, zitiert: Heimatbüchlein
- d) Deutsche Hobelspäne, Stoßseufzer und Stammbuchblätter, Heidelberg 1909, zitiert: Hobelspäne
- e) Das Buch meines Lebens, Erinnerungen, Stuttgart 1925, zitiert: Vierordt
- f) Aus dem Schattenspiel meines Lebens (Das Buch meines Lebens, 2. Folge), Heidelberg 1935, zitiert: Vierordt 2

Oeftering, Wilhelm, Geschichte der Literatur in Baden, III. Teil Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“, Nr. 47, 1939, herausgegeben vom Landesverein „Badische Heimat“
Hesselbacher, Karl, Silhouetten neuerer badischer Dichter, Heilbronn 1910

Anmerkungen

- 1) Residenz, S. 119, 410 ff.
- 2) Oeftering, S. 19/20
- 3) Vierordt 1, S. 302
- 4) Vierordt 2, S. 121/122
- 5) Paradies 1, S. 24/25
- 6) Vierordt 1, S. 306
- 7) ebenda, S. 328
- 8) ebenda, S. 339/340
- 9) ebenda, S. 341/342
- 10) ebenda, S. 279
- 11) Hobelspäne, S. 46, 116
- 12) Paradies, S. 88
- 13) Vierordt 1, S. 304
- 14) ebenda, S. 304
- 15) ebenda, S. 337/338
- 16) Paradies, S. 24, 29/30
- 17) ebenda, S. 262/263
- 18) Vierordt 2, S. 121
- 19) Karthause, S. 79/80
- 20) Vierordt 1, S. 303
- 21) ebenda, S. 303
- 22) Heimatbüchlein, S. 109
- 23) ebenda, S. 142

Die Entstehung der Erzählung aus der Erinnerung

Heinrich Hansjakob im Lichte seiner Kindheit

Johannes Werner, Elchesheim

Ich schreibe bekanntlich, Ich bücher' . . .

Hansjakob, Allerseeelentage

Ich schreibe eben, Ichbücher' . . .

Hansjakob, Feierabend

Heinrich Hansjakob hat viel und vielerlei geschrieben; und davon ist das wenigste erfunden, das meiste erfahren und erlebt. Sein Leben selbst bot ihm die Stoffe, die er brauchte, und um so mehr, je weiter er es zurückverfolgte; und nie mehr schien es ihm so erfüllt, konnte er so aus dem vollen schöpfen wie in der Kindheit, die er in seinem vielleicht schönsten, wahrscheinlich aber wichtigsten Buch beschrieb.¹⁾ Von ihm, das die geheime Mitte von Hansjakobs Werk darstellt und es bereits in Keim und Kern enthält, soll hier die Rede sein — nur von ihm, und damit dennoch von allem. In ihm vollzieht sich gleichsam die Geburt der Dichtung aus dem Gedächtnis, oder eher: die Entstehung der Erzählung aus der Erinnerung.

1. Verklärung und Verweigerung

An ungezählten Stellen seines Buches, schon auf der ersten Seite und noch auf der letzten, nennt Hansjakob die Kindheit (und als gelernter Theologe muß er wissen, was er damit sagt) ein Paradies; ein Paradies, aber ein verlorenes. Das Bewußtsein dieses Verlusts ist dauernd gegenwärtig, wird durch Verglei-

che zwischen dem Jetzt und Einst, Hier und Dort auch dauernd gegenwärtig gemacht. „Ich bin später lateinischer Schulmeister geworden, hatte meinen Kaffee und meinen Braten, aber nie war mein Genuß an diesen Dingen im entferntesten ähnlich meinen Gelüsten darnach als Schulkind.“²⁾ „Ich habe nie wieder im Leben mit solch' innerer Lust gegessen.“³⁾ „Nie mehr im Leben hat ein Buch auf mich religiös so gewirkt, wie das Gottbüchlein, und ich gäbe alle meine Schriftstellerei, die allerdings nicht viel heißt, darum, wenn ich der Verfasser des einzigen Gottbüchleins wäre.“⁴⁾ Wie eine traurige Melodie durchziehen diese Verweise auf ein unwiederbringlich Verlorenes das ganze Buch.

Damit aber widerspricht sein Autor dem gängigen Prinzip der bürgerlichen Autobiographie, das darin besteht, das Vergangene als ein Überwundenes, als Durchgang und Aufstieg zu einem je Höheren und Besseren zu zeigen; dem zeitgenössischen und zeittypischen Entwicklungs-, Erfolgs- und Fortschrittsdenken opponiert Hansjakob hier selbst noch im Privaten. Und er tut es ja schon dadurch, daß er sein Buch nicht chronologisch, sondern thematisch gliedert; nicht das Nacheinander der Lebensjahre, sondern das Nebeneinander der Lebenskreise geben ihm ein Gerüst und eine Gestalt: ‚Die Heimath‘, ‚Das Vaterhaus‘, ‚Bei der Großmutter‘, ‚Die Nachbarschaft‘, ‚Freunde und Ka-



**Unterm alten
Kirchturm in Haslach i. K.**
mit Ausblick in die
„Vordere Gaß“

*Unterm alten
Kirchturm in Haslach
i. K. mit Ausblick in
die „Vordere Gaß“
(Aus: J. K. Kempf,
Heinrich Hansjakob.
Sein Leben, Wirken
und Dichten)*

meraden', ‚Spiele und Festzeiten‘, ‚Feld und Wald‘, und so weiter. Hansjakob zeigt nicht, wie er wurde, sondern wie er war — und wie er immer hätte sein wollen. Sein ganz und gar elegisches Buch ist eine versuchte Aufhebung der Zeit, eine Absage an sie und eine Flucht aus ihr; so auch schon die Erinnerung

selbst, insofern sie Vergangenes vergegenwärtigt.

Es hat derart einen tiefen Sinn, daß Hansjakob seinen letzten Ruheplatz in Hofstetten, nahe der Heimatstadt, als sein ‚Paradies‘ bezeichnet; und daß er, wiederum an ungezählten Stellen seines Buches, die Kindheit

einen ‚Himmel‘ nennt. Er denkt sich sein Leben nicht als eine aufsteigende Linie, sondern als einen Kreis, der in sich selber mündet, in dem das Ende mit dem Anfang zusammenfällt; so daß die geliebte Heimatstadt Haslach, die sich anfänglich als Eden zeigte, endlich wieder als himmlisches Jerusalem am Horizont erscheint.

2. Bildung

Nicht nur von Entwicklung überhaupt, sondern auch von Bildung will Hansjakob wenig wissen; und von der eigenen hält er, den schon der Lehrer „für zu dumm“⁵⁾ erklärt, auch nicht eben viel. In den betreffenden Kapiteln seines Buches ist von einer irgendwie planmäßigen, fortschreitenden Formung nichts zu spüren: ‚Kirche und Schule‘ bieten Erlebnisse ganz anderer, eigener Art, und ‚In der Fremde‘, nämlich in Freiburg, hat der ewig schlechte Schüler noch weniger Glück als sonst, so daß er nach diesem Zwischenspiel wieder zufrieden in die Heimatstadt zurückkehrt. Von allen Institutionen der formalen Bildung ist dem Autor allenfalls der alte ‚Heckenlehrer‘ unverdächtig, der einst, im Auftrag der Bauern, unter freiem Himmel deren Hirtenbuben um sich sammelte und sie im Immergleichen, dem Notwendigsten unterwies. „Für Kinder hat nur das Nächste ein Interesse, sie leben vorzugsweise im Vordergrund.“⁶⁾

Es gibt allerdings andere Kräfte und Mächte, die das Kind — und in ihm schon den Autor — formen. Bücher finden sich darunter nicht, mit der fast einzigen, bezeichnenden Ausnahme der sogenannten Volksbücher, die der Bäckerjunge Sepp allabendlich in der väterlichen Backstube vorliest, während der Brotteig geht. Und als Hansjakob als Hirtenknabe selber einmal etwas liest, ist es nicht zufällig wiederum ein Volksbuch, nämlich das vom Eulenspiegel (dem schon Joseph Görres nachgesagt hat, daß es, mit seinem ungehobelten Witz, ganz das „Gepräge der untern Volksklasse“⁷⁾ trage, und von dem

kein anderer als Friedrich Engels sagte: „Dieser Witz, diese Natürlichkeit der Anlage wie der Ausführung, der gutmütige Humor, welcher den beißenden Spott überall begleitet, damit er nicht zu arg werde, diese frappante Komik der Situation könnte wahrlich einen großen Teil unserer Literatur beschämen.“⁸⁾ „Das ungebundene Büchlein war ganz schwarz auf allen Blättern vom vielen Gelesenwerden, und als ich dahinterkam, im Kleefeld liegend, da hätte man meine Kühe stehlen können, ich hätte es nicht mehr gesehen.“⁹⁾

So fern ihm auch die Bücher liegen, so nahe steht der Autor noch der Tradition des mündlichen Erzählens. Ihr begegnet er bei der alten, an frommen Geschichten reichen ‚Lenebas‘; beim städtischen Gänsehirtten, dem alten ‚Gänsejockele‘, um den sich, während er hütet, die Kinder scharen „wie die Türken um einen Erzähler im Kaffeehaus“¹⁰⁾, und der im Kreise seiner Zuhörer dann etwa die lokalen Sagen vorträgt; und erneut begegnet ihm dieselbe Tradition, wenn sich an langen Winterabenden bei der Großmutter die alten Frauen zum Spinnen treffen und dabei auch Gespenstergeschichten zu Gehör bringen, oder wenn sich, an langen Sommerabenden, auf der Bank vor dem Haus der Großmutter deren Nachbarn niederlassen, „lauter betagte Leute. Da ward dann erzählt von der bösen und guten alten Zeit, von längst verstorbenen Freunden und Verwandten. Und an dem Schoß der Großmutter stehend, lauschte ich den greisen Erzählern und Erzählerinnen, und ich hätte die ganze Nacht ‚zuhorchen‘ können, so schön und gescheidt kam mir das vor, was diese alten Menschen unter sich erzählten.“¹¹⁾ Immer sind es ausgesprochen alte Erzähler, denen Hansjakob lauscht, und dies nicht nur, weil sie die lebensklügsten sind; sie sind vielmehr auch die letzten, die am Strom der Überlieferung teilhaben, und er wäre mit ihnen am Ende, wenn Hansjakob ihn nicht vom Mündlichen ins Schriftliche lenkte und somit bewahrte. Von der Schlichtheit, Kunst-

losigkeit und Umständlichkeit solchen Erzählens hat sich ihm, dem sogenannten Volksschriftsteller, unermesslich vieles mitgeteilt, und nirgends stört es weniger als in diesem Buch; in ihm sind Stil und Stoff völlig miteinander im reinen. „Erfahrung, die von Mund zu Mund geht, ist die Quelle, aus der alle Erzähler geschöpft haben. Und unter denen, die Geschichten niedergeschrieben haben, sind es die Großen, deren Niederschrift sich am wenigsten von der Rede der vielen namenlosen Erzähler abhebt.“¹²⁾

„Der große Erzähler wird immer im Volk wurzeln, zuvörderst in den handwerklichen Schichten.“¹³⁾ Auch diese weitere Bemerkung Benjamins trifft selten so genau wie hier, bei Hansjakob, dessen Vater ja Bäcker ist und der selber ganze Tage bei den Handwerkern der Stadt verbringt. Uhrmacher, Hutmacher, Schuhmacher, Strumpfwirker, Schneider, Färber, Hafner, Wagner, Schmied — sie erscheinen nacheinander mit ihren typischen Eigenschaften und Eigenheiten, jeder eine Individualität für sich und meist zugleich ein Original. In der Klein- und Nahwelt ihrer Werkstätten werden Erfahrungen sowohl handgreiflich gemacht als auch mündlich mitgeteilt.

Hansjakobs Vater ist auch Wirt, und so wird dem Sohn neben der Backstube noch die Gaststube zur bildenden, prägenden Stätte, und zwar durchaus auch im literarischen Sinn. (Nicht von ungefähr sind viele Dichter — vor allem volksnahe, derbe Erzähler — Söhne von Wirten gewesen: Sebastian Brant, Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, Abraham a Santa Clara, der Maler Müller, Gerhart Hauptmann . . . bis hin zu Hans Bender und Martin Walser.¹⁴⁾) Zum einen diente das Gasthaus damals als ein Umschlagplatz für Nachrichten und Geschichten aller Art, deren Kurswert um so höher stieg, je näher sie der Anekdote kamen, und mit denen ein unablässiges Raisonement einherging — dies in einer gleichsam stammtischmäßigen Mischung, wie sie für Hansjakob durchweg typisch ist, und nicht nur für ihn.

Es war wiederum Benjamin, der „vielen geborenen Erzählern“ eine „Ausrichtung auf das praktische Interesse“, auf einen konkreten „Nutzen“ bescheinigt hat: „in jedem Falle ist der Erzähler ein Mann, der dem Hörer Rat weiß.“¹⁵⁾ Zum anderen hörte der Gastwirtssohn die Sprache der Gäste aus nah und fern, die sich von der eigenen, dem Dialekt, merklich unterschied und diesen dadurch erst bewußt machte. Ja schon die Einkerer immer anderer Gäste aus immer anderen Orten weitete das Gesichtsfeld und schärfte das Auge, nicht nur das Ohr. „Mir aber wurde die Wirthsstube eine wahre Schule des Lebens.“¹⁶⁾ Denn: „Ich habe in der väterlichen Wirthsstube manch' rohes Wort gehört — ein unsittliches nie, weil der Vater derlei nicht duldet — und manchen Fluch vernommen, aber sie sind spurlos der Zeit verfallen, während eine Summe von Menschenkenntniß unbewußt damals in mich hineinkam, die mir jetzt längst zur klaren Erkenntniß aufgestiegen ist. Welche Fülle von Charakteren, von Individualitäten, von Witz, Humor, Treuherzigkeit, Freude und Seligkeit, und welche Menge von Urtheilen aus dem Volk über das Volk! Welche Erfahrungen über Leben und Treiben des gemeinen Mannes habe ich in jenen Tagen in mein passiv in sich aufnehmendes, mit Heißhunger lauschendes Knabenherz strömen lassen!“¹⁷⁾

3. Zuneigung

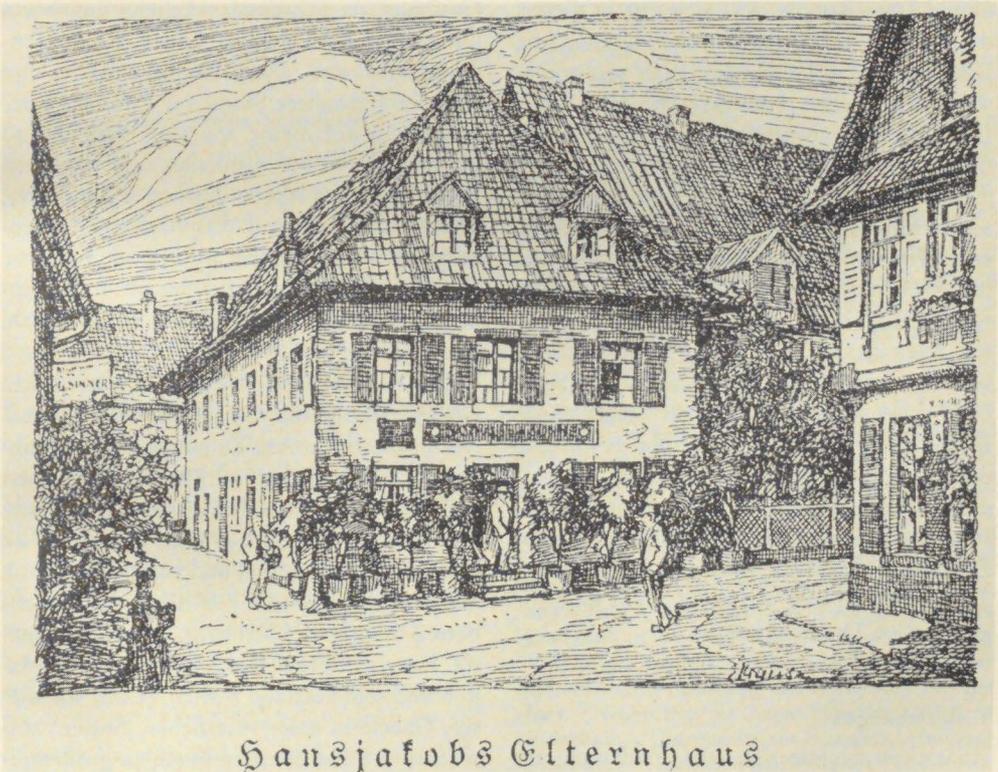
Der gemeine Mann, das Volk: zu ihm zieht es den Autor schon immer hin, also hinab; nicht nur im väterlichen Gasthaus, sondern auch sonst. Das schon genannte ‚Gänsejokkele‘ ist „ein zwergartiges, steinaltes Männlein“¹⁸⁾, „ein häßlicher, triefäugiger Mensch“¹⁹⁾. Daneben gibt es noch den ‚Läuferjock‘, „ein ebenso armes, von den Menschen und der Welt verlassenes Geschöpf“²⁰⁾, einen „alten, verachteten, durch herbes Geschick heimgesuchten Tagelöhner“²¹⁾; den halbnaßrissigen ‚Gottlütsepp‘; die Dienstbo-

ten, besonders Hugo, den „schmutzigen Bauern-Knecht“²²); die Kutscher und Hausknechte; die „Hefe“ des Haslacher Volkes²³), die im verlassenen Kapuzinerkloster angesiedelt ist; dazu gehört auch noch der durchziehende Schweinehändler und „jeder Orgelspieler und Jahrmarkts-Comödiant, Feuerfresser, Schlangenbändiger, Zauberkünstler etc.“²⁴). Kurzum, es sind „Menschen inferiorster Art, ja vielleicht zweideutigen Charakters“²⁵), denen Hansjakobs Zuneigung, ja seine ganze Liebe gilt. (Aber wenn der Großherzog nach Haslach kommt, geht der Bub, statt ihm zu huldigen, derweil lieber Pflaumen stehlen.) Damit setzt er sich wiederum, eigensinnig und eigenwillig wie immer, in einen genauen Gegensatz zu seiner

Zeit, deren Losungswort Entwicklung, also auch Aufstieg heißt, und die selbst, aus gutem Grund, auch Gründerzeit heißt; „ich aber muß offen gestehen, daß mir eine Räuberbande im Walde viel lieber ist, als eine Gründerbande in der Stadt, die auf gesetzlichem Wege mehr Unheil anrichtet, als die Räuber auf ungesetzlichem“²⁶).

4. Rechtfertigung

Der querköpfige Hansjakob, den es derart hinab zieht, zu den Randsiedlern und Außenseitern hin, versteht sich selber als einer von ihnen. „In der Stadt lebten die Patrizier, draußen die Plebejer. Mein Name schon weist meinem Geschlechte den Platz unter



Hansjakobs Elternhaus

Haslach 1922, Hansjakobs Elternhaus

(Aus: J. K. Kempf, Hansjakob. Sein Leben, Wirken und Dichten, Haslach 1922)

den Letzteren an.²⁷⁾ Da stellt sich denn freilich die Frage, wieso ein solcher überhaupt sein Leben beschreibt; setzt die Autobiographie doch, noch im Verständnis jener Zeit, eine beträchtliche Bedeutung ihres Autors voraus, aus der heraus sie sich dann erst legitimiert. Darauf hat Hansjakob unter der Überschrift ‚Vorwort und Entschuldigung‘ schon gleich eine Antwort gegeben: „Es ist zwar Uebung, daß man sich nur um die Jugendzeit ‚großer und berühmter Menschen‘ interessiert. Allein ich bin der Ansicht, daß das Leben des einfachsten und armseligsten Menschen es verdiente, aufgeschrieben und veröffentlicht zu werden. Auch der niedrigsten und unbedeutendsten Menschenseele Leben, Wirken und Kämpfen wäre, niedergeschrieben, ein werthvoller Beitrag zur Gottes-, Welt- und Menschengeschichte.“²⁸⁾ Damit aber greift er jener Zeit weit vor und nimmt etwas voraus, was sich erst in dieser, der jetzigen, hat geltend machen können: die Erkenntnis, daß Geschichte auch von unten, vom Alltagsleben her zu schreiben ist.²⁹⁾ Hansjakobs Buch ist ein überaus früher Beitrag zu einer solchen Historiographie, auch indem es nicht nur seinen Autor vorstellt, sondern mit ihm eine Unzahl unverwechselbarer Figuren aus dem kleinbürgerlichen und bäuerlichen Milieu; und indem es darstellt, wie diese wohnen, essen und trinken, arbeiten, feiern und ruhen, wie sie leben und sterben. Aufgrund dieses Interesses am Alltäglichen und Gewöhnlichen ist Hansjakobs Buch zu einer wahren Fundgrube geworden, die vieles birgt, was sonst verloren und vergessen wäre.³⁰⁾ Zugleich steht es im schärfsten Gegensatz zur Geschichtsschreibung der Zeit, die den großen Einzelnen, den Fürsten, Dichterfürsten usw. ins Licht rückt und alle anderen im Dunkeln läßt.

5. Beziehungen

Hansjakob rechtfertigt sein Vorhaben mit dem Verweis auf zwei Vorläufer: auf Fritz Reuter und Bogumil Goltz; ihre Schriften

erst „brachten einen in mir längst schlummernden Gedanken zum Ausbruch, den Gedanken nämlich, die Erinnerungen an meine erste Jugendzeit zu Papier zu bringen“³¹⁾. Gerade der letztere, dessen 1847 erstmals erschienenes ‚Buch der Kindheit‘ er unentwegt zitiert, hat ihm deutlich auch als Vorbild gedient: mit seiner Gliederung nach Lebenskreisen statt -jahren, mit seinem dauernd nebenhergehenden Raisonement, das den Abstand des Erwachsenen zu seiner Kindheit, die er beschreibt, nur um so fühlbarer macht, schließlich mit deren Verklärung selber. „Wahrhaftig, die großen Leute könnten von den Kindern noch mehr profitieren als diese von ihnen, falls die Großen sich auf ihren wahren und unschuldigen Vorteil verständten und ihre eigne Kindheit nicht so rasch vergäßen, daß sie hinterdrein keine andere mehr verstehen.“³²⁾ (Übrigens hat auch Goltz das Gasthaus als Schule des Lebens gepriesen, und zumal als eine des Umgangs mit Menschen aller und allereinfachster Art. „Und auch ich habe diese Studien in kindlicher Beobachtung auf meine aparte Weise, und so gut es gehn wollte, absolviert und in reifern Jahren mit dem besten Gewinn ausgedeutet, ergänzt und repetiert.“³³⁾) Andere Autobiographien aus ähnlichem Milieu, wie etwa die von Karl Philipp Moritz oder besonders Johann Gottfried Seume, hat Hansjakob wohl kaum gekannt.

Dafür steht sein Buch wieder an der Spitze einer ganzen Reihe von Lebens- und Lageberichten ähnlicher Art. Zu nennen sind zumindest die Kindheitsgeschichten, die Albert Schweitzer aus dem elsässischen Dorfpfarrhaus, Anton Gabele aus dem schwäbischen Dorfgasthaus erzählte; und vor allem die von Wilhelm Hausenstein aus dem nah benachbarten Städtchen Hornberg, die wie ein spätes, kunstvoll gebrochenes Echo auf Hansjakob und sein Haslach wirken. (Daß, wie dieser, Gabele in einer väterlichen ‚Sonne‘ aufwuchs, und Hausenstein in einem großväterlichen ‚Bären‘, spricht hier nun für sich selbst.) Zu nennen ist, in etwas größerer Ent-

fernung, noch Heinrich Weis mit seinen ‚Gestalten einer Kindheit‘.³⁴⁾

Eine vergleichende Betrachtung dieser — und anderer, ähnlicher — Schriften würde sich sicher lohnen. Sie ergäbe neben den unvermeidlichen lokalen, sozialen, personalen Unterschieden wenigstens eine Gemeinsamkeit darin, daß hier mit dem Bild der Kindheit zugleich auch eins der Vergangenheit entsteht, die ferner scheint als sie ist; und das Bild einer Heimat dazu. Und daß hier immer eine (sonst, wie gesagt, so selten dargestellte) bäuerliche oder handwerkliche Herkunft nachgezeichnet wird, also eine ärmliche. „Aber das Wenige und an sich Geringe zog um so mehr den Blick auf sich und prägte sich tief ein, während jetzt das Viele und Vielerlei, zur stumpfen Gewohnheit geworden, kaum imstande ist, die zerstreuten und übersättigten Sinne auch nur für einen Augenblick flüchtig zu reizen.“³⁵⁾

6. Schwierigkeiten beim Schreiben

Es ergibt sich das Problem der Erzählperspektive. Denn der Schreibende ist mit dem Beschriebenen nur noch zum Teil identisch, ist ihm vielmehr um vieles voraus und sieht, im Nachhinein, vieles anders als er; ob auch besser, sei dahingestellt: aus der Entfernung erscheint manches übersichtlicher, manches undeutlicher. Jedenfalls muß der, der seine Kindheit beschreibt, entweder so tun, als sei er noch ganz in ihr; oder er muß seinen Abstand von ihr ins Schreiben einbringen.³⁶⁾ Hansjakob hat sich, wie damals durchweg üblich, für die zweite Möglichkeit entschieden und, in seinen lauten und langen Klagen über die Unwiederbringlichkeit des Gewesenen, eben jenen Abstand, den die vergegenwärtigende Erinnerung zunächst aufzuheben scheint, immer wieder zum Thema gemacht. Aber beide Möglichkeiten, das vortäuschende Präsens und das verfälschende Präteritum, erweisen sich letztlich als ungenügend. Das Problem bleibt unlösbar, die Kind-

heit mithin nicht nur unwiederholbar, sondern auch unerzählbar. Auch in diesem Sinne ist sie, wie Hansjakob wohl weiß und immer wieder sagt, ein verlorenes Paradies. (Und eine verlorene Zeit: ‚A la recherche du temps perdu‘ heißt der Titel von Prousts gewaltigem Werk, der auch über dem unvergleichlich geringeren, aber in der Intention verwandten Buch Hansjakobs stehen könnte.) Und die Heimat? So wie die Kindheit, deren Raum sie bildet, subjektiv entschwindet, so objektiv auch sie. Auch sie wird, im Lauf der Zeit, zunehmend überschichtet, überlagert — aber der, der sich erinnert, macht sie sichtbar, lesbar wie die erste Schrift in einem Palimpsest. „Während aber so vieles in den Schatten zurückbleibt, ragt eines durch alle Schichten hindurch in die Gegenwart und ist immer bei uns: die Heimat.“³⁷⁾

Anmerkungen

¹⁾ Heinrich Hansjakob, *Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen*. 2., verbesserte und erweiterte Auflage Heidelberg 1890 (fortan zit. als: *Jug.*). — Dieses Buch hat gleichwohl noch nicht das Interesse gefunden, das es verdiente; was aber um so weniger verwundert, als eine einigermaßen wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Autor und Werk noch kaum stattgefunden hat. Die Hansjakob-Bibliographie von Bernhard Kremann (Münster 1961), die dabei selber eine Ausnahme macht, verzeichnet meist Belangloses, oft nach dem bekannten Muster ‚Hansjakob und . . .‘ und ‚Hansjakob als . . .‘. Daneben behauptet sich allenfalls die nur maschinenschriftlich vorliegende, von Schreibfehlern wimmelnde, durch ihre Quellennähe dennoch überraschende M.A.-Thesis von Cecilia A. Trunz: *Heinrich Hansjakob as Interpreter of Life in the Black Forest*. Columbia University 1935. Darüber aber erhebt sich haushoch die zwar sehr kritische, aber auch sehr kompetente und korrekte (deutsch geschriebene) Doktordissertation von Anton Petrus Henricus van Rijswijk: *Heinrich Hansjakob. Universiteit te Nijmegen*: Heerlen 1948. Dieses Buch bildet die Schwelle, hinter der eine ernsthafte Befassung mit Hansjakob erst beginnt. (Neuerdings ist hervorzuheben: Manfred Hildenbrand, ‚Europa ist ein einziges, befestigtes Kriegslager‘. *Heinrich Hansjakob als Pazifist*. In: *Allmende* 3/1983, S. 74–84; dort weitere neuere Lit.)

- 2) Jug. S. 203.
 3) Jug. S. 57.
 4) Jug. S. 188; auch S. 60, 143, 163, 184.
 5) Jug. S. 201.
 6) Wilhelm von Kugelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Leipzig 1954, S. 45.
 7) Joseph von Görres, Die deutschen Volksbücher. In: J. v. G., Gesammelte Schriften Bd. 3 (=Geistesgeschichtliche und literarische Schriften I [1803—1808]). Hrsg. von Günther Müller. Köln 1926, S. 167—293; hier S. 249.
 8) Friedrich Engels, Die deutschen Volksbücher. Zit. n.: Karl Marx/F.E., Über Kunst und Literatur Bd. 2. Berlin 1968, S. 401—410; hier S. 406.
 9) Jug. S. 168; vgl. auch S. 21.
 10) Jug. S. 68.
 11) Jug. S. 42.
 12) Walter Benjamin, Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows. In: W.B., Illuminationen. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Siegfried Unseld. Frankfurt/M. 1961, S. 409—436; hier S. 410. — Dazu hat Hansjakob später selber bemerkt: „Ferner tadeln die Kritiker bisweilen, daß ich schlecht komponire und allerlei untereinander erzähle. Haben denn diese Herren noch nie einen Mann vom Volk erzählen hören? Der nimmt, wenn ihm im Anschluß an das, was er erzählt, eine andere Person vor den Sinn kommt, auch diese vor und erzählt zwischen hinein auch von ihr. So erzählt der Bauer, so erzählten mein Großvater und mein Vater, und so erzähle auch ich“ (H.H., Bauernblut. Erzählungen aus dem Schwarzwald. 2. Aufl. Heidelberg 1896, S.V).
 13) Benjamin, a.a.O. S. 428.
- 14) Vgl. Johannes Werner, Lehrjahre im Gasthaus. Zur Herkunft einiger südwestdeutscher Dichter. In: Badische Heimat 3/1983, S. 613—622; ders., ‚Gastwirtssöhne sind im Vorteil‘. Zur Sozialgeschichte der deutschen Literatur. In: German Life and Letters (im Druck).
 15) Benjamin, a.a.O. S. 412.
 16) Jug. S. 18.
 17) Jug. S. 19.
 18) Jug. S. 67.
 19) Jug. S. 69.
 20) Jug. S. 69.
 21) Jug. S. 70.
 22) Jug. S. 20.
 23) Jug. S. 23.
 24) Jug. S. 142.
 25) Jug. S. 80.
 26) Jug. S. 99.
 27) Jug. S. 12; vgl. auch S. 32.
 28) Jug., o.S. (Vorw.).
 29) Vgl. z.B. Johannes Werner, Für eine Sozialgeschichte des Alltags. In: Badische Heimat 4/1980

- (= Ekkhart 1981), S. 141—144; dass. in: Eppelheimer Nachbarschaft 2 (1982), S. (23)—(28).
 30) Sein Leben lang, sogar auf seinen Reisen, hat Hansjakob sich gern mit einfachen Leuten zusammengesetzt und sich von ihnen aus ihrem Leben erzählen lassen; im Grunde ist fast alles, was er schrieb, Biographie — eigene und fremde. Der Rückzug aufs Biographische erscheint freilich als vergeblicher Versuch, inmitten einer allgemeinen Auflösung am Lebenslauf als an einer in sich geschlossenen und gerundeten Ganzheit festzuhalten (vgl. Siegfried Kracauer, Die Biographie als neubürgerliche Kunstform. In: S.K., Das Ornament der Masse. Essays. Frankfurt/M. 1963, S. 75—80; Leo Lowenthal, Die biographische Mode. In: L.L., Notizen zur Literatursoziologie [=Kunst und Gesellschaft Bd. 3]. Stuttgart 1975, S. 48—72).
 31) Jug., o.S. (Vorw.).
 32) Bogumil Goltz, Buch der Kindheit. Hrsg. von Friedhelm Kemp. München 1964, S. 11.
 33) Ebd. S. 187; vgl. insges. S. 182—187.
- 34) Albert Schweitzer, Aus meiner Kindheit und Jugendzeit. In: A.S., Selbstzeugnisse. München 1959, S. 9—64; Anton Gabele, Haus zur Sonne. Freiburg 1953; Johann Armbruster (d.i. Wilhelm Hausenstein), Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit, Bd. 1 (= Geschichte einer deutschen Jugend aus des neunzehnten Jahrhunderts Ende). München 1947; Heinrich Weis, Gestalten der Kindheit. Freiburg 1947. — Aus der immer höher steigenden Flut autobiographischer Schriften ragt neuerdings noch besonders hervor: Maria Wimmer, Die Kindheit auf dem Lande. Reinbek bei Hamburg 1978 (Ort: Mugensturm bei Rastatt; Zeit: nach dem 2. Weltkrieg).
 35) Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Frankfurt/M. 1980, S. 23.
 36) Vgl. dazu: Roy Pascal, Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt (= Sprache und Literatur Bd. 19). Stuttgart — Berlin — Köln — Mainz 1965, S. 89 ff. — Und dazu zwei Autobiographien, in denen diese Differenz auf exemplarische Weise thematisch wird: Mary McCarthy, Eine katholische Kindheit. Erinnerungen. München u. Zürich 1966; Christa Wolf, Kindheitsmuster. Berlin u. Weimar 1978.
 37) Fritz Alexander Kauffmann, Leonhard. Chronik einer Kindheit. Stuttgart 1956, S. 7. — Übrigens hat Hansjakob als alter Mann nochmals die Orte seiner Kindheit aufgesucht und, aus nunmehr fast verdoppeltem Abstand, die weiter fortgeschrittene Veränderung (und Zerstörung) der Heimat festgehalten: H.H., Allerseelentage. Erinnerungen. Stuttgart 1912.

II. Wohnung in der Hirschstraße

Endlich habe ich eine Wohnung gefunden, wie sie mir behagt. Eine solche muß, wie schon gesagt, folgende Eigenschaften haben: Vor allem ruhig rechts und links vom Schlafzimmer, hell, freundlich, nicht zu hoch gelegen, bei stillen, kinderlosen Menschen. Drum habe ich so lange gesucht, bis ich außerhalb der Stadt, fast im freien Felde, in der verlängerten Hirschstraße, zwei Zimmerchen der Art antraf. Ich zog diesen Morgen ein und ward von der Hausfrau, der Gattin eines Revisors bei der Generaldirektion der Eisenbahnen, namens Mahler, sofort mit dem Hausschlüssel betraut. Diese Zeremonie erinnerte mich lebhaft an die Tage meiner Studentezeit in dem „mauerumschlungenen“ Rastatt, wo der Hausschlüssel neben dem Portemonnaie die wichtigste Rolle in meiner Tasche spielte. Ja, den Hausschlüssel vergessen, ist meist viel ärgerlicher als das Geld vergessen. Das ganze äußere Leben eines Abgeordneten in der Residenz ist eine Art „Studentenleben“. Man hat da wieder seinen Haus-Philister, seinen Kost-Philister, seinen Kneip-Philister und „Füchse“ lernt man in schwerer Menge kennen. Aber gerade dieses, was Essen, Trinken und Wohnen betrifft, halb burschikose Leben, ist, was mir nicht behagt, und woran ich mich von Jahr zu Jahr schwerer gewöhne. Ich begreife deshalb nicht, wie sehr alte Herren die Mühen des Landtagslebens noch übernehmen mögen. Allerdings sind die meisten dieser Männer aus größeren Städten und einem geräuschvolleren Leben nicht fremd. Unsereiner, der seit bald zehn Jahren in einem abgelegenen Seedörfchen seine Hütte hat, wo eine Woche kein fremder Mensch einem zu Gesicht kommt, und wo nachts kein Hündlein bellt, hat sich längst befreundet mit der „lieben Einsamkeit“ und lebt sich nicht leicht mehr aus dem stillen Alltagsleben am See heraus; es sei denn, daß sein Reisegeist über ihn kommt. Da ist dann die Sehnsucht, anderer Menschen Städte zu sehen und ihren Sinn zu erforschen, größer, als der Hang nach Ruhe und philisterhafter Bequemlichkeit. Kaum bin ich aber heimgekehrt, so gewöhne ich mich gleich am ersten Tag und leichtesten Herzens wieder an die Einsamkeit. Ich habe, da ich, allzeit ein nervöser Mensch, das Stadt- und Studentenleben nicht mehr gut ertrage, bisher, wie schon erwähnt, die meisten Landtage im Vinzentiushaus bei den Schwestern von Niederbronn im Elsaß verlegt, deren Oberin, Schwester Blandine, aufs beste für mich gesorgt hat. Hier habe ich bisher immer in dem letzten Zimmer in der nordwestlichen Ecke des dritten Stockwerks ein großes, relativ stilles Gemach gehabt. Was mich allein genierte in diesem Hause, war der Umstand, daß auf dem gleichen Stockwerk noch rechts und links des Ausgangs viele andere Pensionäre wohnten. Und was mich einigemal, und so auch diesmal, ganz aus dem Hause vertrieb, war der Umstand, daß mein Lieblingszimmer besetzt war, wenn ich zum Landtag einrückte. Ich kehrte aber jeweils dahin zurück, sobald es frei wurde. So kam es, daß ich einmal, 1874, mit meinem Freund und Kollegen, dem geistreichen Pfarrer Förderer von Lahr, wenige Wochen im Deutschen Hof wohnte beim berühmten Christof Schaber. Es waren unruhige Nächte in dem Haus, die mich bald vertrieben, aber sie reuen mich nicht, weil ich im Deutschen Hof interessante Bekanntschaften gemacht habe. Da war vorab der Wirt, Christof Schaber, ein Original. Er machte die Worte Shakespeares, daß Fettwanst mageres Hirn habe, gründlich zuschanden. Er war dick wie ein Faß, aber voll von Witz und Humor. Daneben

hatte er zwei sehr verschiedene Spezialitäten; er machte, seines Berufs ein Metzger, den besten Schwartenmagen in Karlsruhe und konnte die Ouvertüren von allen Opern, die er je im Theater gehört, pfeifen. Da er dazu noch vortreffliche Weine führte, so fehlte es ihm nie an bessern Gästen, und am Abend kamen die alten badischen Offiziere und die besten Bürger zum Christof. Hier lernte ich unter anderen den Major Max von Schilling und den Bankier Heinrich Müller kennen, die mir gute Freunde wurden. Sie waren die heitersten Philosophen der Lebenslust, die ich kennen gelernt, und dabei von vornehmer Art und trefflichstem Charakter. Leider sind jetzt, da dieses Buch neu erscheint beide längst tot.

Förderer und ich hielten es, wie gesagt, nicht lange im Quartier beim lustigen Christof aus. Förderer zog gegenüber zu einer stillen Witwe und ich in die bekannte Akademiestraße in das Haus des Rechtsanwalts Krämer. Im Hinterhaus wohnte sein Schwiegervater, der Forstmeister a. D. Schauffler, ein Achtziger, mit einer frommen Haushälterin. Bei ihm hatte ich das ruhigste Quartier meiner ganzen Landtagszeit. Er hatte noch die Befreiungskriege mitgemacht, und ich unterhielt mich manchen Abend mit dem liebenswürdigen und ungemein höflichen, alten Herrn. Ich schäme mich aber heute noch, daß ich einmal den Hausschlüssel vergaß und am Vorderhaus solange läuten mußte, bis die Frau Krämer aufstand und mir den Schlüssel auf die Straße herabwarf.

In der Residenz, Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten, Seite 46, 16. Nov. 1877

Hansjakob im „Bärenzwinger“

Aufzeichnungen über eine Alt-Karlsruher Herrengesellschaft

Hans Leopold Zollner, Ettlingen



Ursprung und Tradition ihrer Gesellschaft galten den „Bären“ allezeit viel. Daher führten sie anlässlich ihres 70jährigen Bestehens mit eigenen Kräften ein Festspiel „Aus Bärenzwingers Jugendzeit“ auf, das der poetisch begabte Pharmazierat Prof. Artur Hoyer verfaßt hatte.

Foto: Archiv Zollner

Vor anderthalb Jahrhunderten endete die Gemarkung der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe gen Süden hin an der Kriegsstraße. Den martialischen Namen trug die in Ost-West-Richtung verlaufende Chaussee von Anfang an; denn man hatte sie 1795 bis 1799 ausgebaut, um fremde Truppen, erst österreichische, dann jahrelang französische, an der Stadt vorbeizuleiten. Aber nach den Befreiungskriegen wurde aus der militäri-

schen Rollbahn mit dem kriegesischen Namen allmählich ein beliebter Promenadeweg, auf dem sonn- und feiertags die Bürger der Residenz zu spazieren pflegten; erst recht, nachdem der Oberbaudirektor Friedrich Weinbrenner am westlichen Ende der Kriegsstraße eine Sommer-Wirtschaft erbaut hatte. Das Etablissement, in dem getanzt werden durfte, war ein zierliches Bauwerk, natürlich im klassizistischen Stil, und es er-



Zu den Prominenten, die außer Politikern, Beamten, Kaufleuten und biedereren Bürgern der „Bären-gesellschaft“ angehörten, zählte auch der berühmte Chemiker des Karlsruher Polytechnikums, Geheimrat Karl Weltzien (2. von lks.) Foto: Archiv Zollner

hielt folgerichtig den Namen „Promenadenhaus“. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde es, nach dem Zeugnis eines Chronisten, „einer der beliebtesten Vergnügungsorte der Stadtbewohner und für ihre Familien“. An stilleren Werktagen aber, selbst im Frühherbst noch, erschien im Promenadenhaus mit schöner Regelmäßigkeit eine Gesellschaft offenbar wohlsituerter Herren: Beamte, Kaufleute und ein paar Offiziere. Vom Jahr 1836 an trafen sie sich dort draußen allabendlich. Da im Winter der Aufenthalt im Promenadenhaus aber doch zu ungemütlich war, erkor sich im Jahr darauf die Gesellschaft ein neues Lokal in einem Kaffeehaus in der Innenstadt und zog noch mehrere Male um, bis sich dieser Herren-Club nach und nach größere und, wie man in Karlsruhe sagt, „bessere“ Lokale leisten konnte. Die Sturmjahre der Revolution von 1848 und des badischen Aufstandes von 1849 überstand die Runde im wesentlichen politisch unbelastet, obwohl sie von Anfang an aus dem zwar konservativen, aber meist liberal gesinnten Bürgertum kam oder aus dem Offizierkorps einer Armee, die gegen den

Großherzog gemeutert und sich auf die Seite von Freischärlern geschlagen hatte — wenigstens zu einem großen Teil. So war es nach Ansicht dieser Runde an der Zeit, der freundschaftlichen Vereinigung geschriebene Statuten und vor allem einen Namen nach dem Vorbild anderer gleichartiger Herren-gesellschaften zu geben. Denn da gab es seit 1839 in Mannheim die „Räuberhöhle“, nach 1860 entstand in Pforzheim die „Nebelhöhle“, und 1862 wurde in Konstanz der „Gerstensack“ gegründet. 1862 war es auch in Karlsruhe soweit, daß — wie eine der wenigen schriftlichen Quellen ausweist — die bisher namenlose Gesellschaft, seit 1861 im Gasthof „Zum Weißen Bären“ heimisch und auf 45 Mitglieder angewachsen, sich einen Namen zulegte, so daß der erste Sekretär der Vereinigung am 24. März 1862 protokollieren konnte:

„Nach eingetretener Dunkelheit bewegte sich ein feierlicher Zug von 60 bis 70 Männern, jeder einen langen brennenden Fidibus in der Hand, über den Hof des ‚Weißen Bären‘ ins eigene, dem Wirt abgemietete Lokal, um das Ereignis mit einem feuchtfröhlichen

Zu den „Alt-Bären“ aus der Gründungszeit der Gesellschaft gehörten die sitzenden Herren (v.l.n.r.): Rechnungsrat Crom, Domänenrat Lichtenfels, Major Eugen Müller, der spätere Generaladjutant des Großherzogs, Oberregierungsrat Burg, der erste Sekretär der „Bäregesellschaft“, und Oberst Emil Betz, der Verfasser des Buchs „Aus den Erlebnissen und Erinnerungen eines alten badischen Offiziers“, der während der Zeit seiner Versetzung nach Westpreußen in Bromberg einen „Kleinen Bären“ gründete.

Foto: Archiv Zollner



Abend zu feiern. Da aber nun das neugeborene Kind getauft werden sollte, erhob sich einer der Urgründer des Konvents und beantragte, das neue Heim ‚Bärenzwinger‘ und sich selbst die ‚Bären‘ zu nennen.“

So geschah's unter tosendem Beifall, und diese Konstituierung der Karlsruher Bäregesellschaft brachte einen unerwarteten Erfolg. Im Handumdrehen gab es in der badischen Residenz an die 100 „Bären“. Unter ihnen befanden sich ein Domänen-, ein Post-, ein Finanz- und ein Rechnungsrat, ein Professor des Polytechnikums, ein Maler, ein Apotheker, ein Chemiker, ein Förster, ein Bankier, Kaufleute und Fabrikanten. Diese „Urbären“ gaben ihrer „Bäregesellschaft“, so hieß der Zwinger offiziell, auch einen eigenen Wahlspruch, und der lautete ein wenig biedermeierlich noch, aber gemächlich: „Freundschaft und Humor.“

Neben diesen braven Bürgersleuten und Beamten gab es aber unter den „Bären“ auch noch Männer mit klangvollen Namen: die Minister Mathy, Roggenbach, Freydorf, Stabel, Jolly und Turban, den langjähri-

gen Karlsruher Oberbürgermeister Jakob Malsch, den Kalendermann Albert Bürklin und „Gast-Bären“ in Hülle und Fülle, z. B. die Politiker Lasker, Forkenbeck und Benningens oder den Generalpostmeister Heinrich von Stephan. Der Schriftsteller Gustav Freytag etwa kam nie nach Karlsruhe, ohne seine Freunde im Bärenzwinger zu besuchen, wo er nach seinen Worten „stets eine große Gesellschaft von süddeutschem Charakter antraf, in welcher sich der Minister und der Stadtbürger bei einem kühlen Trunk gesellig lagerten“.

Bei dem Minister hatte Freytag vermutlich an seinen Freund Karl Mathy gedacht, aber auch andere badische Staatsmänner wie Franz Anton Regenauer und August Lamey gehörten bald zu den Prominenten im „Bärenzwinger“, und von Lamey, dem badischen Ministerpräsidenten jener Zeit, wird eine Anekdote überliefert, die beweist, daß im „Bärenzwinger“ auch hohe Tiere einmal wieder Mensch sein durften. Sagte Lamey doch vor den „Bärenbrüdern“, als er seinen hohen Posten verloren hatte:

„Von jetzt an werde ich nur mehr ein ‚Bär‘ sein, bisher war ich ein Esel!“

Ein gerngesehener „Gast-Bär“ war auch Berthold Auerbach, der in diesem gemütlichen Zwinger, wie er einem Freund berichtete, „eine große Gesellschaft von Beamten, Offizieren, Abgeordneten etc. . . traf. Das ist alles hier so einfach schlicht, man raucht und trinkt wie einst in der Burschenschaftskneipe, aber hier sind eben Männer beieinander!“

Auerbach hatte gut beobachtet: In der „Bäringesellschaft“ trafen sich nämlich Groß- und Kleindeutsche, Liberale und Ultramontane, Preußenfresser und Habsburg-Gegner. Doch unter der Devise „Freundschaft und Humor“ hielten diese Männer aus den verschiedensten Lagern trotzdem treu zusammen, sammelten gemeinsam fürs meerumschlungene Schleswig-Holstein, vertrugen sich trotz Königgrätz und überstanden auch die Krisenjahre des badischen Kulturkampfes, ohne daß der Humor litt, oder die Freundschaft in Brüche ging.

Ernstlich böse auf die „Bären“ war eigentlich nur ein Neupriester und Lehramtskandidat, der am 15. November 1863 in die Residenz reiste, um dort sein philologisches Staatsexamen abzulegen. Quartier nahm der Kandidat namens Heinrich Hansjakob im „Weißen Bären“, doch er konnte schon in der ersten Nacht nicht schlafen. Wenn er nämlich in dieser und erst recht in den folgenden Nächten sein sorgenvolles Haupt und seine aufgeregten Nerven zur Ruhe legen wollte, „da kamen die Nymphen aus der Küche und fingen noch an, stundenlang zu kichern, zu schäkern wie weibliche Kobolde. Nicht genug! Auch von unten schlug ein ständiges Summen und Brummen, unheimlich wie das Murmeln von Femrichtern an mein Ohr und dauerte bis Mitternacht. Am ersten Morgen fragte ich beim Frühstück den Kellner nach dem nächtlichen Getöse unter meinem Zimmer. ‚Ja‘, meinte der kleine Schwarzfrack feierlich, ‚das ist die ‚Bäringesellschaft‘. In der versammeln sich am Abend die Minister,

die Hof-, Regierungs- und Oberschulräte und trinken ihr Bier.“

Grund genug für den Examinanden Heinrich Hansjakob darüber zu meditieren, warum ihn Oberschulräte nicht nur bei Tag plagten, sondern ihm auch noch die Nachtruhe störten . . .

Heinrich Hansjakobs zweite Begegnung mit den Karlsruher „Bären“ war erfreulicher, und sie hat ihn in seinem Erinnerungsbuch an die Abgeordnetenjahre „In der Residenz“ zu einer eingehenden Schilderung von Mitgliedern, Bräuchen und Gepflogenheiten im Bärenzwinger veranlaßt. 1878/80 war der Pfarrer Hansjakob aus Hagenau am Bodensee nämlich Abgeordneter des badischen Landtags, und am 16. Januar 1878 besuchte er mit dem ihm befreundeten Medizinalrat Dr. Schenk, dem Leibarzt des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm, zum ersten Mal den „Bärenzwinger“. Inzwischen allerdings hatte die „Bäringesellschaft“ ihr Lokal gewechselt; sie war zwar noch ganz in der Nähe des „Weißen Bären“ und in der gleichen Karl-Friedrich-Straße, aber in dem Lokal der „Harmonie“.

„In einem großen, hellerleuchteten Saale traf ich die Gesellschaft, das heißt den Teil derselben, der zwischen acht und zehn Uhr hier verweilt. Was mir hier gleich gefiel, waren die vielen aus langen Pfeifen rauchenden Herren, ein Bild der guten alten Zeit und ihrer stillen Zufriedenheit. Und was mir in der Unterhaltung besonders auffiel, war das gänzliche Schweigen über politische Dinge. Bisher hatte man mir immer gesagt, im ‚Bärenzwinger‘ würden alle politischen Fragen besprochen, und er sei ein Hauptlager der Kirchenfeinde. Ich bin von heute an und besonders im Landtag 1879/80 zahllose Male im Zwinger gewesen, habe aber nie politisieren oder gar politisch hetzen und schimpfen gehört. Auch Zeitungen wurden keine gehalten, außer der Karlsruher, die man nur hält, um Todesnachrichten von alten ‚Bären‘ zu erfahren. Kartenspiel und friedliche Unterhaltung verkürzen die Zeit.“



Daß auch im kleingewordenen „Bärenzwinger“ von heute wie zur Zeit Heinrich Hansjakobs noch immer Freundschaft und Humor gepflegt werden, beweist die Einladung zum 1000. Nachkriegs-Bärenabend im Jahr 1985.

Repro: Archiv Zollner

Kurzum, er stellte fest, daß die 300 „Bären“ — so viele waren es inzwischen geworden — sehr verträgliche und gutmütige Menschen waren, und wenn es bei ihnen Unterschiede gab, dann nur die zwischen den „Alt-Bären“, die häufig noch die Gründungszeit miterlebt hatten, und den „Jung-Bären“, die den Zwin-

ger als eine Art Club betrachteten, den sie nach dem Theater oder anderen Veranstaltungen spätabends, aber regelmäßig besuchten.

Hansjakobs Sympathien gehörten natürlich den „Alt-Bären“, und an sie erinnerte er sich: „Bei ihnen findet man noch Alt-Karlsruhe

vor 1870 und die kleinstädtische, gemütvoll-süddeutsche Gesellschaftsart. Alle Stände sind vertreten: Minister, Geheime, Juristen und Finanzleute aller Art, Ärzte, Geistliche, Kaufleute, Rentiers, Schriftsteller, Künstler und besonders badische Offiziere, die der preußischen Militärkonvention aus dem Weg gegangen sind . . . lauter ernste, intelligente Soldatentypen, die alle den Feldzug mitgemacht hatten. Der gefeiertste Gast in den Stunden der großen Bären ist unser Präsident Lamey, der aus seiner Ministerzeit her noch zu den Mitgliedern des Zwingers zählt.“ Ja, Hansjakob war von dieser biederen Runde gestandener Männer schließlich noch so angetan, daß er dort am Hubertus-tag 1878 die Biographie des Jagdpatrons vortrug, und daß er einem seiner berühmten Schlenker einen geradezu lyrischen Anstrich verlieh und erzählte:

„Meines Erachtens hat die Benennung ‚Bären‘ oder ‚Bärenzwinger‘ einen tiefen Sinn für eine Abendgesellschaft. Wenn der Mensch in stillen, sternenhellen Nächten, wie Winters- und Sommerzeit sie bringen, spät am Abend unter dem milden Lichte des in Millionen von Sternlein glänzenden Firmamentes friedlich aus der Gesellschaft den Weg sucht in das traute Heim, da erhebt er wohl seinen Blick nach oben nach dem blauen, funkelnden Himmelszelt, von dem die diamantenen Lichter auf seinen späten Erdenpfad freundlich herabschauen. Und da glänzt ihm vor allem das Doppelgestirn der beiden Bären entgegen, majestätisch, sicher und stets gleich illuminiert seinen alten Weg gehend . . . und wenn der kommende Tag das Doppelgestirn am Himmel vertrieben, da verschwindet auch der ‚Bär‘ auf Erden. Er heißt den Tag über Geheimer Rat, Regierungsrat, Oberst, Major, Hofrat und Professor, Finanzrat und Rentier, Forstrat und Bankier — und erst am Abend, wenn der liebe gute Himmelsvetter sein Recht wieder geltend macht und seinen Einfluß auf die Menschenkinder, da legt auch der irdische

Cousin sich den Namen des ‚Bären‘ wieder bei und freut sich unter dem milden Lichte seiner Patrone des Lebens. Er trinkt in stillen nächtlichen Zügen das famose Seldeneckische Bier; und wie sie droben funkeln und glitzern, die Doppelbären, so glänzt auch aus der irdischen ‚Bären‘ Augensternen die Freude, nach des Tages Last und Mühe, Erholung und Erfrischung bei lieben Freunden gefunden zu haben. Sowie der Abendstern am Himmel erscheint und den kommenden Bären voranleuchtet, und diese ihrem Führer folgen, so gilt auch unseren irdischen ‚Bären‘ der liebliche Verkünder des kommenden Sternhimmels als Zeichen, ihre Wanderung zu beginnen. Kaum ist die Dämmerung angebrochen, so erscheinen die ersten, die sogenannten ‚kleinen Bären‘, im Zwinger, ihnen folgen um acht Uhr die ‚großen, alten Bären‘ und nochmals um zehn Uhr die jungen Bären‘, und wenn um Mitternacht die Sterne des Himmels am schönsten leuchten, suchen die letzten ‚Bären‘ ihre Lagerstätte.“ Fast wie ein Spitzweg-Bild mutet uns diese Schilderung an, die der Pfarrer Heinrich Hansjakob nach der Heimkehr aus dem Karlsruher Ständehaus in seinem Hagenauer Haus niederschrieb. Aber man spürt trotz dieser idyllischen Schilderung deutlich Heimweh und Sehnsucht nach der Behaglichkeit, der Zufriedenheit und der echt badischen Verträglichkeit in dieser Runde, von der Hansjakob schließlich in seinem Buch „In der Residenz“ mit voller Überzeugung behauptete:

„Wer in Karlsruhe lebt und nicht im ‚Bärenzwinger‘ gewesen ist, gleicht dem, der in Rom war und den Papst nicht gesehen hat!“ Ein größeres Lob für die Karlsruher ‚Bären‘ in ihrer Glanzzeit läßt sich nicht denken und nicht finden — freilich auch kein besserer Chronist. Dies ganz besonders, weil in der zeitgenössischen badischen Literatur der „Bäregesellschaft“ nur gelegentlich gedacht wird, oder überhaupt nicht wie etwa bei Scheffel oder Vierordt. Doch jene Glanzzeit ist lange vorbei. In den letzten 100 Jahren

haben sich die gesellschaftlichen Verhältnisse allzu gründlich gewandelt; schon der Erste Weltkrieg vor allem aber das unselige Dritte Reich und der Zweite Weltkrieg haben den „Bärenzwinger“ fast aussterben lassen. Heute stellt sich bei den Treffen der Gesellschaft nur noch knapp ein Dutzend „Bären“

ein. Aber auch sie halten es noch immer mit der Devise „Freundschaft und Humor“, achten einander, lieben ihre Stadt und ihr Vaterland, und denken stets dankbar an Heinrich Hansjakob, weil er mit seinen Schilderungen der „Karlsruher Bärengesellschaft“ ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat.

Hansjakob in der Residenz:

III. Einladung der Abgeordneten ins Schloß

Ich nahte heute nicht zum ersten Male dem Residenzschloß. Nicht jedesmal habe ich an den Einladungen der Abgeordneten ins Schloß teilgenommen, aber doch schon zweimal in den sechs Jahren meiner Abgeordnetentätigkeit. Ich halte es aber nicht bloß für eine schöne Gepflogenheit, daß der Fürst die Vertreter seines Volkes einlädt, sondern auch vom Standpunkt des Fürsten aus für sehr nützlich und praktisch. Wenn ich ein regierender Fürst wäre, ich würde die Landboten jeden Monat zu einem so opulenten Mahle, wie es im Karlsruher Schloß geboten wird, einladen. Nie habe ich in meinem Leben begeistertere Hochrufe auf den Landesvater und die Landesmutter gehört als an der Schloßtafel. In der Begeisterung, welche die feinen Weine entwickelten, wären die Volksvertreter nicht bloß bereit gewesen für das Vaterland zu sterben, sondern auch dem Fürsten alle Schätze des Landes zu Füßen zu legen. Der Schloßplatz ist auch heute öde, wie fast immer. Nur in einzelnen Gruppen nähern sich die Eingeladenen dem Palais, an dessen Seiten hin aufgeputzte Portiers in langen roten Röcken und quer aufgesetzten Schiffhüten im Laufschrift auf- und abgehen und etwas Außergewöhnliches verraten. Die Schildwachen machen langweilige Gesichter, wie dies üblich ist bei ihrem Geschäft in Friedenszeiten. Zum Glück ist das Garderobezimmer des Schlosses unten, und ich kann meinen nichts weniger als hoffähigen Hut gleich hier abgeben. Einen Zylinder,

die kopfloseste aller Kopfbedeckungen, besitze ich nicht, ebensowenig einen Orden; so daß ich mit meinem Galaanzug bald fertig war. Die breite Treppe, welche zum Audienzsaale führt, ist rechts und links mit hochgewachsenen Lakaien garniert, deren rote Fräcke, kurze Hosen, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe gar feierlich einen anmuten. Überall zeigt sich fürstliche Pracht. In dem Saale, der für die Abgeordneten des Volkes bestimmt und in gefälligem Barockstil erbaut ist, stellen sich die Deputierten Mann an Mann in „Hufeisenform“ auf; die Rekruten voran, die Veteranen in den hinteren Reihen. In einem kleinen Gemach nebenan werden die Abgeordneten der ersten Kammer empfangen. Sobald deren Empfang beendigt, tritt das Herrscherpaar mit dem volljährigen Erbprinzen in unsern Saal, und die Vorstellung der einzelnen Volksvertreter nimmt ihren Anfang. Der Alterspräsident stellt dem Großherzog den ersten in der rechten Reihe vor und der Fürst unterhält sich mit ihm, wie mit jedem nachfolgenden einige Zeit. Sobald er zum zweiten oder dritten gekommen, präsentiert der Minister des Innern der Landesfürstin den ersten und so beginnt auch sie die Audienz. Endlich kommt der Erbprinz im Geleite des Kammerpräsidenten der letzten Saison und bald ist die „Cour“ in vollem Gange. Jeder Abgeordnete wird mit seinem Namen und dem des Bezirks, den er vertritt, vorgestellt, und in der Regel bildet dann der letztere und dessen Verhältnisse den Gegenstand der Unterredung. Mit meiner Wenigkeit „hatten die allerhöchsten Herrschaften sämtlich die Gnade“, über Italien und mein desfallsiges Buch zu sprechen. Wenn ich boshaft sein wollte, könnte ich noch einige Betrachtungen über die verschiedenen „Neigungswinkel“, welche einzelne Herren Kollegen bei ihren Komplimenten vor den Herrschaften machten, anstellen. Allein ich will, so pikant auch der Stoff wäre, und so manche Charakteristik sich daran anknüpfen ließe, schweigen. Wir stehen auf glattem Boden, und man könnte es mir, dem ja fast alles, was er sagt und schreibt, mißdeutet wird, falsch auslegen.

Nach der langen Audienz beginnt in einem großen Saale des hinteren Schlosses das Festmahl unter den Klängen der unsichtbaren Musikkapelle des Grenadierregiments. Ich nehme meinen Platz an der untersten Stelle der Tafel zwischen einem Demokraten und einem Liberalen. Wir hatten der größeren Ungeniertheit wegen uns so weit herabgesetzt. Vor uns lag das „Menü“ für Essen, Trinken und Musik. Ich merkte gleich, daß der Kapellmeister ein besserer Patriot sei als der Hofkoch. Dieser hatte lauter ausländische Gerichte: à l'indienne, à la hollandaise, à l'italienne, à la romaine, à l'anglaise; jener dagegen: Nibelungenmarsch, Ouvertüre aus der Oper „Die Folkunger“, Fantasie über den „Tannhäuser“, Gruß an die Residenz. Und doch schenkte die ganze Gesellschaft dem Koch mehr Aufmerksamkeit als dem Musikprogramm. „Die Reichsfeinde“ sind erschrecklich im Zunehmen begriffen!

In der Residenz, Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten Seite 39—41, 15. Nov. 1877

Heinrich Hansjakob — Jakobiner im Priesterrock

Zu seinem 150. Geburtstag (1837—1916)

Manfred Hildenbrand, Hofstetten

*„Ich kritisiere . . . und kritisiere gern.
Das liegt in meiner Haslacher Natur.“
Heinrich Hansjakob, *Allerlei Leute
und allerlei Gedanken*. Stuttgart
1913, S. 108*

I. Volksschriftsteller und Zeitkritiker

Am 19. August 1987 jährt sich zum 150. Male der Geburtstag von Heinrich Hansjakob¹⁾, der bis zum heutigen Tag zu den am meisten gelesenen Schriftstellern des Schwarzwaldes gehört. Der Hüne aus dem Kinzigtal im Priesterrock und dem typischen breitkrepfigen Schlapphut war jedoch nicht nur als Volksschriftsteller, sondern auch als Politiker, Publizist und Zeitkritiker über die Grenzen des Schwarzwaldes und Badens bekannt.

Hansjakob nur als Volksschriftsteller oder Heimatschriftsteller zu bezeichnen, käme einer recht billigen Vereinfachung gleich. Viel eher muß man ihn als einflußreichen Chronisten und vor allem sehr scharfen Kritiker seiner Epoche, der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und des beginnenden 20. Jahrhunderts, sehen, wobei aber wieder nicht seine ganze Wirkungsbreite erfaßt ist. Seine oft über das Ziel hinausschießende Kritik ist Ausdruck seiner typisch Kinzigtäler Natur, seines alemannischen Wesens, und entspringt letztlich dem Leiden an seiner Zeit. Es ist kein Zufall, daß viele Gestalten in seinen Erzählungen an der Zeitentwicklung zugrunde gehen.

Geboren wurde Heinrich Hansjakob am 19. August 1837 in Haslach im Kinzigtal als Sohn des Bäckers und Gastwirts Philipp Hansjakob. Ursprünglich sollte er das Gewerbe des Vaters ergreifen. Er absolvierte jedoch — zunächst ohne innere Neigung — in Freiburg das Theologiestudium in Verbindung mit der Philologie und promovierte in Geschichte an der Universität Tübingen. 1863 wurde er zum Priester geweiht und 1864 in Donaueschingen als Gymnasiallehrer angestellt. 1865 wurde er Vorstand der Bürgerschule in Waldshut. Konflikte mit dem liberalen badischen Innenminister Jolly zwangen ihn 1869 zum Ausscheiden aus dem Schuldienst. Immer mehr engagierte sich Hansjakob in dem damaligen badischen Kulturkampf, der großen Auseinandersetzung zwischen liberalen Staat und der katholischen Kirche. Seit 1869 war er Pfarrer in Hagnau am Bodensee, wo er 1881 die erste badische Winzergenossenschaft gründete. Zweimal mußte er wegen seiner unerschrockenen Kritik an der badischen Regierung ins Gefängnis.

Von 1871 bis 1881 war Hansjakob Abgeordneter der Katholischen Volkspartei im badischen Landtag in Karlsruhe. 1884 wurde er Stadtpfarrer von St. Martin in Freiburg. Dort amtierte er, bis er 1913 in den Ruhestand trat und in seine Heimatstadt Haslach zog, wo er sich seinen Alterssitz, den „Freihof“, bauen ließ. Dort befindet sich heute das Hansjakob-Museum und das Hansjakob-Archiv.



Heinrich Hansjakob

Am 23. Juni 1916 ist er in Haslach gestorben und wurde in seiner Grabkapelle im nahen Hofstetten beigesetzt.

Ausgedehnte Reisen führten Hansjakob nach Frankreich, Italien, Belgien, in die Niederlande, in die Schweiz, nach Österreich und nach Bayern. Die Erinnerungen darüber hat er in Tagebüchern festgehalten. Scharfe Beobachtungsgabe und die Darlegung von geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Zusammenhängen sind Vorzüge dieser Reisetagebücher. Doch sind es nicht sie, die seinen Ruf als Schriftsteller begründeten, sondern jene Bücher, in denen er das Volk und das Leben seiner Schwarzwälder Heimat schil-

dert, von dem er selbst in seinem Buch „Bauernblut“ sagt: „Nichts war mir von jeher lieber als der Umgang mit dem großen Naturkinde, Landvolk genannt. Ich habe aus diesem Umgange mehr Lebensweisheit geschöpft als aus meinen klassischen und wissenschaftlichen Studien...“²⁾ Zu den beliebtesten und bis heute am meisten gelesenen Werken Hansjakobs gehören seine Volksbücher „Wilde Kirschen“, „Bauernblut“, „Schneeballen“ (3 Bände), „Waldleute“, „Erzbauern“, „Aus meiner Jugendzeit“ und „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“. Von ganz besonderer Bedeutung sind diese Volksbücher vom Kultur- und Sozial-

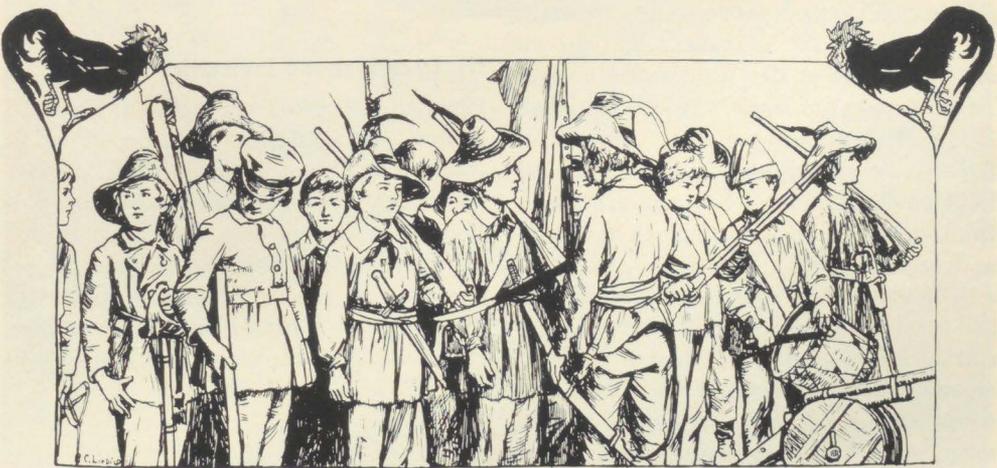
geschichtlichen her zu sehen. In ihnen spiegeln sich die Vielfalt des Lebens und der Alltag des Volkes, der einfachen Leute im mittleren Schwarzwald in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wider — wie das Volk arbeitete, wie es feierte, wie es dachte, wie es lebte — eine wahre Fundgrube, nicht nur für den Volkskundler und Brauchtumsforscher, sondern für jeden, der sich mit der Geschichte und dem Brauchtum des Schwarzwaldes beschäftigt.³⁾

Heinrich Hansjakob gehört zu den produktivsten Schriftstellern deutscher Sprache. Er hat über siebzig Bücher veröffentlicht. Fast jedes Jahr erschien ein neues Buch. Oft hat er in einem Jahr mehrere Bücher geschrieben. In den letzten Jahren hat Hansjakob eine beachtliche Renaissance erfahren. Seit 1960 gibt die Stadt Haslach seine Werke wieder neu heraus. Inzwischen sind achtzehn Bände neu erschienen. Bis auf die letzten neun Bände⁴⁾ sind alle bereits wieder vergriffen — ein deutliches Zeichen, daß Hansjakob auch heute noch seine Leser findet, daß er kein „verstaubter“ Schriftsteller ist.

II. Für Natur- und Umweltschutz

Weit davon entfernt zeichnet Hansjakob sein nüchterner, klarer, bisweilen sogar prophetischer Blick aus. Viele seiner Ansichten sind gar nicht soweit entfernt von Meinungen, die wir heute vertreten. Hansjakob spürte bereits am Ende des 19. Jahrhunderts, was sich ankündigte: die kommende Nivellierung, die große Umwertung der moralischen Werte, die Gefahren, die den Menschen und ihrer Umwelt durch die Überbewertung der Technik und des industriellen Fortschritts erwachsen. Er besaß bereits ein waches Umweltbewußtsein — und das in einer Zeit, in der man die Worte Ökologie und Umweltschutz noch gar nicht kannte, sondern ganz auf die technisch-industriellen Errungenschaften ohne Rücksicht auf ihre Umweltzerstörungen setzte. Unermüdlich hat er in seinen Büchern gegen die Vernichtung der Natur und Umwelt angekämpft.

Schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts sah Hansjakob den Wald gefährdet. Eine Gefährdung des Waldes war für ihn auch eine



Die Haslacher Buben 1849 mit ihren „Heckerhüten“. Illustration von Curt Liebich zu Hansjakobs „Aus meiner Jugendzeit“

Gefahr für den Menschen und seine Umwelt. „Heutzutage sind die Wälder nur noch Objekt des Gelderwerbs“, schreibt er in seinen Tagebuchblättern „Abendläuten“. „Im Frühjahr machen die Buchen rings um sich lichten, smaragdnen Schein, und im Herbst vergolden sie mit ihren sterbenden Blättern Berg und Tal. Aber die Poesie schwindet auf dem Schwarzwald mehr und mehr; denn die neuzeitige herz- und gemütlose Forstwirtschaft lehrt: ‚Fort mit den Buchen! Sie tragen zu wenig. Fichten und Tannen her! Sie geben bald Nutzholz.‘“⁵⁾ Früher habe es in den Wäldern des Schwarzwaldes unendliche Mengen insektenfressende Vögel gegeben, die dort ihre Lieder gesungen hätten. „Aber seitdem wurden die Bauern belehrt, die hohlen Bäume auszugießen mit Lehm und die lebendigen Dornhage um die Äcker zu entfernen. So haben viele Singvögel keinen Schutz und keine Stätte mehr für Nest und Brut. In der Natur wird’s von Jahr zu Jahr stiller und öder, der Gesang fehlt, das Ungeziefer aber nimmt überhand zum Schaden der Landwirtschaft, besonders der Obstbaumzucht und des Weinbaus.“⁶⁾ Die Spuren des Mammons treffe man überall. „Er schont nichts, was Geld bringt, am wenigsten die Tannen unseres Schwarzwaldes. Und der Bauersmann im Kinzigtal, der jüngst sagte: ‚Wenn’s so fortgeht bei uns, so kann man bald den Schwarzwald in Kahlwald umtaufen‘, hat nur zu recht.“⁷⁾ Als ob er das Waldsterben unserer Tage vorausgeahnt hätte, schrieb Hansjakob 1913: „Waldespracht in den Tannen- und Buchenwäldern ringsum . . . , auf den Halden leuchten die Matten wie Smaragd. Und doch kann ich nicht jauchzen, wenn ich hinabsehe in diese Naturpracht . . . Denn wir leben bereits in einer verstümmelten Natur und haben für das Verlorene nichts Gleichwertiges einzusetzen. Viel hat der Mensch geleistet, erobert hat er das Land und das Wasser, und schon schickt er sich an, die Luft zu beherrschen. Aber er ist ein grausamer Kämpfer, seine Unterwerfung der Natur bedeutet Vernichtung, der Lauf seines Siegeswagens ver-

ödert die Fluren und Wälder, und der Friede, den er der Natur aufzwingt, ist der Friede des Kirchhofs.“^{7a)}

Die Gefährdung der Umwelt sah Hansjakob vor allem in der Verschmutzung der Flüsse und Bäche. An den Ufern der Flüsse und Bäche lägen Städte und Dörfer, die all ihren Schmutz in ihr Wasser leiteten.⁸⁾ „Die Bauern jammern, weil das Giftwasser ihr Wiesengras schädigt, die Städteleute, welche im Sommer baden wollen, finden in der Kinzig giftige Jauche, die Fische sterben.“⁹⁾ Zwischen Wolfach und Hausach habe er, so schreibt Hansjakob, das Bett der Kinzig völlig trocken vorgefunden. „Nur Kieselsteine und Felsenbrocken und tote Fische lagen in ihm. Die liebe Industrie braucht ja alles Wasser, verschlingt Flüsse und Bäche in ihren Kanälen und schändet die Landschaft nicht bloß durch ihre Schlote, sondern auch durch ihren Wasserraub.“¹⁰⁾ Aber nicht nur die Umweltverschmutzung wurde von ihm gebrandmarkt, auch gegen die Verfälschung der Lebensmittel zog er zu Felde: „O, wie ehrlich war die gute, alte Zeit im Punkte der Verfälschung der Nahrungsmittel! Sie verwechselte höchstens hie und da einen Geißbock mit einem Schafsbock, während man heute der Menschheit Gift wie Zuckerbrot vorsetzt.“¹¹⁾

III. Demokrat und Proletarier

Heinrich Hansjakob war nicht nur ein engagierter Landtagsabgeordneter, der in der II. Kammer im „Rondell“ in Karlsruhe¹²⁾ keiner politischen Auseinandersetzung aus dem Weg ging, sondern er gehörte auch zu den einflussreichsten politischen Publizisten seiner Zeit, der seine politischen Ansichten in den damaligen Presseorganen sowie in Flugschriften zum Ausdruck brachte. Ohne Zwei-

Hansjakob vor seiner Grabkapelle in Hofstetten 1904



fel war er einer der „angesehensten Wortführer im Zeitgespräch seiner Epoche“¹³⁾.

Das ihn prägende politische Jugenderlebnis war die badische Revolution 1848/49 in seiner Vaterstadt Haslach. Damals wurde er, wie er immer wieder betont, ein überzeugter Demokrat. „Ich habe“, so schreibt er in seinem Tagebuch „Im Paradies“, „anno 1848 und 49 die demokratische Ader und mein Schwärmen für die Freiheit übernommen und bin außerdem erblich belastet von einer demokratischen Mutter und einem urdemokratischen Großvater, dem Eselsbeck von Hasle.“¹⁴⁾ Hansjakob, dessen Vorfahren Kleinbürger waren, empfand sie und sich nicht ohne gewissen Stolz als Proletarier. Man bedenke, zu Hansjakobs Zeit war das Wort Proletarier und Prolet für die herrschenden Schichten im deutschen Kaiserreich gleichbedeutend mit „ungehobelt“ und Feind des Kaiserreiches.¹⁵⁾ Als „geborener und erzogener Proletarier“¹⁶⁾ sei er 1848/49 „Freiheitsmann mit Leib und Seele“¹⁷⁾ geworden und es in seinen ganzen Leben geblieben. Manchmal sah er sich sogar als „radikalen Demokraten“¹⁸⁾, dessen Nerven „sozialdemokratisch, ja, bisweilen anarchistisch angelegt“ waren.¹⁹⁾ Hansjakob war bereits im Jahre 1900 überzeugt, daß die Zukunft der Demokratie gehöre.²⁰⁾ Deshalb plädierte er auch für „absolute Volkssouveränität“²¹⁾ und war schon 1872 ein Anhänger des direkten, allgemeinen und geheimen Wahlrechts.²²⁾ Bereits 1876 bekannte er sich „durch und durch als Republikaner“, der in der Republik die ideale Staatsform sah.²³⁾ Deshalb liebte er auch die Fahne Schwarz-Rot-Gold, die so lange das Banner des guten deutschen Gemütslebens gewesen sei, bis „der Eisenmann Bismarck kam und die ersehnte Einheit mit Blut und Eisen zusammenschmiedete.“²⁴⁾

Aus seiner demokratischen Grundüberzeugung heraus beurteilte er die Lösung der deutschen Frage im kleindeutschen Sinne durch die Gründung des Deutschen Kaiserreiches unter Führung Preußens sehr skeptisch.

Er befürchtete den Staatsabsolutismus Preußens. Nach dem Sieg der deutschen Truppen über Napoleons III. Armee schrieb er an Archividirektor Mone, er sei mit den politischen Resultaten von 1870 höchst unzufrieden, weil er „ein christlicher Demokrat“ sei.²⁵⁾ „Kaiser und Reich werden uns einigen zu einem Volk von Dienern . . . Doch die Deutschen verdienen es nicht besser . . . Armseliges Bedientenvolk. Dafür hast Du das Blut Deiner Söhne vergossen, um den Absolutismus zu befestigen und Dir eine Kette anzulegen. Es ist zum Weinen!“²⁶⁾

Charakteristisch für Hansjakob war seine Freiheitsliebe, die Opposition nach oben und die Ablehnung aller „Knechtseligkeit“²⁷⁾ und jeglichen „Kadavergehorsams“²⁸⁾. „Servile Knochenseelen, Byzantiner, Streber, Schmeichler, Heuchler, Manteldreher und Wedler“ waren ihm zuwider.²⁹⁾ In der wilhelminischen und nationalliberalen Ära waren solche antiautoritären Äußerungen eines katholischen Pfarrers, der stets mit einer „scharfen demokratischen Zunge“³⁰⁾ sprach, höchst verdächtig.³¹⁾ Sein revolutionärer Geist paßte nicht zu dem Bilde, das man sich von einem Priester damals machte, und widersprach der unbedingten Autokratie der katholischen Kirche in jener Zeit.³²⁾ Als Pfarrer fühlte Hansjakob sich stets vom Ordinariat und dem Oberstiftungsrat bevormundet und lag deshalb ständig mit den Kirchenbehörden in Streit.³³⁾

Wenn Anton Fendrich Hansjakob einen „Jakobiner im Priesterkleid“ nannte³⁴⁾, so traf er genau seine für einen katholischen Geistlichen sehr revolutionäre Persönlichkeit. Als Symbol seiner revolutionären Gesinnung trug Hansjakob zeitlebens den breitkrempigen „Heckerhut“. „Seitdem ich zu Ehren der zwei Freiheits- und Revolutionsmänner Blum und Hecker ihre Hutformen getragen“, so schreibt er 1912 in seinem Tagebuch „Allerseelentage“³⁵⁾, „bin ich Schwärmer für die schönste Göttin, für die Freiheit, und bin freischärlerisch und revolutionär gestimmt.“

Und mein Hut, verrät dies heute noch; denn es ist nur ein vergrößerter Heckerhut.“ Dieser Hut, das bekannte Symbol Hansjakob-scher Geisteshaltung wird heute im Hansjakob-Museum im „Freihof“ in Haslach aufbewahrt.

Als Republikaner und Demokrat war Hansjakob auch ein Feind des Titel- und Ordenswesens. Als er 1899 wegen seiner Verdienste um die Erhaltung des Trachtenwesens vom Großherzog den Zähringer Löwenorden 1. Klasse verliehen bekam, wies er diesen höchsten badischen Orden zurück, damals ein einmaliger Fall von politischen Affront gegen die badische Regierung. Über die Zurückweisung des Ordens äußerte er sich ironisch in seinem Reisetagebuch „Verlassene

Wege“³⁶⁾: „Ich war eigentlich gerührt, daß die badische Regierung einem alten politischen Sünder Heil widerfahren läßt.“ Wenn er einen Orden „für ein höchst lächerliches Ding“ ansehe, so deshalb, weil er ihn für das billigste Mittel betrachte, sich loyale, hurra- und hochfreudige Untertanen zu schaffen. Ein Orden mache manchen demokratischen Saulus zu einem monarchischen Paulus.³⁷⁾ Und das wollte Hansjakob auf keinen Fall werden. Einen Orden hat er jedoch mit Freuden angenommen: Im Februar 1907 nahm er vom Stockacher Narrengericht, das ihn in der Karthause in Freiburg³⁸⁾ besuchte, den Stockacher Narrenorden, den Hans-Kuoni-Orden 1. Klasse mit Brillanten, an und wurde „Ehrenlaufnarr“ der Stockacher Narrenzunft.³⁹⁾



Hansjakob als Parlamentsredner im „Rondell“ in Karlsruhe.

Zeichnung von Otto Laible



1849 rückten preußische Soldaten ins Kinzigtal ein. Damals wurde Hansjakob Preußengegner. Illustration zu Hansjakobs „Wilde Kirschen“

IV. Pazifist und Preußengegner

Mit rückhaltloser Offenheit hat Heinrich Hansjakob stets den Militarismus und die Kriegstreiberei seiner Zeit abgelehnt und bekämpft. Zeitlebens war er ein überzeugter Pazifist und ein scharfer Kritiker des preußisch-deutschen Militarismus.⁴⁰⁾ 1897 vermerkt er in seinem Tagebuch „Abendläuten“, die alten Römer seien Zwerge an Militärmacht im Vergleich zum deutschen Militarismus.⁴¹⁾ Dieser verlange als eine „Institution des Zwangs und der Rücksichtslosigkeit“ von jedem Unteroffizier „Kadavergehorsam“.⁴²⁾ Der Militarismus sei der Blutegel, welcher dem Volkskörper das Blut abzapfe, damit es ihm nicht zu wohl werde.⁴³⁾ Heutzutage denke man bei der Ausbildung und Erziehung der Jugend nur an den Militarismus.⁴⁴⁾ Wenn es nach ihm gehe, so meinte Hansjakob, müßten die „Volksvertreter“, welche fort und fort dem Militarismus neue Millionen und immer mehr Soldaten zuführ-

ten und so ihre Liebe zum Kriegsgott bekundeten, an allen Sonn- und Feiertagen die Pickelhaube⁴⁵⁾ tragen. Selbst die „militärfrommen Zentrumsparochialpfarrer“ würde er von dieser militärischen „Auszeichnung“ nicht ausnehmen.⁴⁶⁾ Der Militarismus und Marinismus des Reiches, den der „Hurratriotismus“ im Volk und Parlament großgezogen habe, ruiniere in allen deutschen Landen die Finanzen.⁴⁷⁾ Am liebsten am ganzen Militarismus, diesem „Moloch“, so schrieb Hansjakob 1899 spöttisch, sei ihm die Militärmusik.⁴⁸⁾

Der preußisch-deutsche Staat, in dem Militarismus und Kaserne eine große Rolle spielten, war nach seiner Meinung nicht wert, daß man sich für ihn begeistere. Es werde in Deutschland noch soweit kommen, daß jedes Knäblein bei der Taufe statt des „weißen Kleides“ eine preußische Pickelhaube überreicht bekomme mit den Worten: „Nimm hin diese Pickelhaube und betrage dich so in deinem ganzen Lebenswandel, daß du ein guter

Soldat und treuer Untertan wirst im Deutschen Reich preußischer Nation.“⁴⁹⁾ Hinter diesen sarkastischen Worten steckt harte Kritik an der Militarisierung der deutschen Gesellschaft, seitdem Preußen die Vormachtstellung in Deutschland errungen hatte. Und für die Preußen hatte Hansjakob wahrlich nicht viel übrig. Seine Abneigung gegenüber allem Preußischen reichte bis in die Jugendzeit zurück, als preußische Soldaten den zwölfjährigen Heinrich Hansjakob beim Einmarsch in seine Vaterstadt Haslach 1849 zwangen, seinen „Heckerhut“ abzulegen.⁵⁰⁾ Für Hansjakob waren die Preußen „zuviel Herrenmenschen“⁵¹⁾, sie seien überheblich, nach oben demütig, nach unten rücksichtslos.^{51a)} Leider lägen die Süddeut-

schen, besonders die Alemannen, heute im Staub vor den Preußen und äfften ihnen alles nach „in Sprache, Schule, Titularen und — in Servilismus“⁵²⁾. Seit Preußen die Führung in Deutschland übernommen habe, nähmen der Untertanengeist und die Servilität immer mehr zu. Knechtselige, Servile, Wedler, Manteldreher, Byzantiner gebe es in Deutschland nun in Hülle und Fülle, „aber das Byzanz dieser Leute liegt jetzt nicht mehr am Bosphorus, sondern an der Spree . . .“⁵³⁾. Mutige Worte aus dem Munde eines katholischen Pfarrers, der sich selbst „religiös und politisch als Ketzer“⁵⁴⁾, als Schriftsteller mit einer „scharfen demokratischen Zunge“⁵⁵⁾ sah und der wegen seiner politischen Überzeugung zweimal im Ge-



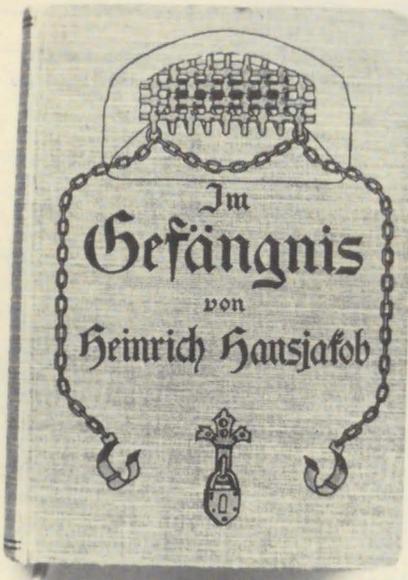
Hansjakobs Großvater der „Eselbeck von Hasle“. Von ihm erbte er sein demokratisches Blut. Illustration von Curt Liebich zu Hansjakobs „Schneeballen“, 2. Reihe

fängnis saß.⁵⁶⁾ Es gehörte im Kaiserreich von 1871 schon sehr viel Zivilcourage dazu, sich so entschieden gegen Militarismus und Preußentum auszusprechen.⁵⁷⁾

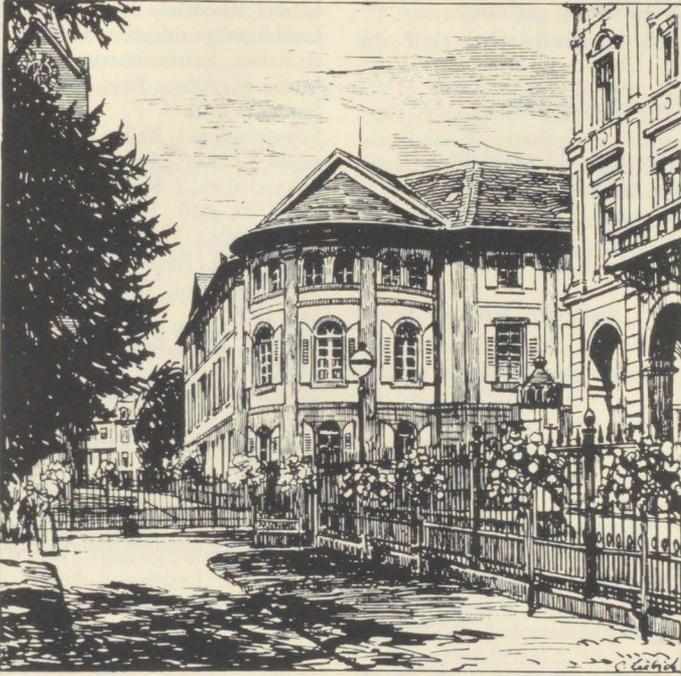
Besonders mißtrauisch beobachtete Hansjakob die ständige Aufrüstung des wilhelminischen Deutschlands.⁵⁸⁾ Die schnelle Vergrößerung der deutschen Kriegsflotte wurde von ihm kritisiert. Die „Marine-Schwärmerie“ in Deutschland werde immer mehr Kriegsschiffe hervorbringen, schrieb er 1903⁶⁰⁾. Noch am Vorabend des Ersten Weltkrieges, am 5. Juni 1914, prangerte er die „ewige Rüsterei des Stattes“⁶¹⁾ an. Anstatt über Abrüstung ernsthaft miteinander zu verhandeln, überböten sich die europäi-

schen Staaten gegenseitig in Kriegsrüstungen und machten dem Volk Angst vor der Kriegsgefahr. Dabei gehe Deutschland mit diesen Rüstungen fast stets voran und schneide sich immer tiefer ins eigene Fleisch. Es sei für das Deutsche Reich ein zweifelhafter Ruhm, die größte und bestorganisierte Militärmacht der Welt zu sein.⁶²⁾ 1913 sprach Hansjakob offen vom „Rüstungswahnsinn“ und fragte sich: „Kann dieses uferlose Rüstungswettrennen noch lange so weitergehen?“⁶³⁾ Damals war es 5 Minuten vor 12! Hansjakob war sehr pessimistisch. Er glaube nicht, meinte er in seinem Buch „Stille Stunden“, daß die Völker Europas ihre Fürsten und Regierungen zur Abrüstung zwingen könnten.⁶⁴⁾ Seine Forderung nach Abrüstung stand im krassen Gegensatz zur politischen Wirklichkeit. Die ehrgeizigen Flottenpläne des Großadmirals Tirpitz, die in den Vorkriegsjahren 90 Prozent des Rüstungs-etats verschlangen, die ständige Vergrößerung des Landheeres, die Wilhelm II. und seine Gehilfen vorantrieben, um die imperialistischen Pläne von Deutschlands „Platz an der Sonne“ zu verwirklichen, eskalierten schließlich im ersten Weltkrieg. Heinrich Hansjakob wurde wegen seiner politischen Anschauungen damals heftig angegriffen. Seine antimilitärischen Äußerungen wurden als landesverräterisch bezeichnet. Man warf ihm revolutionäre Gesinnung und religiöse Unzuverlässigkeit vor.

Immer wieder setzte sich Hansjakob in seinem umfangreichen Werk mit dem Krieg auseinander. Für ihn war der Krieg „ein Höllenspiel“⁶⁶⁾, die größte Geißel der Menschheit.⁶⁷⁾ Hinter dem Krieg sah er nicht zu Unrecht die Interessen der Rüstungsindustrie. So seien Gold und Geld die Seele des Krieges.⁶⁸⁾ Die Kriegsgewinnler, die vom Geist des Profitmachens und des Wuchers erfüllt seien, so schrieb Hansjakob in seinem letzten Werk, einer Flugschrift gegen den Ersten Weltkrieg⁶⁹⁾, seien in erster Linie schuld am Ausbruch des Weltkrieges.⁷⁰⁾ Hinter diesen Leuten stehe eine Macht, der keine Regie-



Zweimal saß Hansjakob wegen seiner politischen Gesinnung im Gefängnis. Über seine zweite Haftstrafe schrieb er das Erinnerungsbuch „Im Gefängnis“



Im Ständehaus in Karlsruhe tagte der badische Landtag. Illustration von Curt Liebig zu Hansjakobs „Aus meiner Studienzeit“

rung gewachsen sei: der Großkapitalismus. Er sei „in Zeiten wie den heutigen überall an der Arbeit.“⁷¹⁾ Noch einmal betonte er wenige Monate vor seinem Tod, daß er nie ein Freund des Militarismus gewesen sei und stets die Meinung vertreten habe, die Völker sollten „im friedlichen Wettbewerb“ zusammenarbeiten. Man sei versucht zu glauben, die Menschheit habe angesichts dieses furchtbaren Krieges den Verstand verloren.⁷²⁾ Wenn es nach ihm gehe, so meinte der greise Schriftsteller, dürfe es „keinen einzigen zum Totschießen seines Mitmenschen organisierten Soldaten auf Erden geben.“⁷³⁾ Im wilhelminischen Kaiserreich waren solche pazifistischen Äußerungen eines katholischen Pfarrers, die zudem noch mit spitzer Feder geschrieben waren und manchmal den

Hauch des Sozialrevolutionären an sich hatten, ungewöhnlich. Kein Wunder, daß Hansjakobs Überlegungen bei seinen katholischen und evangelischen Amtsbrüdern und besonders bei seiner Kirchenbehörde und der badischen Regierung wenig Verständnis fanden und mit Argwohn zur Kenntnis genommen wurden.

Der Karlsruher Dichter Heinrich Vierordt⁷⁴⁾, der zu den besten Freunden Hansjakobs zählte, hat ihn 1914 in einem Gedicht treffend charakterisiert⁷⁵⁾:

„Großzügig ist alles an dir: dein Mut
 Dein Körper, dein Gang, dein Charakter,
 dein Hut!
 Alemannisch Herz, nicht verhalten, verhängt,

Zu ehrlicher Offenbarung gedrängt;
Zerdrückend, ob zornvoll schüttelnd die
Mähne,
Im Auge die sentimentale Träne —

Hättest du minder rötlecht geschillert,
Frömmer gegirrt, süßer getrillert,
Die zaumlose Zunge züchtend gezügelt,
Die schrundigen Schroffen umbiegend gebü-
gelt,
Wärst du Bischof, vielleicht Komtur hoher
Orden,
Oder gar Kardinal der Kirche gewor-
den? . . .“

Anmerkungen

Die Zitate aus Hansjakobs Werken stammen aus folgenden Ausgaben:

Abendläuten, Tagebuchblätter, 3. Aufl., Stuttgart 1900

Allerlei Leute und allerlei Gedanken, Tagebuchblätter, Stuttgart 1913

Allerseelentage, Erinnerungen, 2. Aufl., Stuttgart 1912

Alpenrosen und Dornen, Reiseerinnerungen, Stuttgart 1905

Auf der Festung, Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen, 3. Aufl., Heidelberg 1900

Aus dem Leben eines Vielgeliebten, Nachtgespräche, Stuttgart 1909

Aus kranken Tagen, Erinnerungen, 3. Aufl. Heidelberg 1901

Aus meiner Jugendzeit, Erinnerungen, 16. Aufl., Haslach 1986

Bauernblut, Erzählungen, 14. Aufl., Haslach 1974

Der Kapuziner kommt. Ein Schreckensruf im Lande Baden, Freiburg 1902

Der steinerne Mann von Hasle. Eine Erzählung, 7. Aufl., Haslach 1981

Dürre Blätter, 2. Reihe, Volksausgabe, Stuttgart 1911

Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin, 13. Aufl., Haslach 1982

Erzbauern, Erzählungen, 11. Aufl., Haslach 1985

Feierabend, Tagebuchblätter, Stuttgart 1918

Im Gefängnis. Neue Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen, 3. Aufl., Stuttgart 1907

Im Paradies, Tagebuchblätter, 6. Aufl., Haslach 1981

In der Karthause, Tagebuchblätter, 2. Aufl., Stuttgart 1901

In der Residenz, Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten, 5. Aufl., Freiburg 1967

In Italien, Reiseerinnerungen, Bd. I, Mainz 1877

Meine Madonna. Eine Familienchronik, 3. Aufl., Stuttgart 1903

Schneeballen, 1. Reihe, Erzählungen aus dem Kinzigtal, 12. Aufl., Freiburg 1964

Schneeballen, 2. Reihe, Erzählungen aus dem Kinzigtal, 11. Aufl., Freiburg 1964

Schneeballen, 3. Reihe, Erzählungen vom Bodensee, 9. Aufl., Freiburg 1969

Sommerfahrten, Tagebuchblätter, 3. Aufl., Stuttgart 1904

Sonnige Tage, Erinnerungen, 2. Aufl., Stuttgart 1909

Stille Stunden, Tagebuchblätter, 2. Aufl., Stuttgart 1904

Verlassene Wege, Tagebuchblätter, 5. Aufl., Stuttgart 1905

Waldleute, Erzählungen, 11. Aufl., Haslach 1984

Zwiegespräche über den Weltkrieg, gehalten mit den Fischen auf dem Meeresgrund, Stuttgart 1916

¹⁾ Die umfangreiche Literatur über Hansjakob bis 1960 ist aufgeführt in Bernhard Kremann, Hansjakob-Bibliographie, in Die Ortenau 41, 1961, S. 248—302. Die spätere Literatur wird teilweise verzeichnet in Hermann Eimann, Kennen Sie Hansjakob? Kehl 1981, S. 136 ff. sowie Helmut Bender, Hansjakob. Leben, Wirken und Werk. Waldkirch 1985, S. 49 ff.

²⁾ Bauernblut, S. 200.

³⁾ Vgl. Ernst Schneider, Volkskundliches Gut in Hansjakobs Schriften, in: Die Ortenau 34, 1954, S. 142—164; Die Ortenau 35, 1955, S. 181—208; Die Ortenau 36, 1956, S. 21—40; Die Ortenau 37, 1957, S. 150—181; Die Ortenau 39, S. 8—27, sowie derselbe, Schwarzwälder Volksleben in den Werken Heinrich Hansjakobs, Hansjakob-Jahrbuch I, 1958, S. 38—48.

⁴⁾ „Bauernblut“, „Der Leutnant von Hasle“, „Der steinerne Mann von Hasle“, „Im Paradies“, „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“, „Wilde Kirschen“, „Waldleute“, „Erzbauern“, „Aus meiner Jugendzeit“, alle erschienen im Selbstverlag der Stadt Haslach i.K.

⁵⁾ Abendläuten, S. 80/81.

⁶⁾ Schneeballen, 3. Reihe, S. 327.

⁷⁾ Verlassene Wege, S. 54.

^{7a)} Feierabend, S. 33, 51.

⁸⁾ Im Paradies, S. 215.

⁹⁾ Ebenda, S. 211.

¹⁰⁾ Verlassene Wege, S. 412.

¹¹⁾ Aus meiner Jugendzeit, S. 114, vgl. auch In der Karthause, S. 296.

¹²⁾ Über seine Erlebnisse als Landtagsabgeordneter in Karlsruhe berichtete Hansjakob in seinem Erinnerungsbuch „In der Residenz“, 1. Aufl., 1878. Die 2. Aufl., 1911, hat Hansjakob wesentlich verändert und erweitert.

¹³⁾ Otto B. Roegele, Hansjakob als Wortführer im Zeitgespräch. Hansjakob — Jahrbuch III, 1969, S. 40.

¹⁴⁾ Im Paradies, S. 243, vgl. auch ebenda, S. 241; Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin, S. 165; Bauernblut, S. 270, 286/87; Der steinerne Mann von Hasle, S. 286; Aus meiner Jugendzeit, S. 276; Feierabend, S. 192; Der Kapuziner kommt, S. 3; Auf der Festung, S. 34; Abendläuten, S. 263; In der Residenz, S. 191; Alpenrosen und Dornen, S. 182, 259, 566/67; Sommerfahrten, S. 124.

¹⁵⁾ Wolfgang Wipprecht, Aufrechter Gang. Versuch einer Annäherung an Heinrich Hansjakob, Badische Heimat 2, 1980, S. 241/42. Vgl. auch Dietrich Mühlberg (Hrsg.), Proletariat, Kultur und Lebensweise im 19. Jahrhundert. Köln 1986.

¹⁶⁾ Erzbauern, S. 111; Allerseelentage, S. 403; Meine Madonna, S. 389; Feierabend, S. 262.

¹⁷⁾ Aus meiner Jugendzeit, S. 263.

¹⁸⁾ Alpenrosen und Dornen, S. 182.

¹⁹⁾ In der Karthause, S. 146.

²⁰⁾ Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin, S. 121, 194.

²¹⁾ Alpenrosen und Dornen, S. 259, vgl. auch ebenda, S. 37.

²²⁾ In der Residenz, S. 191.

²³⁾ In Italien, Bd. I, S. 211.

²⁴⁾ Allerlei Leute und allerlei Gedanken, S. 35.

²⁵⁾ Brief Hansjakobs an Professor Franz-Josef Mone, Direktor des Generallandesarchivs in Karlsruhe, v. 23. 12. 1870, zit. in Hansjakob-Jahrbuch I, 1958, S. 52.

²⁶⁾ Brief Hansjakobs an Fredegar Mone, Sohn von Franz-Josef Mone, v. 13. 12. 1870, zit. in Hansjakob-Jahrbuch I. 1958, S. 51.

²⁷⁾ Alpenrosen und Dornen, S. 182; In der Karthause, S. 415; Feierabend, S. 11.

²⁸⁾ Bauernblut, S. 287.

²⁹⁾ Bauernblut, S. 270, 287; Allerlei Leute und allerlei Gedanken, S. 317, vgl. auch Josef Scheicher, Arme Brüder. Ein Stück Zeit- und Kirchengeschichte. Stuttgart 1913, S. 159.

³⁰⁾ Aus dem Leben eines Vielgeliebten, S. 10.

³¹⁾ W. Wipprecht, a.a.O., S. 238.

³²⁾ Johann Karl Kempf, Heinrich Hansjakob. Stuttgart 1917, S. 162.

³³⁾ Vgl. darüber Remigius Bäumer, Zur Geschichte der Pfarrei St. Martin. In: St. Martin in Freiburg i.Br. Geschichte des Klosters, der Kirche und der Pfarrei. München/Zürich 1985, S. 298 ff.

³⁴⁾ Anton Fendrich, Buch der Heimat. München 1922, S. 110.

³⁵⁾ Allerseelentage, S. 230, vgl. auch Aus dem Leben eines Vielgeliebten, S. 115.

³⁶⁾ Verlassene Wege, S. 145 f.

³⁷⁾ In der Residenz, S. 374; Sommerfahrten, S. 587; Hansjakobs Brief an Professor Keller, Vorstand der Bürgerschule in Hornberg, v. 3. 1. 1900; Hansjakobs Brief an Staatsminister Reinhard v. 3. 3. 1900; Hansjakobs Brief an Landtagsabgeordneten W. Fischer v. 1. 1. 1900, alle Hansjakob-Archiv, Haslach; vgl. auch Albert Ainsler, Hansjakob und die Orden, Hansjakob-Jahrbuch IV, 1972, S. 73.

³⁸⁾ Im ehemaligen Karthäuserkloster bei Freiburg besaß Hansjakob seit 1897 eine Wohnung, in der er sich zurückzog, wenn er seine Bücher schrieb.

³⁹⁾ Sonnige Tage, S. 455.

⁴⁰⁾ Joseph Schofer, Mit der alten Fahne in die neue Zeit. Freiburg 1926, S. 17; Johannes Vogt, Der Demokrat Hansjakob und sein Hut. Hansjakob-Jahrbuch V, 1975, S. 84; Manfred Hildenbrand, „Europa ist ein einziges, befestigtes Kriegslager“. Heinrich Hansjakob als Pazifist. Allmende 3, 1983, S. 74—84.

⁴¹⁾ Abendläuten, S. 271.

⁴²⁾ Aus dem Leben eines Vielgeliebten, S. 133.

⁴³⁾ Sommerfahrten, S. 53.

⁴⁴⁾ Allerlei Leute und allerlei Gedanken, S. 36.

⁴⁵⁾ Die Pickelhaube war der 1842 in der preußischen Armee eingeführte Helm, der nach 1871 im ganzen deutschen Heer getragen wurde und sich bis zum Ersten Weltkrieg dort hielt.

⁴⁶⁾ Stille Stunden, S. 65/66.

⁴⁷⁾ In der Residenz, S. 377/78.

⁴⁸⁾ Erzbauern, S. 56.

⁴⁹⁾ Stille Stunden, S. 290, vgl. auch ebenda, S. 234 ff. sowie Verlassene Wege, S. 91/92.

⁵⁰⁾ Aus meiner Jugendzeit, S. 275/76; Waldleute, S. 170; Im Paradies, S. 243, sowie zahlreiche andere Stellen in Hansjakobs Werken.

⁵¹⁾ Zwiegespräche über den Weltkrieg, gehalten mit den Fischen auf dem Meeresgrund, S. 38.

^{51a)} In der Karthause, S. 305.

⁵²⁾ Im Paradies, S. 116.

⁵³⁾ Im Gefängnis, S. 67, vgl. auch Bauernblut, S. 231; Dürre Blätter II, S. 275; Stille Stunden, S. 317.

⁵⁴⁾ Dürre Blätter II, S. 298.

⁵⁵⁾ Aus dem Leben eines Vielgeliebten, S. 10.

⁵⁶⁾ Vgl. Hansjakobs Erinnerungen an seine Gefängniszeit „Auf der Festung“ und „Im Gefängnis“.

⁵⁷⁾ Vgl. Manfred Hildenbrand, Hansjakob und sein Paradies. Hansjakob-Jahrbuch VII, 1982, S. 19. Dazu Waldemar Kampf, Ein Diskussionsbeitrag, in: ebenda, S. 114 ff., sowie derselbe, Politische Probleme im Werk Heinrich Hansjakobs, in: Artur J. Hofmann, Hansjakob und der badische

Kulturkampf. Kehl 1981, S. I ff.

⁵⁸⁾ Über die deutsche Aufrüstung in jener Zeit vgl. Fritz Fischer, Griff nach der Weltmacht, 2. Aufl. Königstein Ts. 1979, S. 14 ff.; Hans-Ulrich Wehler, Das Deutsche Kaiserreich. Göttingen 1973, S. 164.

⁵⁹⁾ Aus kranken Tagen, S. 49.

⁶⁰⁾ Sommerfahrten, S. 52/53.

⁶¹⁾ Feierabend, S. 226.

⁶²⁾ Allerlei Leute und allerlei Gedanken, S. 241.

⁶³⁾ Ebenda, S. 242/43.

⁶⁴⁾ Stille Stunden, S. 235.

⁶⁵⁾ Besonders die Zentrumsprelle, vor allem der „Badische Beobachter“ und die „Germania“, griffen Hansjakob in den Jahren 1912 und 1913 scharf an.

⁶⁶⁾ Sommerfahrten, S. 431, vgl. auch ebenda, S. 425.

⁶⁷⁾ Feierabend, S. 246.

⁶⁸⁾ Aus dem Leben eines Vielgeliebten, S. 42.

⁶⁹⁾ Sie trägt den schönen allegorischen Titel „Zwiesgespräche über den Weltkrieg, gehalten mit

den Fischen auf dem Meeresgrund“.

⁷⁰⁾ Ebenda, S. 19.

⁷¹⁾ Ebenda, S. 21/22, vgl. auch Hansjakobs Brief an den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Adolf Geck v. 18. 2. 1913, Generallandesarchiv Karlsruhe 69 N 1, Nr. 963. Darin heißt es: „Wenn ich Sozialdemokrat wäre, würde ich mich freuen, daß der Militarismus immer mehr Opfer verlangt, während der internationale Großkapitalismus die Völker auswürgt.“

⁷²⁾ Zwiesgespräche über den Weltkrieg, S. 10/11, vgl. auch Hansjakobs Briefe an den Maler Hans Thoma v. 11. 6. 1915 und 16. 6. 1915, zit. in Heinrich Finke, Hansjakob und seine Anfänge als Historiker. Freiburg 1938, S. 70, 73/74.

⁷³⁾ Zwiesgespräche über den Weltkrieg, S. 38.

⁷⁴⁾ In seiner Autobiographie „Das Buch meines Lebens“, Stuttgart o. J., ist Heinrich Vierordt auf seine Begegnungen mit Heinrich Hansjakob ausführlich eingegangen. Vgl. S. 302 ff.

⁷⁵⁾ Heinrich Vierordt, Deutsche Ruhmesschilder und Ehrentafeln. Heidelberg 1914, S. 103/04.

Heinrich Hansjakob

Die Reiseerinnerungen in 5 Bänden erscheinen als kommentierte Ausgabe in der Originalausstattung mit Anmerkungen von Dr. Helmut Bender

HEINRICH HANSJAKOB

Verlassene Wege

Durchs Elztal und Simonswäldertal über den Schwarzwald geht die Kutschenfahrt ins württembergische Untermarchtal, um durchs Hohenzollerische und das Kinzigtal wieder in Freiburg zu enden.
ISBN 3-87 885-131-6
456 Seiten, Efalnleinen
DM 28.-

HEINRICH HANSJAKOB

Letzte Fahrten

Die Eisenbahnreise führt zu den österreichischen Klöstern Kremsmünster, St. Florian und Hohenfurt im Südböhmischen. Die Rückreise erfolgt über München und das Vor-alpenland.
ca. 430 Seiten, Efalnleinen
DM 28.-
ISBN 3-87 885-132-4

HELMUT BENDER

Hansjakob Leben, Wirken und Werk

Mit einem Wiederabdruck der seit langem nicht mehr greifbaren, nach wie vor brisanten Schrift »Die Salpeterer – Eine politisch-religiöse Sekte auf dem südlichen Schwarzwald« und einem Beitrag »Hansjakob und die Frauen« v. Elisabeth Bender. Biographische und bibliographische Texte, vollständiges Verzeichnis der Erstausgaben. Der Verfasser ist Präsident der Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft.

Badische Reihe 16
ISBN 3-87 885-120-0
148 Seiten, gebunden DM 19,80

Waldkircher
Verlag

Hansjakob und seine Zeit

Vielfältige Interessen, profunde Kompetenz und individuelle Charaktereigenschaften machen die Faszination aus, die der Schwarzwald-Schriftsteller und sein Werk gerade im Blick auf Gesellschaft, Kultur und Umwelt auf die heutige Zeit ausüben.

Zum 150. Geburtstag herausgegeben von der Hansjakob-Gesellschaft mit Texten von Helmut Bender, Heinrich Lehmann, Franz Nadler, Hermann Rambach, Waltraud Remusch und mit vielen Abbildungen. Badische Reihe 18
ISBN 3-87 885-141-3
160 Seiten, Efalnleinen
DM 19,80

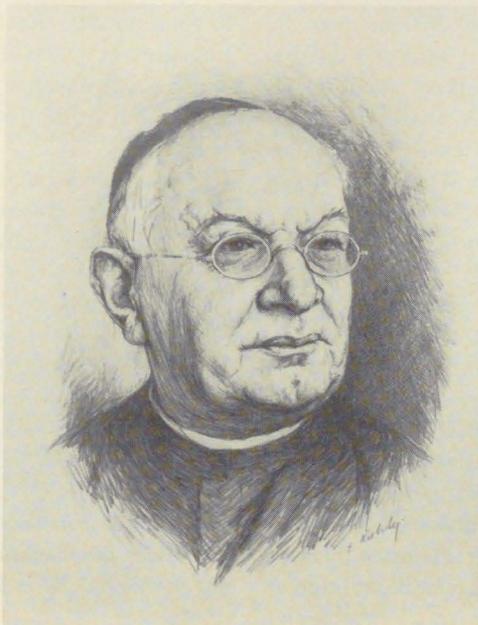
HELMUT BENDER

Hansjakob und Freiburg

Mit zeitgenössischen Xylographien. Die Breigau-Hauptstadt war für Hansjakob zeitlebens ein Mittelpunkt.
Badische Reihe 17
ISBN 3-87 885-123-5
96 Seiten, Broschur DM 16,80

Heinrich Hansjakob und Louis Blum

Manfred Hildenbrand, Hofstetten



Heinrich Hansjakob in seinen letzten Lebensjahren.
Zeichnung von Curt Liebig

Am 27. Juni 1986 wurde in Hansjakobs Alterssitz, dem „Freihof“ in Haslach im Kinzigtal, die ständige Louis-Blum-Ausstellung eröffnet.¹⁾ Es geschah dies anlässlich des 70. Todestages von Heinrich Hansjakob (gest. 23. 6. 1916). Louis Blum war neben Carl Sandhaas der zweite bedeutende badische Maler, den Hansjakob in seinen Büchern immer wieder erwähnt hat.

In seiner Vaterstadt Haslach hat sich Hansjakob am Ende seines Lebens seinen „Freihof“ bauen lassen²⁾, diesen Ort des endlichen Freiseins, wo Hansjakob sich frei fühlte vom

Druck und der Bevormundung der weltlichen und kirchlichen Obrigkeiten. Noch nie in seinem Leben, so schrieb er an seinen Freund, den Staatsminister Richard Reinhard³⁾, habe es ihm an einem Ort „so gut gefallen wie jetzt auf meinem Freihof“. Hier in seiner Vaterstadt verbrachte Heinrich Hansjakob seine letzten drei Lebensjahre. Haslach stellte für ihn nicht nur ein literarischer Topos dar, welcher in seinen Büchern ständig auftaucht, sondern war für ihn die Heimat, an der er mit allen Fasern seines Herzens hing — nicht etwa in einem bloßen sentiment-

talen Sinne, sondern eher im Sinne eines Ernst Bloch als „Prinzip Hoffnung“, als „Glücks-Intention“⁴⁾.

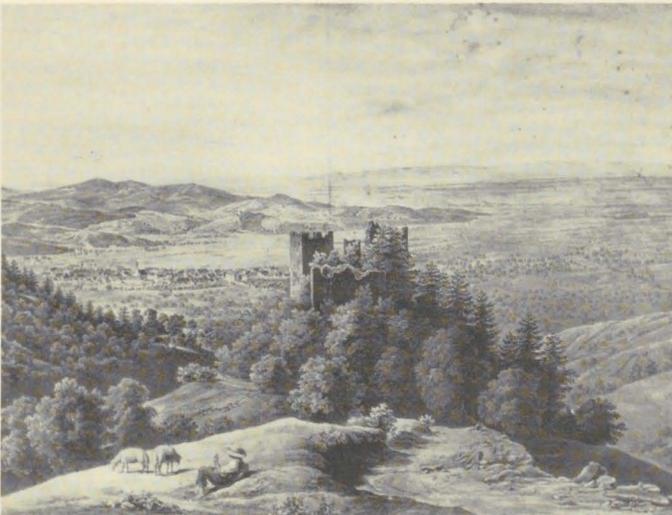
Den „Freihof“ hat die Stadt Haslach in den letzten Jahren in ein kulturelles Zentrum verwandelt: in eine Hansjakob-Gedächtnisstätte mit Hansjakob-Museum und Hansjakob-Archiv, aber auch in einen Ort, in dem die Kunst der Region bewahrt wird und die drei Maler im Umfeld Hansjakobs: Carl Sandhaas (1801–1859)⁵⁾, Louis Blum (1822–1859)⁶⁾ und Professor Otto Laible (1898–1962)⁷⁾ mit ihren Werken in ständigen Ausstellungen gezeigt werden.

Wer war nun der Maler Ludwig, genannt Louis, Blum? Er wurde als zweitältester Sohn des Haslacher Oberlehrers Bernhard Ludwig Blum (1786–1871) am 11. Dezember 1822 in Haslach geboren. Nach dem Besuch des Freiburger Gymnasiums studierte Louis Blum an der Kunstschule in Karlsruhe. Seit 1842 lebte er in Haslach und verdiente sein Geld mit dem Malen und Stechen von Porträts sowie Ortsansichten.

Sowohl der Schriftsteller Heinrich Hansjakob als auch der Maler Louis Blum litten an

ihrer Zeit. Für beide war die badische Revolution von 1848/49 ein entscheidendes Ereignis in ihrem Leben. Für Hansjakob war die badische Revolution das existentielle Urerlebnis seiner Jugend, das ihn entscheidend prägte, aus dem er noch im Alter Kraft schöpfte. Für Louis Blum bedeutete die 48er Revolution das erste und einzige politische Engagement in seinem kurzen Leben, das ihm die berufliche Existenz in der Heimat raubte, ihn in die Fremde nach Heidelberg trieb.

Hansjakob hat Louis Blum sehr geschätzt. Immer wieder taucht er in seinen Büchern auf. „Er war ein kleines, feines Männlein mit spitzer, großer Nase und schönen, großen Augen“ — so beschreibt ihn Hansjakob in seinem Buch „Bauernblut“.⁸⁾ Als Fünfjähriger wurde Hansjakob von Louis Blum porträtiert. In seinem Buch „Aus meiner Jugendzeit“⁹⁾ schildert Hansjakob in humorvoller Weise die Porträtsitzungen mit dem damals zwanzigjährigen Künstler, wie er von seiner Großmutter bei jeder Porträtsitzung mit einem Glas Bier belohnt wurde, damit er still sitzen blieb. „Wie Esau leichtsinnig seine



Die Ruine Schauenburg, im Hintergrund die Ansicht von Oberkirch, kolorierte Lithographie 1843



Ansicht von Haslach i. K., Lithographie 1843

Erstgeburt in solch schwacher Stunde hingab“, so schreibt Hansjakob, „lieferte ich mich um ein Gläschen Bier willen meinen kleinen Leib dem Maler Blum aus. Und so oft er kam, und so oft ich sitzen mußte, bekam er sein Bier und bekam ich mein Bier, und wir tranken, bis das biersüchtige Schelmlein gemalt war.“

Als Louis Blum 1842 den fünfjährigen Heinrich Hansjakob porträtierte, hatte er gerade seine Ausbildung als Maler und Kupferstecher an der Kunstschule in Karlsruhe bei den Professoren Hesslöhl und Koopmann abgeschlossen. Es war für den jungen Künstler nicht einfach, im Kinzigtal sein Geld zu verdienen. Die Konkurrenz war groß. In Wolfach malte der begabte Porträtmaler Joseph Moser (1783–1865), in Haslach wirkte seit

1830 Carl Sandhaas, der im ganzen Kinzigtal seine Auftraggeber hatte. Von Sandhaas sind uns viel mehr Porträts überliefert als von Blum. Offensichtlich war Sandhaas in seinen Honorarforderungen wesentlich niedriger als der akademische Maler Blum. Trotzdem, wenn wir Hansjakobs Worten in seinem Buch „Bauernblut“ glauben können, „machte Louis Blum dem närrischen Maler Konkurrenz im Porträtmalen.“¹⁰⁾

Und so entstehen durch den Zeichenstift und Pinsel Louis Blums von 1842 bis 1848 etwa 150 Bilder im ganzen Kinzigtal, meistens sind es Porträts von Handwerkern, Geschäftsleuten und Beamten. Daß Sandhaas und Blum auch innerhalb der einzelnen Familien konkurrierten, kann man an der Familie Hansjakob nachweisen. Während der Va-



1842 malte Louis Blum den fünfjährigen Heinrich Hansjakob (Aquarell)

ter Heinrich Hansjakobs, Philipp Hansjakob, von Carl Sandhaas gemalt wurde, wurde seine Mutter von Louis Blum porträtiert.

Der damalige Stadtpfarrer von Haslach, Carl Jung¹¹⁾, ließ sich natürlich nicht vom „närrischen Maler“ Carl Sandhaas porträtieren, der durch seine diabolischen Gestalten in seinen Bildern offensichtlich nicht die Sympathie der Kirche besaß. Carl Jungs Bildnis stammt von Louis Blum, ebenso das Porträt des Leopold Marxner¹²⁾, des letzten Haslacher Kapuziners. Wen nimmt's wunder: Die Kapuziner hat Sandhaas in seinen Bildern oft

lächerlich gemacht. Die Bildnisse beider Geistlichen befinden sich in der Ausstellung.

Durch die Revolution von 1848/49 wurde Louis Blum in Haslach brotlos, wie Hansjakob betont. Genauso wie sein Vater, der Oberlehrer Bernhard Ludwig Blum, der Haslach ebenfalls wegen seines Eintretens für die Sache der Revolution verlassen mußte und nach Baiertal bei Weinheim strafversetzt wurde, mußte Louis Blum seiner Vaterstadt den Rücken kehren und zog nach Heidelberg, in die damalige Metropole des badi-schen Liberalismus. „In Heidelberg malte ich

die ersten Familien und war daselbst fortwährend gesucht“, schreibt Louis Blum 1852 an einen Freund in Zürich.¹³⁾ Er malte dort nicht nur die Heidelberger Bürger, sondern auch die Heidelberger Studenten. Im Hansjakob-Archiv befindet sich ein Vertrag zwischen Louis Blum und dem Heidelberger Corps Vandalia, in welchem es heißt: „Herr Blum macht sich verbindlich, die Mitglieder des Corps der Vandalen in möglichst gut getroffenen Porträts und in der von ihm in einer Skizze vorgelegten Gruppierung zu zeichnen. Zugleich verspricht er die Herstellung dieses Bildes etwa bis zum 15. August 1851. Dagegen ist das von seiten der Vandalen auszuzahlende Honorar der Preis von sechs Gulden für jedes Porträt; und zwar soll die Hälfte dieser Summe am Ende dieses Semesters, die zweite Hälfte am Anfang des nächst folgenden Wintersemesters bezahlt werden. Heidelberg, den 1. Juli 1851.“¹⁴⁾ In Heidelberg erkrankte Louis Blum an Tuberkulose, damals Schwindsucht genannt, der Krankheit, an der er später sterben sollte. „Vor zwei Jahren erkrankte ich in Heidelberg“, so schreibt er 1852 in dem oben schon erwähnten Brief an seinen Züricher Freund. „Die Krankheit machte Fortschritte, so daß ich Heidelberg seines schlechten Klimas wegen verlassen und auf ausdrücklichen Verlangen des Arztes nach Baden mußte. Meine Krankheit besteht in einem bösartigen Husten, gänzlicher, jahrelanger Heiserkeit und in kleinen Fiebern. Ich scheute keine Ausgaben, um meine Gesundheit wieder zu erlangen, aber es hat wenig genützt.“¹⁵⁾ Seit 1851 hielt sich Louis Blum in Baden-Baden bei seinem älteren Bruder, dem Architekten Wilhelm August Blum (1821—1876) auf. Wilhelm August Blum war ebenfalls ein begabter Maler. In der Ausstellung werden einige seiner Bilder, meistens Zeichnungen von Kirchen, gezeigt. Er hatte an der Technischen Hochschule in Karlsruhe bei dem berühmten Architekturprofessor und Großherzoglichen Oberbaudirektor Heinrich Hübsch studiert.¹⁶⁾ Trotz seiner angegriffe-

nen Gesundheit hat Louis Blum auch in Baden-Baden unermüdlich als Maler und Kupferstecher gearbeitet. Viele Zeichnungen aus seiner Baden-Badener Zeit, die in der Ausstellung zu sehen sind, beweisen dies. Doch scheint er sich in dem mondänen Kurort nicht recht wohlgefühlt zu haben. „Ich habe das Leben . . . hier satt“, schreibt er 1852. „Es hat für die Dauer etwas Drückendes, immerwährend diese müßigen, blasierten Menschen zu sehen, wie sie von der Genußsucht herumgejagt werden, mit einem Wort, die Liederlichkeit immer ständig vor Augen zu sehen, verstimmt mich trotz der schönen Natur.“¹⁷⁾

Louis Blum plante, nach Zürich überzusiedeln, doch sein Gesundheitszustand verschlechterte sich, so daß er im Sommer 1854 todkrank nach Haslach zurückkehrte. Dort



Der Maler Louis Blum, Selbstporträt des Künstlers, Aquarell 1850



Meine Mutter Cäcilie Kaltenbach geb. 1811 + 1862

Blum

Das von Louis Blum 1839 gemalte Porträt der Mutter Hansjakobs, Cäcilie geb. Kaltenbach (Aquarell)

starb er am 12. September im Alter von 31 Jahren. Sein Nachlaß wurde wahrscheinlich vom Schwarzbeck Josef Fackler senior, der während der 48er Revolution Haslacher Bürgermeister war, erworben. Auf jeden Fall sammelten Josef Fackler senior und Josef Fackler junior, der während des Ersten Weltkrieges Bürgermeister von Haslach war, seine Bilder. Josef Fackler junior vermachte seine umfangreiche Sammlung von Sandhaas- und Blum-Bildern nach seinem Tode 1934 der Stadt Haslach. So war es überhaupt möglich, daß die Louis-Blum-Ausstellung und Carl-Sandhaas-Ausstellung im „Freihof“ eingerichtet werden konnten.¹⁸⁾

Etwa 100 Bilder von Louis Blum besitzt die Stadt Haslach, von denen die meisten in den neugeschaffenen Ausstellungsräumen im

Erdgeschoß des „Freihofes“ ausgestellt werden. Es sind hauptsächlich Porträts Haslacher Bürgerinnen und Bürger, die durch die Frische und Lebendigkeit der dargestellten Gesichter beeindruckt. In der Kunst des Porträtierens stand Louis Blum Carl Sandhaas um nichts nach, ja, er hat ihn, so meine ich, als Porträtist in der feinen Pinselführung, in der Treffsicherheit und der Ausdruckskraft seiner Porträts oft übertroffen. Es sind Bilder von beachtlicher künstlerischer Qualität. In auffallend ungeschönter Weise hat Blum seine Modelle porträtiert. In der von den Auftraggebern geforderten größtmöglichen Naturähnlichkeit malte er in sachlicher und feiner Stift- und Pinselführung, ohne die Härte der Gesichter seiner Auftraggeber zu glätten. Ihre Augen schauen den Betrachter offen, manchmal auch abwägend an. Selten kann diesen ernsten und nachdenklich wirkenden Menschen von Louis Blum ein Lächeln entlockt werden, das dann auch eher gezwungen als befreit erscheint. So wird kein eitel-verschöntes, idealisiertes Bildnis erreicht, vielmehr wird eine äußerst ernsthafte und ins Psychologische reichende Auseinandersetzung des Künstlers mit dem Porträtierten spürbar, dessen kompromißlose Ehrlichkeit und unsentimental-wahrhaftige Ausdruckskraft faszinieren.

Louis Blum hat auch viele Stadt- und Ortsansichten geschaffen. Es sind dies fast ausschließlich Lithographien, die auf Steinplatten geätzt wurden. Leider besitzt die Stadt Haslach nur zwei Ortsansichten: die Ansicht von Haslach und die von Oberkirch, beide aus dem Jahre 1843. Sie gehören zu seinen besten Lithographien.

Louis Blum ist es zusammen mit C. Frommel, C. M. Kurz und L. Hoffmeister zu verdanken, daß in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kunst des Stahl- und Kupferstechens in Baden eine feste Heimat erhalten hat.

Anmerkungen

1) Diesem Artikel liegt die Rede zugrunde, die der Verfasser bei der Eröffnung der Louis-Blum-Ausstellung gehalten hat.

2) Im April 1913 wurde mit dem Bau des „Freihofs“ im Stil eines Schwarzwaldhofes auf dem Gewann „Sähmatt“ im Rotkreuzgebiet in Haslach begonnen. Das Landhaus war bereits im Oktober 1913 fertiggestellt. Architekt war Karl Luckscheiter aus Freiburg. Am 23. 10. 1913 zog Hansjakob mit seiner Schwester Philippine in den „Freihof“ ein. Er ist dort am 23. 6. 1916 gestorben. Nach dem Tod seiner Schwester 1925 ging der „Freihof“ in den Besitz der Vinzentinerinnen, der sog. „Barmherzigen Schwestern“, über, die dort ein Erholungs- und Altersheim für ihre Ordensschwester einrichteten. 1964 kaufte die Stadt Haslach den „Freihof“ und brachte darin das Hansjakob-Museum und das Hansjakob-Archiv unter. 1984 wurde im Obergeschoß des Hauses die ständige Carl-Sandhaas-Ausstellung eingerichtet. 1985 wurde das Dachgeschoß des „Freihofs“ zu einem großen Ausstellungsraum ausgebaut. Dort befindet sich seit Juni 1985 die ständige Otto-Laible-Ausstellung.

3) Hansjakobs Brief an Reinhard v. 9. 11. 1913. Hansjakob führte seit 1897 bis zu seinem Todesjahr 1916 mit dem badischen Staatsminister Richard Reinhard einen ausgedehnten Briefwechsel. Über hundert Briefe Hansjakobs an Reinhard sowie zahlreiche Briefe Reinhard an Hansjakob befinden sich im Hansjakob-Archiv.

4) Zit. n. Heinrich Hauß, „Höchstversuchter Füllbegriff“ — Heimat als Kategorie und Prinzip. Zum 100. Geburtstag von Ernst Bloch (1885—1977). Badische Heimat 4, 1985, S. 715.

5) Johann Karl Kempf, Karl Sandhaas, der närrische Maler von Haslach. Mein Heimatland 6/7, 1930, S. 223—239; Franz Schmider, Maler Carl Sandhaas, 2. Aufl. Haslach 1984; Esther Vögely, Der „närrische Moler“ von Haslach. Zum 125. Todestag von Carl Sandhaas. Ekkhart 1985, S. 87—96.

6) Ingeborg Schroth, Schwarzwaldmaler im 19. Jahrhundert. Lindau/Konstanz 1957, S. XVI; Arthur Schneider, Badische Maler des 19. Jahrhunderts. Karlsruhe 1968, S. 94.

7) Gerhard Grimm, Der Maler Otto Laible. München 1970; Hans H. Hofstätter, Otto Laible, Zeichnungen. Karlsruhe 1978.

8) Heinrich Hansjakob, Bauernblut, 14. Aufl., Haslach 1974, S. 298.

9) Heinrich Hansjakob, Aus meiner Jugendzeit, 16. Aufl., Haslach 1986, S. 54/55.

10) Bauernblut, a.a.O., S. 298.

11) Carl Jung (1800—1846) war von 1840 bis zu seinem Tod Stadtpfarrer von Haslach.

12) Pater Leopold Marxner (1772—1851) war der letzte Kapuzinermönch des 1823 aufgehobenen Kapuzinerklosters in Haslach. Das Klostergebäude wurde 1844 an die Stadt Haslach verkauft. Seit 1980 befindet sich darin das „Schwarzwälder Trachtenmuseum“. Vgl. Manfred Hildenbrand, Das „Schwarzwälder Trachtenmuseum“ in Haslach im Kinzigtal. Badische Heimat 1, 1985, S. 303—309.

13) Brief Blums an einen unbekanntenen Freund in Zürich, Hansjakob-Archiv. Das genaue Datum des Briefes konnte nicht festgestellt werden.

14) Vertrag zwischen Louis Blum und dem Heidelberger Corps Vandalia v. 1. 7. 1851, Hansjakob-Archiv.

15) Brief Blums an einen unbekanntenen Freund in Zürich, a.a.O.

16) Vgl. Heinrich Hübsch (1795—1863). Der große badische Baumeister der Romantik. Katalog zur Ausstellung 1983/84 in Karlsruhe. Karlsruhe 1983, S. 191 ff.

17) Blums Brief an einen unbekanntenen Freund in Zürich, a.a.O.

18) Josef Fackler senior (1815—1871) und Josef Fackler junior (1855—1934) waren eifrige Sammler von Bildern von Carl Sandhaas und Louis Blum. Von rund 300 Bildern des „närrischen Malers“, die in der ständigen Carl-Sandhaas-Ausstellung gezeigt werden, stammen rund 200 aus dem Fackler-Nachlaß. Rund 100 Sandhaas-Bilder vermachte Hansjakob seiner Vaterstadt.

IV. Stefaniestraße — der „Faubourg St. Germain“

Es ist wieder Sonntag heute. Ich will einen Besuch machen beim Archivar der Zweiten Kammer, Adam Bauer. Gleich beim Vinzentiushaus, in dessen Nähe er wohnt, begegnete mir Baron Felix von Röder, den ich schon seit Jahren kenne und respektiere. Er hat, obwohl Protestant, als früheres Mitglied der Ersten Kammer eifrig gegen den Kulturkampf gewirkt. Weil er aber bei Beratung des Examengesetzes anno 1874 etwas anders gesprochen, war er von dem katholischen Adel des Oberlandes nicht wieder gewählt worden. Er sah jetzt in der vorgestrigen Debatte mit Recht eine Genugtuung für seine damals vertretenen Ansichten. Ich begleitete ihn unter diesem Gespräch in die Stefaniestraße, wo er einen Besuch machen wollte. So kommst du, freundlicher Leser, auch einmal in dieses feine Quartier. Die Stefaniestraße ist in unserer Residenz, was der „Faubourg St. Germain“ in Paris: der Wohnsitz des Adels, welcher in der stillen, langen Straße seine kleinen Palais mit Gärten bewohnt. Aber man könnte meinen, die Nobili von Karlsruhe wären längst ausgestorben wie die stolzen Geschlechter Venedigs, deren Paläste einsam am großen Kanal trauern. Du wirst in diesem Stadtteile stets nur Häuser und nie Menschen, am wenigsten adelige Wesen sehen. Und so du durch diese Straße gehst und ihre Öde gewahrtst, wird ein feierlicher Zug von Noblesse dich überkommen, und du fühlst dich wie in den leeren Räumen eines großen Domes. Doch als hätt' ich die Herrschaften in der Stefaniestraße beschrieben, kam, als ich mich von dem Herrn von Röder verabschiedet hatte, gleich darauf der alte Jaques von Kleudgen an mir vorbei. Ich habe den Mann bisweilen schon gesehen und bin ihm vor Jahr und Tag auch einmal vorgestellt worden. Er war früher Postsekretär gewesen, trug ob seiner Gutmütigkeit den Kosennamen „Jaquelle“ und vertrieb sich seine alten Tage mit Zither- und Drehorgelspiel. Doch heute war er, ein sogenannter guter Katholik, nicht gutmütig. Er grüßte mich höhnisch: „Guten Tag, Exzellenz“, fügte weitergehend hinzu: „Der will Erzbischof werden“ und trippelte rasch von dannen. Daß der gute Herr ein billiger Denker ist, geht aus seiner Spottrede hervor. Denn meine vorgestrige Rede, die ihm die Worte in den Mund gegeben, war alles, nur keine Rede für einen Kandidaten des erzbischöflichen Stuhles. Im Gegenteil, sie schloß den Redner von jedem derartigen Amte absolut aus. Wer irgend etwas werden will in der Hierarchie, und wäre er nur ein einfacher Dekan, darf nimmermehr so sprechen, wie ich gesprochen.

Hansjakob und seine „Originalmenschen“ im Wolfstal

Adolf Schmid, Freiburg



Curt Liebich hat Bücher von Hansjakob hervorragend illustriert, aber auch in anderem Auftrag Bilder der Heimat gezeichnet. Hier eine Postkarte des Gasthofs zum „Ochsen“, wo Hansjakob im Mai 1897 so gerne schöne Ferientage verlebt hat. Die Karte wurde im Kunstverlag Felix Luib/Straßburg verlegt.

Als Hansjakob — wie er selbst sagte — die „Schneeballen und wilden Kirschen im mittleren Kinzigtal“ gepflückt hatte, trieb es ihn weiter (1896 bis 1899) ins „Herz des Schwarzwaldes“, ins obere Kinzigtal, ins Wolfstal, ins Kniebisgebiet, um dort jene „Originalmenschen“ und „Numero-Eins-Bauern“ aufzuspüren, die er dann in seinen Büchern wie „Die Erzbauern“, „Waldleute“, „Abendläuten“¹⁾ so eindringlich und lebendig beschrieben hat. Die moralische Integrität, die unbedingte und vielfach leidenschaft-

liche Wahrheitsliebe, die zeitkritische Offenheit, aber auch die fesselnde, bildhafte, treffsichere Sprachkraft und nicht zuletzt die tiefe Liebe zu seiner Schwarzwaldheimat: Heinrich Hansjakob hat all dies wohl selten so überzeugend dargeboten wie in seinen Schriften über das Leben der Menschen im Wolfstal des späten 19. Jahrhunderts. Der Mann „aus Hasle, wo man spricht wie man denkt“, der selbst auch keine „Herrenwedler“ unter seinen Vorfahren hatte, fand dort in den weiten Wäldern sein „Material“, die

kernigen Schwarzwälder, die ihm alle viel origineller, charakterfester, vor allem auch poetischer vorkamen als seine Bekannten aus der „Kultur- und Modewelt“. Hansjakobs Werke sind so kulturgeschichtliche Studien von gutem Rang, vielleicht ein bißchen überspitzt, überzeichnet, idealisierend, aber unvergleichlich in ihrer Lebendigkeit; für uns heute gültige Zeitdokumente, die viele menschliche Schicksale, soziale Hintergründe und politische Zusammenhänge in einem überzeugenden Gesamtbild präsentieren.

Wie politisch, sozial und demokratisch dieser „urkonservative Revolutionär“ argumentierte, wird gerade bei einigen Texten zu dieser Landschaft deutlich. So wenn er z. B. sich empört über das Schicksal des kriegsinvaliden Müllers aus Schapbach: „Seit 1872 hat er aufgebrochene Füße, die einzige Errungenschaft für ihn vom Feldzug her, und niemand will ihm helfen zu einem Invalidensold . . . Leider kann ich dem braven Mann nicht helfen, da ich bei preußischen Mächten nichts vermag und all mein Liebeswerben dort umsonst wäre.“ Oder wenn er spricht von den „Harzdieben“ auf dem Kniebis, in den entlegenen Waldungen im oberen Wolfstal, für die er sehr viel Verständnis zeigt: „Die Leute sind blutarm in dieser rauhen Waldgegend. Die Wälder ringsum gehören ‚der Herrschaft‘, und sie selbst haben nur ihre Strohhütten und um diese herum ein wenig Gras für ihre Kühe und Ziegen. Ihre Armut machte sie zu Harz- und Holzdieben . . .“. Oder wenn er das Schicksal jenes Elsässers schildert, der den Krimkrieg, die Schlacht von Solferino und den Krieg gegen Preußen-Deutschland mitgemacht hat und der dann, nun Deutscher geworden, im Schwarzwald sein elendes Leben fristet: „Fürwahr, die soziale Ungleichheit im Verdienst schreit angesichts solcher Tatsache zum Himmel!“ — Viele andere Belege wären noch zu nennen, die das sozialkritische Anliegen Hansjakobs verdeutlichen, sein urpolitisches Anliegen.

Noch ein letztes Beispiel sei dazu ausgeführt, um zu zeigen, wie sehr er kleine Begebenheiten zu deuten und umzusetzen verstand: die Spazierfahrten im Badeort Rippoldsau machte Hansjakob im Gefährt des Fürstenberger Oberförsters Kneitl, in einem leichten Korbwagen, gezogen von einem Maulesel: „Geritten bin ich schon auf Eseln, auf meiner Reise nach Italien und Sizilien, aber noch nie gefahren mit einem solchen . . .

Das Grautier vor dem Korbwagen läßt sich, wie ich höre, zum Fahren und Reiten gebrauchen, sei aber bissig und von einem mächtigen Eigen- und Starrsinn und nicht mehr vom Platz zu bringen, wenn derselbe es erfasse. Ich lobe diese Eigenschaften, welche allen Kultur-Eseln, d. i. allen diesen Tieren, soweit sie der Mensch in seinen Gebrauch genommen, in der Seele stecken. Denn zweifellos hat der Mensch dieselben in die Eselswelt gebracht durch die Art und Weise, wie er mit den Eseln von jeher umging, und sind jene Eigenschaften nur die liebenswerte Reaktion gegen die Mißhandlungen, welche die armen Tiere von den Menschen erfahren haben. Ja, daß der Esel eigensinnig ist und schlägt und beißt, wenn einer seiner Tyrannen ihm naht, hebt ihn in mancher Hinsicht über die Menschenwelt hinaus. Die Völker haben, trotzdem sie in ihrer langen Geschichte politisch meist das Los der Esel erfahren, alle Lasten und Leiden tragen mußten und geschlagen und geschunden wurden, selten den Mut gehabt, starrsinnig zu sein, ihre Dienste zu versagen und zu beißen und zu schlagen. Im Gegenteil, sie machen allzeit noch Komplimente und Bücklinge vor ihren Herren, rufen Hoch, feiern Feste zu Ehren der größten Tyrannen und lassen sich in Geduld schinden und plagen. Der oberförsterliche Esel mußte ahnen, daß ich auch eine Art Esel, weil Demokrat, sei und das Wesen der Esel zu würdigen wisse; denn er brachte mich tadellos und ohne eine seiner schlechten Seiten zu zeigen hinab ins Wolfstal.“ Bleibt nur noch anzumerken, daß sich hier auch viel Material fände, das sein kritisch-

gespanntes Verhältnis zur kirchlichen Obrigkeit belegen könnte.

„Die Stimmung, die mir behagt“

„Mit seinen dunklen Wäldern hat das Wolfstal etwas Melancholisches, und das ist die Stimmung, die mir behagt.“ Hansjakob liebte diese Landschaft und er liebte ihre Bewohner, aber wollte sie noch näher kennenlernen. Am 9. Mai 1897 schrieb er in sein Tagebuch: „Morgen will ich das ‚Paradies‘ für zwei Wochen verlassen. Ich muß, um Stoff für meine ‚Erzbauern‘ zu sammeln, ins Wolfstal hinauf. Im ‚Ochsen‘ in Schapbach hab’ ich Quartier gefunden, wie ich es wünsche . . . Ruhe und nochmals Ruhe und gute Luft dazu . . . freue mich, einige Tage im oberen Kinzigtal, wo ich seit dreißig Jahren nimmer war, verleben zu können.“ Aber es wurde gewiß kein Faulenzerurlaub. Hansjakob hat sich in vielfältiger Weise mit dieser Landschaft auseinandergesetzt. Er hat ihre Menschen studiert, aber auch ihre Geschichte, die geographischen Gegebenheiten, das Brauchtum, die wirtschaftlichen Bedingungen.

Wie seriös und gewissenhaft sich Hansjakob z. B. in die Geschichte des Wolfstals eingearbeitet hat, um sie in seine Erzählungen einfließen zu lassen, so ganz selbstverständlich, ohne belehren zu wollen, ist offensichtlich. Ob es sich nun handelt um die Herren von Wolfach oder um die Herrschaft von Geroldseck, um die Burg Romberg oder das Territorium der Fürstenberger, um die Geschichte des Klosters St. Nikolaus in Rippoldsau, um die alte Geschichte des Badeortes am Kniebis, um die Geschichte einzelner Seitentäler, einzelner Höfe, einzelner Familien: Hansjakob zeigt sich immer kundig, gut informiert, mit Quellen gut ausgewiesen. Dies zeigt sich besonders in seinem „Leutnant von Hasle“, wo er natürlich vor allem seinem Helden Lienhard Rupp und seiner Vaterstadt Haslach ein Denkmal setzen wollte, wo er aber zur Veranschaulichung

der Situation im 30jährigen Krieg ganz besonders die Tagebücher des Rippoldsauer Priors Georg Gaisser²⁾, des nachmaligen Abtes von St. Georgen – Villingen, studiert und verarbeitet hat. Die lebensvolle Darstellung Gaiszers sowohl zum Betrieb in seinem Kloster wie auch im Kurbad Rippoldsau ist von Hansjakob eindrucksvoll „in Szene“ gesetzt: „Rippoldsau, das jetzt weithin berühmte Schwarzwald-Luxusbad, war damals so eine Art Familienbad für die nördlichen Schwarzwälder, für die fürstenbergischen Obervögte der kleinen Städte, für deren Schultheißen und Bürgermeister, für den kleinen Adel, für die Pfarrherren von Stadt und Land, für die Mönche und Nonnen der Waldklöster, für die besseren Bürger und Bürgerinnen, Wirte und Krämer und endlich für die Hofbauern. Die ‚Damenwelt‘ war durch die Klosterfrauen vertreten, voran die Äbtissinnen und Priorinnen, sowie durch die Frauen der Beamten und Schultheißen.

Alles war ‚ein Herz und eine Seele‘ — beim Essen, Trinken, Spaziergehen. Und wie heut’ noch in den Seebädern Männlein und Weiblein zusammen baden, so auch in jener Zeit in Rippoldsau und in allen ähnlichen Badeorten. Auch an Musikanten fehlte es nicht, und auch ein Tänzlein ward bisweilen getan. Der Prior Gaisser ließ, wie er in seinen Tagebüchern selbst erzählt, sich 1625 einmal einen ganzen Tag von ‚zweien lutores musicif‘ aufspielen. Dem ‚Bäder‘ sorgte er öfters für Wein.“

Auch zur *Natur dieser Landschaft* zeigt sich Hansjakob bestens informiert: Seine Angaben zu Grenzen, zur Verkehrssituation, zu den klimatischen Verhältnissen, zur Pflanzen- und Tierwelt sind oft verblüffend detailliert, minutiös, verlässlich. Vor allem sind auch seine geologischen Kenntnisse ausgezeichnet, so daß wir das Gesicht dieser Landschaft gut gezeichnet wiederfinden. So lesen sich seine Texte wie Heimatkunde im besten Stil, ob er nun schreibt von der Berglandschaft am Schwarzenbruch oder vom Kupferberg, vom Burgbachfelsen oder vom Dös,

von den vielen Seitentälern der Wolf. Und immer fasziniert seine plastische Sprache: „Die Wolf springt mit ihrem braunen, hellen Wasser lustig und frisch neben der Straße her . . . Wie Coulissen schieben sich rechts und links des Fließchens waldige Berge bis auf die Talsohle und bilden zwischen sich wieder eine Menge zerklüfteter, reizvoller Tälchen.“ Besonders angetan hat es Hansjakob die „rauhe Höhe des Kniebis“, wo er im „Hotel Lamm“ 1897 im Gästebuch den Eintrag wieder entdeckt, den er selbst dort am 17. August 1867 — an seinem Geburtstag — geschrieben hatte: „Ehedem hatten die Menschen es nicht nötig, auf dem Kniebis sich aufzuhalten. Er galt ihnen drum nur als rauher Übergang vom Rheintal in das Neckar- und Donautal. In unseren Tagen sind die Menschen von lauter Kultur siech und elend und müssen Gesundheit holen in der Unkultur der Berge.“ — Aber am meisten verzaubert war Hansjakob vom Wildsee/Glaswaldsee, den er am 20. Mai 1897 besuchte, bei Regenwetter: „Das Wasser ist leblos, schwarz und voll stiller Melancholie, in welche der Himmel heute leise seine Tränen sendet . . . Es ist gefährlich für einen Melancholiker, an solchem Ort zu weilen, an welchem die Schwermut wie eine Zauberin lockt und der düstere Geist, der in der Seele wohnt, sich verbunden fühlt mit der süßesten Elegie der Natur . . . Nie in meinem Leben hat die Natur einen so wunderbar elegischen Reiz auf mich ausgeübt wie in der halben Stunde, da ich am Wildsee saß.“ Hansjakob zeigte sich auch später immer noch fasziniert von diesem See: „Es ist wohl der kleinste, aber nach meinem Geschmack der feinste Bergsee des ganzen Schwarzwaldes und zwar deshalb, weil er der düsterste ist und voll von einer Melancholie, die es einem förmlich antut, in seinen Wassern zu sterben.“ Hansjakob nannte dieses Juwel des Schwarzwaldes „unbeweglich wie ein Stück Ewigkeit“.

Das Anliegen der Volkskunde und echter Tradition war bei Hansjakob vorherrschend.

So sind für uns heute seine Werke beste Fundstellen z. B. für die Sagen des Wolf Tales, das alte Brauchtum, selbst für die Geschichte des Dialektes in der gefährdeten Nachbarschaft des Schwäbischen, wo Hansjakob aber sehr wohl zu unterscheiden verstand — und dies in vielen Mundartpassagen bewies — zwischen dem Alemannischen des Wolf Tales und dem schwäbischen Einschlag des oberen Kinzigtals.

Auch zur *Kultur dieser Landschaft* gibt es kaum einen besseren Führer als Hansjakob; selbst die wirtschaftliche Situation und Entwicklung jener Zeit ist selten so offen und treffend beschrieben worden. Und dabei ging es natürlich vor allem um den Wald, den Bergbau und den Fremdenverkehr (auf dieses Thema kommen wir später zurück). Was Hansjakob über den Bergbau in Schapbach geschrieben hat, eingebaut in einzelne Lebensschicksale wie das des Simon Armbruster im Holdersbach, des Benedikt Lehmann aus dem Hirschbach, des Cyrian Breitsch, oder in die Entwicklung des „Schapbacher Bauernvereins“, wo viele „kleine Leute“ mit Grubenaktien spekulierten, um über „Herrensegen“, „Klara“ usw. ihr Kapital-Glück zu machen, ist noch heute mehr als nur einfach lesenswert. — Noch engagierter ist Hansjakob beim Thema Wald: „Holz ist der Hauptreichtum der Buren im Wolfstal. Und da die Tannen wachsen, ob gute oder schlechte Sommer sind, und auch das Hagelwetter ihnen nichts schadet, so sind diese Buren besser daran als ihre Kollegen um Haslerum, die mehr auf den Ertrag von Wein, Obst und Früchte angewiesen sind als aufs Holz.“ In der meisterhaften Biographie des Josef Anton Fürst („Fürst vom Teufelstein“), der nach dem Besuch der Forstschule in Donaueschingen von 1828 bis 1837 Forstgehilfe im FF-Forsthaus bei Bad Rippoldsau und dann noch zwei Jahre im „Holzwald“ tätig war (um dort am 22. April 1839 auch die Wirtstochter Helene Schoch zu heiraten), ist in großartiger Form die Lebenswelt dieser Menschen gestaltet, die im Wald und vom

Wald leben mußten: das Leben der Holzfäller, Flößer, Harzer: „Ich bedaure, daß die Harzer auf dem Schwarzwald aussterben; denn der alte sächsische Forst- und Wildmeister Hans von Flemming schreibt noch anno 1749 in seinem Buch ‚Der vollkommene Teutsche Jäger‘, daß der Schwarzwald eigentlich Harzwald heißen sollte und die silva Hercynia bei den Römern ‚Harzwald‘ bedeutet habe . . . Also die Harzer vor, sage ich, und in Schulen und in Reisebüchern dem Schwarzwald seinen rechten Namen gegeben, der da heißt: ‚Harzwald!‘“ — Aber der Wald im Wolfstal ist natürlich vor allem Bauernwald, Grundlage der Existenz der „Erzburen“, die Hansjakob so bewundert und rühmt, die er nur warnen möchte, in ihren Wäldern nicht vorrangig oder gar ausschließlich „Objekte des Gelderwerbs“ zu sehen: „Was sind sie wert, welche Holzsorte verspricht am schnellsten einen klingenden Erfolg? Das sind die Fragen, unter denen die Menschen unserer Tage die Wälder ansehen und behandeln . . . Die neuzeitige, herz- und gemütlose Forstwirtschaft lehrt: ‚Fort mit den Buchen! Sie tragen zu wenig. Fichten und Tannen her! Die geben bald Nutzholz.‘ Schon in diesem gang und gäbe gewordenen Wörtlein Nutzholz liegt die ganze geldgierige Rohheit unserer Zeit den Wäldern gegenüber.“ — Solches schrieb Hansjakob im Jahre 1897!

Hansjakobs „Erzbauern“

Wer die Bauern im Wolfstal verstehen will, der sollte sich von Hansjakob einführen lassen. Nur widerwillig verzieh er zwar „den Schapbacher Buren ihre Falzziegel und den Bürinnen ihre Kunstherde“ und auch anderes, was ihm nicht passen wollte, aber als Fazit sagte er doch einen vollen „Respekt vor dieser Burschaft!“ Die Geschichte der Schapbacher Höfe ließ er lebendig werden wie sonst keiner, den Schlangenhof oder Waidehof nahe der Einmündung des Seebachs in

die Wolf oder den Schmiedsbergerhof, den Künstlehof des Johannes Armbruster, den Gebeleshof („Gebelesime“: Simon Armbruster war „der Bur“ in Hansjakobs Erzählung „Der Bur und der Bürle“), den Bürleshof im Holdersbach, den Hermenazishof mit seinem Bauern, dem Hermann Ignaz Armbruster, der so gerne im Kirchenchor sang, über 50 Jahre lang, bis im Gottesdienst das „lateinische Gesing“ wieder verbindlich gemacht wurde; oder den Heinerhof, dort wo der Holdersbach in die Wolf mündet, unweit vom „Ochsen“, wo der Gast aus Freiburg so gute Unterkunft fand; oder den Hanseleshof auf dem Schwarzenbruch mit seiner Kapelle, wo Hansjakob an der Kinderprozession teilnahm, die jedes Jahr von den Buben und Mädchen dort veranstaltet wird; oder den Polterhof, wo der ehemalige Lehrer Johannes Leuthner durch Einheirat Bauer geworden war. Ganz besonders eindringlich schilderte Hansjakob das Leben auf dem Marxenhof, dessen Bauer er vom gemeinsamen Krankenhausaufenthalt kannte.

Wie sehr sich Hansjakob auch um kleine Anliegen kümmerte, zeigte sich z. B., als der Moosbur vom Schwarzenbruch — auch für seine Nachbarn — Klage führte, man habe ihnen „den Stier genommen, und sie sollten mit ihren Kühlein fast zwei Stunden weit den Berg hinunter, was im Winter bei Eis und Schnee unmöglich und im Sommer eine Plage und viel Zeitverlust sei. Er selbst habe zwar einen Stier, dürfe ihn aber den andern Viehbesitzern nicht zur Verfügung stellen, weil er nicht ‚gekürt‘ sei, d. i. nicht alle Eigenschaften habe, die ein neumodischer Stier haben müsse“. Hansjakob nahm sich der Sache an, und die Schwarzenbrucher bekamen wieder ihren Stier.

Zwei Wolfstaler Höfe haben es Hansjakob mit ihrer besonderen Geschichte angetan. Da war zunächst der „Seebenhof“ (oder auch „Elefantenhof“), einer der größten Waldhöfe des ganzen Schwarzwaldes. An dieser Schilderung hat Hansjakob wie selten seine erzieherische Absicht deutlich gemacht; er hätte

freilich auch kaum ein überzeugenderes Beispiel finden können als Apollonia und Hansjörg, die „Buren am Wildsee“:

Nachdem ihr erster Mann vom „Kuchenmarkt“ in Wolfach bzw. nach der anschließenden Wirtshaustour nicht mehr heimgekommen war (er stürzte von der Kinzigbrücke und ertrank), hatte sich Apollonia ein neues Glück gesucht und den „galanten und flotten Müllerssohn aus dem Schappe“ geheiratet. Er war nun „der größte Bur im Gebiet der Kinzig . . . der größte Bur, soweit die Kinzig ihr Wasser führt von Freudenstadt bis hinab unter Willstätt, und das war Ehre und Ansehen genug für einen Müllerssohn“. Der neue Herr vom „Elefantenhof“ spielte Geige und Klavier, war mit seiner Apollonia überall dabei, wo es „große Welt“ gab — in Wolfach, vor allem im Bad Rippoldsau, wo die „Bauernhoheiten“ allerlei Bekanntschaften knüpften, zum Besuch auf ihren Hof einluden: Leopold von Baden hat bei Apollonia die ersten „gebrägelten“ Erdäpfel gegessen „und sie vortrefflich gefunden“. Und zu Gegenbesuchen fuhren die beiden in alle Richtungen — nach Stuttgart, Karlsruhe, Straßburg. Hansjakob schildert dieses unglaubliche „Herrenleben“, das zu einem bitteren Ende führen mußte (1833 wurde der Hof verkauft), mit einer packenden Mischung aus Ingrimm und Faszination. Wir kommen auf Apollonia Armbruster noch einmal zurück.

Wo Großherzogin Stephanie zu Besuch war

Im Paralleltal zum Seebach, im Dollenbach, „residierte“ ein ehemaliger Bäcker als Kollege im Bauernfürstenstand. Katharina, die Erbin des „Ameisenhofes“, hatte den armen Athanasius aus Wildschapbach zum Waldfürsten gemacht: „Es ist ein merkwürdig Ding mit der Liebe der Wibervölker!“ Der Athanazi teilte gerne von seinem Reichtum, vor allem „im letzten G'stör“ und im Wirtshaus „vor Seebach“ war er immer sehr spendabel. Kein Wunder, daß er zum Rippolds-

auer Vogt gewählt wurde: „Wäre zur Zeit der Mittagshöhe seines Glückes dem Athanazi im Bad Rippoldsau nicht noch der Fürst von Kaltbrunn in der Sonne gestanden, so wäre seine Freude vollkommen gewesen.“ Die Großherzogin Stephanie, die Adoptivtochter Napoleons, war als Rippoldsauer Gast gerne im Dollenbach. Die „Ameisenbüre“ hatte in der „Saison“ fast jeden Tag „jour fixe“, und Weiß- und Rotwein, Kaffee, Küchle und Schinken gab es für jedermann, der kommen wollte.

Der Hansjörg und die Apollonia vom „Seebenhof“ fühlten sich jahrelang zugehörig zur Badegesellschaft von Rippoldsau; das mußte überboten werden: die „Ameisen-Fürsten“ gingen also zur Kur nach Wildbad: „Gegen Wildbad ist Rippoldsau klein und die Büre dort auch viel mehr ästimiert, weil kein Prophet was gilt in seinem Vaterland und keine Bauernfürstin so verehrt ist unter dem Landvolk, wie sie es wünscht.“ Nach der neuesten Mode ließen sie sich einkleiden in Straßburg: „Die Kleider wurden angemessen und nachgeschickt, für den Athanazi einen Herren- und für die Käther drei Damenanzüge nach der neuesten Pariser Mode. Was man gleich mitnehmen konnte, Hüte, gewirkte Schals, Schürzen und was sonst das Herz begehrte, wurde alsbald verpackt.“ Die beiden kamen zurück ins Tal „mit dem süßen Gefühl, bald als Pariser auftreten zu können“. Und ins Fremdenbuch in Wildbad trug man nun ein: „Athanasius Armbruster, Gutsbesitzer aus dem Dollenbach, mit Frau und Bedienung.“ Mit generöser Noblesse wurden die Trinkgelder bemessen, die Kurmusik erfuhr die ganz besondere Gunst. Es war wieder nur eine Frage der Zeit, bis dieser „Hof“ zugrunde gewirtschaftet war: „Vom Ameisenhof ist wie vom Seebenhof kein Stein mehr auf dem andern.“ Und Hansjakobs Fazit: Es ist „nicht gut, wenn die Bauern so große Höfe haben, daß sie die Fürsten spielen können . . . Man lebt eben in alleweg sicherer, ruhiger und zufriedener in der Mitte oder in der Tiefe als auf der Höhe der Menschheit“.

Und von dieser Sorte Bauern, die sehr wohl dem Gesetze ihres Lebens entsprechend ihr Maß fanden, lernte Hansjakob im oberen Wolfstal noch immer gut zwei Dutzend kennen und schätzen.

Einfache „Originalmenschen“

Aber Hansjakob hatte nicht nur Interesse an den Bauern. „Originalmenschen“ entdeckte er auch unter dem einfachen Volk, und gerade sie hat er besonders liebevoll gezeichnet und „beschrien“. So den Severin Waidele, der vom armen Dorf-Schreiner zum Bürgermeister der reichen Waldgemeinde Schapbach wurde: „Die Buren murrtten. Aber Severin, der Gerechte, gewann ihnen bald Achtung und Respekt ab, so daß er siebzehn Jahre lang am Ruder blieb und erst abtreten mußte, als das neue, unfreie badische Gemeindegesetz den Buren den Sieg wieder in die Hand spielte.“ Und auch des Severin Sohn Hermann fand Hansjakob bemerkenswert: „Er hat seine Studien in aller Herren Länder gemacht zu Wasser und zu Land und ist jetzt Haarkünstler im benachbarten Bade Rippoldsau.“ Und dort erinnert man sich auch noch heute gerne an diesen umtriebigen Unternehmer mit seinem „internationalen Schwarzwald-Bazar“.

In seiner Erzählung „Der Bur und der Bürle“ hat Hansjakob dem „Troubadour“ des Wolfstals viele Seiten gewidmet: Johann Georg Schmid von „s' Melchers“ aus dem Holzwald am Südhang des Kniebis, dem Hirtenbub auf dem Heinerhof, dem Sänger und Alleinunterhalter bei allen möglichen Anlässen. Jeder im Tal kannte den „Pfiferjörgli“; keiner aber schätzte ihn und sein fröhliches, urwüchsiges Allotria so sehr wie der „Bur“ Simon Armbruster. „Aber wenn irgendwo im Schappe und bis hinauf auf den Kniebis Tanzmusik gespielt werden sollte, ließ der Jörgle seinen Bur und dessen Nachbarn, kurz alle, im Stich, um seiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen.“

Voll Begeisterung schrieb Hansjakob auch über den „alten Dohlenbacher“: Mit 83 Jahren hatte er seine diamantene Hochzeit gefeiert, bei der 106 Enkelkinder dabei waren — alle 10 Töchter waren Bäuerinnen geworden: „Ich beneidete den Alten um seine Lebensfreudigkeit, sagte mir aber gleich: ‚Wärscht du im Leben schlichter, einfacher Bur am Dohlenbach gewesen, hättest du wohl die gleiche Heiterkeit!‘“ Mit der Lebensgeschichte des Försters J. A. Fürst (1809—1893) hat Hansjakob eine Fülle von Informationen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte verwoben. Wie reizend dabei auch noch die Geschichte von Fürsts Werbung um die blutjunge Helene (Heli) Schoch aus der Holzwälder Wirtschaft: „Sie war ein bildschönes, großes, schlankes Meidle mit antik gebogener Nase, blauen Augen und dunkelblonden Haaren.“ Fürst hat sie 1839 geheiratet und mit ihr 13 Kinder gezeugt (von denen übrigens fünf nach Amerika auswanderten).

Ein anderer Wolfstaler nach dem Herzen Hansjakobs war Michael Schoch, der „Vogelmichel“ von Rippoldsau, ein „Original, das nicht unbeschrieben modern darf“. Der Michel trieb wirklich gar viel um: Besenbinder, Baumzweiger, Reisschneider, Kübelmacher, Wilderer u. a. Bekam er auf einem Hof für seine Arbeit zu schmale Kost und wenig Schnaps, so wußte er sich zu rächen: Er pfpfropfte z. B. auf die Wildstämme Vogelbeer- und auf die Kirschbäume Schlehenzweige, und dies zeigte meistens Wirkung. Aber Erfolg scheint er dennoch vor allem als Wilderer gehabt zu haben: „Der Lohn für einen gewilderten Auerhahn war damals zu verlockend, als daß der Michel sein Schlingengewerbe hätte aufgeben können. Für einen Auerhahn bekam er zwei Kronenthaler und ein Mittagessen mit Wein.“

Ein „Original“ war auch der „Bühl-Mathis“ in der Sulz. Er war als dreizehntes von vierzehn Kindern geboren; da lohnte sich für seine Familie ein Hauslehrer, der „Stelzelmichel“ wurde engagiert, der sich aber auch

auf das Körbeflechten verstand. Mathis wurde ein „stolzer Rekrut“, dann ein Dragoner im ersten badischen Reiterregiment unter Oberst Hinkeldey; aus dem Dragoner wurde schließlich „der erste Reiter“ bei der Schwadron Seldeneck. Pulver hat er gerochen 1848, als er bei Kandern gegen die Freischärler kämpfte, oder bei Staufen, wo „es auch geraucht“. Der „Dragoner aus Schapbach“ blieb also seinem Fahneneid treu. Aber 1850 kehrte er heim, heiratete, baute sich sein Tagelöhnergütle auf dem Bühl in der Sulz und wurde Vater von acht Kindern; auch seine zweite Frau hinterließ ihm noch einmal sieben Sprößlinge: „Er heiratet nimmer und sorgt allein für seine Kinder, von denen vierzehn am Leben bleiben und von ihm großgezogen werden... Er schaut aus wie ein Mann, der stets in vollster Seelenruhe alles genommen hat, wie's gekommen ist.“

Einen „Edelknecht alten Schlags“ hat Hansjakob im Burgbach ausgemacht, den „Ländere-Karle“: „Unter einem Edelknecht aus alter Zeit verstehe ich einen Mann, der mit gleicher Kraft sein Schwert schwingt wie seinen Humpen, und der in des Waldes düstern Gründen dem Wild nachgeht und mit seinem Wurfspieß die Beute sicher erlegt.“ Hansjakob besuchte den Karle in seinem Haus unter dem Burgbachfelsen: „Ein großer, stämmiger Mann mit langem, weißen Backenbart, eine Zipfelkappe auf dem Haupt, mit Kniehosen, weißen Strümpfen und schweren Pechschuhen angetan, trat er mir vor seiner malerischen Hütte entgegen. Aus seinem Gesicht strahlte eine Biederkeit und eine Geradheit, wie ich sie so stark noch nie aus einem Schwarzwälder Bauernantlitz leuchten sah...“

Die Sorte Menschen, wie der Karle sie in bester und ausgeprägtester Art darstellt, ist am Aussterben, selbst auf dem entlegensten Schwarzwald. In hundert Jahren wird man das Bild eines Mannes, wie der Karle einer ist, anschauen, wie wir jetzt ein solches von einem Ritter des zwölften Jahrhunderts in voller Wehr betrachten.

Es wird, wenn die liebe Kultur so fortmacht, auch auf dem Schwarzwald nur noch ländliche Gigerl geben mit Frack und Cylinder und faden, blasierten Gesichtszügen.“

Noch viele andere Wolfstaler hat Hansjakob „verewigt“, vielleicht aber keinen so eindrucksvoll wie den „Benedikt auf dem Bühl“, Benedikt Lehmann, geb. 1823 im Hirschbach, gestorben 1907. Bergmann war er schon mit 14 Jahren; später aber trieb ihn die Idee um, eine eigene Grube auf eigene Rechnung zu betreiben:

„Sein braves Weib aber, die Genofev, riet ihm ernsthaft zu, sein Gütle zu bebauen und so sich und die Seinigen mit sicherem Brot zu versehen und nicht ungewissen Schätzen unter der Erde nachzugraben. Sie mahnte ihn drum, den Pachtvertrag nicht zu unterschreiben. Dagegen erhob sich aber mit Macht der Schwärmer für unterirdische Reichtümer, faßte seine Gattin an dem allen Töchtern Evas gemeinsamen Zipfel der Eitelkeit und sprach feierlich: ‚O Alte, du waisch nit, was i vorhab‘. Wenn mir aber amol so wit sin, daß du am Sunntig kascht mit der Schäse in d’Kirch und wieder heimfahre, und wenn amol alle Hirschbacher de Huat lupfe und ‚Frau Lehmann‘ zu dir sage, no worsch z’friede si.‘ Die Genofev schwieg, der Benedikt aber unterzeichnete mit Stolz die Urkunde, welche ihn zum Herrn einer großen, reichen Erzgrube machte. Die Hirschbacher, unter ihnen manche einstige Bergleute, schüttelten die Köpfe über den Bühler und lachten ihn aus, daß er allein als Großpächter im Herrensegen muten wolle. Er aber meinte, sie würden noch froh sein, wenn sie einmal bei ihm als Bergknappen Dienste nehmen könnten.“

Aber über Jahre hinweg erlebte Benedikt nur Mühen und Enttäuschungen. Und dennoch: „Der Hohn der Spötter verstummt, und selbst die Genofev, sein braves Weib, glaubt bald an die Weissagung ihres Benedikt, daß man noch mit der Chaise in die Kirche fahren werde. Der brave Mann bereitete seinem

Weib für den vielen Kummer, den auch ihr sein jahrelang vergeblich gesuchtes Bergglück gemacht, jeweils eine Freude, wenn Geld für Erz ins Haus kam. Er wanderte hinaus ins Wolfstal und hinab zum Ochsenwirt, der einen Guten schenkt, und holte eine große ‚Gutter‘ voll des besten Weines, an dem seine Enehälfte sich wochenlang laben konnte. Für sich und seine drei Bergknappen aber ließ er jetzt stolze Uniformen machen, wie die alten Bergleute sie trugen und die ich in ‚Der Fürst vom Teufelstein‘ schon beschrieben habe. Als in den achtziger Jahren einmal der Großherzog von Baden vom Bad Rippoldsau her in den Wildschapbach kam, um die Flößerei zu besichtigen, stellte sich auch der Bühler mit seinen drei Bergknappen in Gala vor und überreichte dem Landesfürsten herrliche Schaustufen aus seiner Erzgrube. Dieser war nicht wenig erfreut über die einzigen Bergleute und Erzgräber in seinem Lande . . .“

Hansjakob kam ins Schwärmen: „Er ist ein Erzbauer im doppelten Sinne des Wortes, Bergmann und Bauersmann zugleich, und in beiden Berufen ein Erzmann, das heißt ein Mann von Erz und Stahl.“ Auch die Familie des Benedikt Lehmann war für Hansjakob interessant, vor allem auch der Bruder Felix, der in Rippoldsau „im Dös“ verheiratet und im Badeort als Ortsdiener, als „Sicherheit“ beschäftigt war, der aber noch Jahre doch fast täglich den drei Stunden langen Weg zum Hirschbach machte, um dem Bruder bei der Arbeit in der Grube zu helfen.

Pfarrer und Lehrer

In kollegial brüderlicher Weise hat sich Hansjakob auch getroffen mit den Pfarrherren in Schapbach und Rippoldsau. Am 13. Mai 1897 besuchte er Pfarrer Fehrenbach in Schapbach, aber er war „krank, und der Arzt ist auch seinetwegen heraufgefahren. Die Pfarrei ist sehr beschwerlich, und drum kann ein Pfarrer schon krank werden. Auch soll

sonst mit den Schapbachern nicht gut Kir-schen essen sein“.

Gerade eine Woche später war er bei Albert Reiser in Rippoldsau: „Der Pfarrherr zeigte mir auch seine reich geschmückte Kirche. Der Patron derselben, Sankt Nikolaus, ist ein reicher Herr, besitzt viele Waldungen, und drum finden wir in Rippoldsau ebenso wenig eine Bauernkirche wie einen Bauernpfarrer. Beide passen zusammen; beide sind vornehm angelegt und könnten sich in jeder Stadt sehen lassen.“ Aber Pfarrer Reiser reizte den geistlichen Mitbruder doch zu erstaunlichen Vergleichen:

„Als ich in den siebziger Jahren in und um Offenburg für den Reichstag kandidierte, war der heutige Pfarrer von Rippoldsau ein junger, schlanker Vikar in der genannten Stadt.

Seitdem hatte ich ihn nicht mehr gesehen. Er hat sich aber indes zu einem Riesen an Kör-perumfang entwickelt, trotzdem er eine der beschwerlichsten Bergpfarreien pastorieren und jede Woche zweimal bis auf den Kniebis hinauf in die Schule gehen muß.

Worüber ich aber noch mehr staunte als über sein Volumen, das war die ungemaine Höflichkeit und das ausgesucht galante Wesen, mit dem er mir gegenübertrat.

Der, so sagte ich mir im stillen, ist der Stadtpfarrer, wie er im Buche steht, und du bist der reinste und echteste Bauernpfarrer ihm gegenüber.

Und doch benedete ich den feinen Mann nicht um seine Feinheit und Höflichkeit, obwohl man mit solchem Wesen zweifellos besser, beliebter und glatter durch die Welt kommt als mit meiner Art. Allzu höfliche Leute sind aber im Himmel nicht ihrer ewigen Ruhe sicher, weil sie immer ängstlich um sich schauen und fürchten werden, sie könnten einer andern Seele den Platz versperren. Mit dem Hut in der Hand, sagt ein bekanntes Sprichwort, kommt man durchs ganze Land. Ja, man kommt durch als armer, geduldiger Schlucker. Mit dem Säbel in der

Hand bringt man's aber weiter. Den Tapferen und den Groben gehört die Welt, aber nicht den Höflichen und den Zahmen.“

Es ist nicht so selbstverständlich, daß Hansjakob uns auch einige Lehrer vorstellt. Da war zunächst einmal Xaver Kilgus, Lehrer an der Seebachschule und 1848/49 begeisterter Hecker-Anhänger: „Er . . . sang den Buren im Wolfstal so begeistert von Liebe und von Freiheit, daß sie ihn ehrten wie einen Propheten. Drum sah ich ihn auch, wie er im Frühjahr 1848 beim Franzosenlärm mit den Buren aus dem Säbe (Seebach) in Hasle einzog als Hauptmann und Führer von Sensenmännern. Während der darauffolgenden Revolution blieb der Xaveri, ein blasser, rotbärtiger Mann, Gewehr bei Fuß stehen; aber er sprach und sang von Freiheit und von Manneswürde. Und wegen dieses unschuldigen Singens und Sagens wurde er im Herbst 1849 seinen Seebachern genommen und in ein elendes Dorf bei Etlingen, nach Etzenroth, versetzt. Hier starb er bald aus Gram und dort haben sie ihn begraben in jungen Jahren. Die alten Buren und Bürinnen aber reden jetzt noch mit Begeisterung von dem Lehrer Kilgus.“ Auch Alois Schneider, der Schapbacher Oberlehrer, wird von Hansjakob erwähnt. Bei ihm ging der junge Josef Dieterle, auf den wir noch zu sprechen kommen, zur Schule. Schneider war als Junglehrer in Ermatingen tätig gewesen und hatte dort Napoleon (dem späteren Napoleon III., Kaiser von Frankreich) Deutschunterricht erteilt.

Natürlich interessierte es Hansjakob ungemein, daß es in Schapbach möglich war, daß ein Lehrer, Johannes Leuthner, Polterbauer wurde, weil eben die Witwe gerade ihn auswählte. Auch daß einige Familien sich „Hauslehrer“ hielten, war gewiß bemerkenswert. Nicht vergessen hat Hansjakob den Schulmeister der Bauern im „Säbe“, einen Bauernsohn vom Kupferberg, den „Schulmeister-Simme“. Aber für die „Seebenhof-Fürsten“ war dies zu normal: „Sie engagierten einen g'studierten, einen ‚verbrannten

Studenten‘, wie die Kinzigtäler ‚vergratene‘ Musensöhne zu nennen pflegten.“ Der „Professor auf dem Seebenhof“ war dort für alles zuständig, nicht nur fürs Alphabeth und Kopfrechnen, auch für den Holzverkauf, für die Jagd, als *maitre de plaisir*: „Er war der Sohn eines Zuckerbäckers in Oppenau und hieß mit seinem Geschlechtsnamen Advokat. Er imponierte nicht bloß durch sein ‚Studium‘, sondern auch durch seine stattliche, wohlbeleibte Figur“, die er sich in seinen „Hofmeistertagen auf dem Seebenhof“ zulegen konnte.

„Eine wahre Wonne“

Zweierlei Interessen hatten Hansjakob ins Wolfstal geführt: Er suchte „Material“ und „Originale“, aber er mußte sich auch Erholung gönnen. Und er freute sich, daß sein Aufenthalt in diesem Schwarzwaldtal ihm beides schenkte.

Zunächst nahm er im „Ochsen“ in Schapbach Quartier, schrieb dort schon am 10. Mai 1879:

„Hier sitze ich seit gestern nachmittag in einem Asyl, das Hofstetten an Ruhe fast, an landschaftlichem Reiz völlig übertrifft. Die Natur ist wilder und waldiger hier, und das gefällt mir, die Heimatgefühle weggedacht, noch besser als ihr lieblich grünes Wesen in und um Hofstetten.

Das Gasthaus zum Ochsen liegt eine kleine halbe Stunde unterhalb des Dorfes Schapbach einsam an der Straße durchs Wolfstal.

Mit seinen vielen dunkeln Wäldern hat das Wolfstal etwas Melancholisches, und das ist die Stimmung, die mir behagt. Dazu wohne ich mutterseelenallein in einem Gartenhäuschen des Ochsenwirtes, abseits dem Hauptgebäude.

Im Hochsommer füllen Kurgäste dies sonnige Häuschen, und dann möchte ich um keinen Preis darin wohnen. Jetzt aber ist es mir eine wahre Wonne, allein darin hausen zu können.

Gen Süden schauen eine Menge waldiger Bergspitzen zu mir herab, und meinem Fenster gegenüber stürzt der Holdersbach mit brausendem Gischt in die Wolf.“

Mit dem „Ochsenwirt“ Wilhelm Schmid (gest. 1903) hat sich Hansjakob gut angefreundet, zumal er sich auch anbot, den Gast auf seinen Erkundungsfahrten zu begleiten. Hansjakob hat ihm auch viele Informationen zu verdanken. Er kehrte gerne — nach einem Zwischenaufenthalt im Bad Rippoldsau — wieder zum „Ochsen“ zurück; dort wurde er von der „Monika aus dem Hirschbe“ ja so hervorragend betreut: Sie „ist ein schwarzbraunes Mädchen älteren Datums“, schon seit 12 Jahren im „Ochsen“ tätig. Nach ihren eigenen Worten hatte sie sich um „die Schweine, die Kälber und die Kurgäste“ zu kümmern. Hansjakob gab ihr den „Rat, im Widerstreit ihrer Pflichten gegen Kälber, Schweine und Kurgäste eher die letzteren zu vernachlässigen als die ersteren. Denn die Kurgäste kämen nur aus Pläsier und Lebensluxus, die Vierfüßler aber hätten ihre Hilfe viel nötiger“. In Monikas Obhut fühlte sich Hansjakob wohl und notierte am 23. Mai 1897:

„Die Glocken der Rinder des Danielsburen läuten zu mir herüber, der Holdersbach stürzt vor meinem Fenster tosend in die Wolf, zwischen hinein singen die Vöglein im Walde ihr letztes Tageslied, und ich verstehe, was vor vier Jahrhunderten schon der Humanist und Dichter Petrarca schrieb: ‚Ich beneide alle jene, denen es gegönnt ist, nichts zu hören als das Brüllen der Herden, das Murmeln des Wassers und den Gesang der Vögel.“

Von den übrigen Gasthäusern hat sich Hansjakob offenbar noch besonders interessiert für die alte Flößerwirtschaft „zum letzten G'stöhr“ vor Burgbach, wo u. a. der „Ländere-Karle“ so gerne seinen Durst löschte, und für die „Holzwälderhöhe“, wo die Helene Schoch, die reizende Frau des Revierförsters J. A. Fürst, herstammte. Aber ganz natürlich verbrachte der stadtmüde Pfarrer

auch einige Kurtage im weitberühmten Bad Rippoldsau der Familie Goeringer: „Was sich nicht verändert hat im Surbrunnen, ist das Brunnenhaus, wo die Eisenquellen zu Tage treten. Hier fand ich alles noch wie im Jahre 1850, da ich zum erstenmal als Knabe nach Rippoldsau kam.“ Nun stellte er fest:

„Rippoldsau hat sich seit der Zeit, da ich es nimmer gesehen, zu einem modernen Badeort umgestaltet. Prächtige Neubauten verdunkeln die alten Badgebäude und verkünden, daß auch hier in diesem Schwarzwaldwinkel das verfeinerte Wohnen und Leben seinen Einzug gehalten hat und daß die Menschen weit mehr Ansprüche machen als ehemals.

Ich bin sicher kein Freund der Kultur und der übertriebenen Verfeinerung des Lebens, aber, ehrlich gestanden, wohne ich auch lieber neumodisch als altmodisch, und der Salon im neueren Hauptbau hier ist mir auch lieber als ein niedriges, kleines Zimmer im alten ‚Fürstenbau‘.“

Dennoch freute er sich, daß als „Bedienung“ noch echte Schwarzwälderinnen in Tracht arbeiteten und daß fast alle künftigen Wirtinnen des Tales und darüber hinaus hier eine gute Ausbildung fanden — als Köchinnen, Serviererinnen, Zimmermädchen. Hansjakob hatte sich offensichtlich sehr intensiv mit der Geschichte dieses alten Badeortes beschäftigt und konnte deshalb so kenntnisreich erzählen z. B. von Xaver Goeringer (aus Bühl/Bd.), der 1777 als erster seiner Familie den Badebetrieb von den Fürstenbergern pachtete und es ermöglichte, daß daraus schließlich (1824) ein Familienbesitz wurde. Und ganz besonderen Respekt, Freundschaft gar empfand er für Otto Goeringer (1853—1920), den „hôtelier du premier rang“, von dem er sich gut betreut fühlte und den er trotzdem bedauerte:

„In neuester Zeit sind die Moorbäder wieder aufgekommen und als allerneuestes Heilmittel die elektrischen Bäder. Flugs verlangen alle hysterischen Weiber und alle blasierten Mannsleute nach diesen Modebädern, und

ehe sie einen Kurort besuchen, fragen sie an, ob dieselben auch da zu haben seien.

Drum muß der ehrliche Göringer Moorboden von Franzensbad an den Fuß des Kniebis kommen lassen. Ich muß offen gestehen, in dem vorliegenden Fall wäre ich als Badbesitzer von Rippoldsau nicht so gewissenhaft wie er. Ich würde meinen Wagen füllen an irgend einem Torfstich auf dem Kniebis und die Leute in diesem Schlamm baden lassen. Und ich bin überzeugt, die Wirkung wäre die gleiche; denn der Glaube, in böhmischem Schlamm zu baden, würde völlig hinreichen, die Leute gesund zu machen. Auch bei leiblichen Heilmitteln gilt der Satz, daß der Glaube an dieselben selig und gesund mache.“

Am 22. Mai 1897 war Hansjakob in Aufbruchstimmung, sein Kommentar wurde galig:

„Im Bad kommen jetzt mehr und mehr Kurgäste an, und es ist Zeit, daß ich abziehe. ‚Bei der Tafel‘ sind heute viele fremde Gesichter. Mir ist nichts mehr zuwider als das Essen an der sogenannten ‚table d’hôte‘, und ich hab’s auf meinen vielen Reisen in früheren Jahren vermieden, so gut ich es konnte. So oft ich’s aber über mich ergehen lassen mußte, habe ich gefunden, daß nirgends fader und nicht-sagender geredet wird als an solchen Orten, besonders wenn viele ‚Damen‘ dabei sind. Fürwahr, Kinder, die auf einem Sandhaufen spielen, reden gescheiter.“

Josef Dieterle, der intelligente „Vorarbeiter“ Hansjakobs

Hansjakob hat durch seine vielen persönlichen Kontakte sich den Stoff für seine Bücher zu einem beachtlichen Teil selbst gesucht. Aber dieser neugierige, detail-besessene Schriftsteller hatte auch Dauerinformanten, wie z. B. den F. F. Förster Kneitl in Rippoldsau, einen jungen Bayern, der ihm spontan oder auch auf gezielte Fragen

„Stoff“ lieferte. Kneitl konnte u. a. folgendes einfache Rätsel lösen:

„Woher mag der Schild meines Paradies-Wirtshauses in Hofstetten ‚zu den drei Schneeballen‘ kommen?

Der Oberförster sprach nun diesen Abend zufällig von den drei Schneeballen im Wapen der Fürsten von Fürstenberg, und siehe da, das Rätsel war gelöst. Die uralte Herberge in Hofstetten, das ein urfürstenbergisches Besitztum war, hat ihren Schild zweifellos zu Ehren der drei Schneeballen des Herrscherhauses.

So mußte ein Bayer dem altfürstenbergischen Untertan von Hasle zu einer Aufklärung helfen, die er schon längst von selbst hätte finden können.“

Aber viel wichtiger und umfassender war es sicher, was Hansjakob von Josef Dieterle³⁾ aus dem Hirschbach (1853—1937) recherchiert und berichtet bekam. Zunächst war Dieterle einfacher Waldarbeiter, 1888 wurde er Nachfolger von J. A. Fürst in dessen Forsthaus in Heubach. Durch Dieterle erfuhr Hansjakob in Freiburg vor allem die Vielfalt der Details an Namen, Familien- und Hofgeschichten, Sagen, Volkskunde, durch die er in seinen Büchern so zu verblüffen versteht. Sehr konkret konnten Hansjakobs Anliegen ausfallen: „Wie heißt der Schwiegervater von . . .?“ oder: „Fahnden Sie auch auf Bergwerknutzen!“ Oder: „Wie sagt man im Volksmund für: ich habe, du hast, er hat?“ Hansjakob wollte auch Genaueres wissen zu Dieterles Familie, z. B. zum Namen seiner Mutter Clotilde:

„Sie wundern sich über den Namen meiner Mutter. Sie war ein zu Oberwolfach geborenes uneheliches Kind, und da mag im Jahre 1813 in Oberwolfach vielleicht die gleiche Sitte bestanden haben, wie in den 60er Jahren in Schapbach. Wenn man mir heute die in den 60er Jahren durch H. Pfarrer Valois getauften Schapbacher beim Taufnamen vorzählen würde, würde ich alle unehelich geborenen auf Grund des Namens ausscheiden können. Eine Hyazinte, Eutropia, Ester, Pia,

einen Polikarp, Makarius, Pankraz, Dita-knus und viele andere, an denen man nicht einmal das Geschlecht des Trägers erkennen kann, haben zwar auch einen Heiligen als Patron, haben aber auch zugleich das Brandmal ihrer Geburt durchs Leben zu tragen.

Über die früheren Schapbacher Buren weiß ich nicht viel zu berichten. Vielleicht waren da wenige Ausnahmen. Im eigenen Gedächtnis ist mir wenig über dieselben und wenn ich andere Leute über so etwas frage, sind sie oft sehr zurückhaltend und vorsichtig, oder was noch schlimmer ist, ich erhalte oft widersprechende und unzuverlässige Nachrichten.“

Der Waldhüter Josef Dieterle war wirklich ein intelligenter „Vorarbeiter“ für den Schriftsteller in Freiburg, der offen bekannte: „Mit Hilfe der Feder Dieterles, der so klar schreibt, wie die Waldquelle ihre Wasser zu Tage fördert, hoffe ich noch von manchen Originalen erzählen zu können.“

Ab 1899 interessierte sich Hansjakob aber nicht mehr für den fleißigen Reporter aus dem Wolf- und Kinzigtal. Der Briefwechsel wurde dünn, hörte 1908 ganz auf.

Ein Freudenstädter Taufeintrag

Nun soll es aber immer noch Leute geben, die am Wahrheitsgehalt von Hansjakobs Schriften manche Abstriche machen, die ihm dramatische Übertreibungen vorwerfen, die ihn als Zeitzeugen für unzuverlässig erklären.

Dies ließe sich mit vielen Beispielen widerlegen. Wir wollen nur eines herausgreifen, wo ein zufälliger Fund gezeigt hat, wie Hansjakob wirklich gearbeitet hat:

Ein Eintrag in einem Kirchenbuch der Evangelischen Stadtkirche Freudenstadt⁴⁾ — Hansjakob ganz sicher nicht zugänglich! — zeigte nämlich Erstaunliches: Es geht dabei um einen Taufeintrag vom 3. Dezember 1817; getauft wurde Catharine Louise Ernestine Wilhelmine Caroline, Tochter von Fritz Graf von Pückler und Limburg, Kammerherr

und Oberforstmeister, und Sophie geb. Freifrau von Dörnberg. Achtundzwanzig Taufzeugen werden aufgeführt, darunter auch die Königin von Württemberg; nur vier Zeugen sind ohne Adelsprädikat, nämlich drei Forstkollegen des stolzen Vaters — und? Wer wohl?

Erinnern wir uns noch an Apollonia Armbruster, die flotte Bäuerin vom „Seebenhof“? Im Freudenstädter Taufregister steht unter Nr. 7⁵⁾ „Seebenbauer Armbrusters uxor (Ehefrau) von Schappbach“. Der Freudenstädter Chronist Hans Rommel kommentierte: „Wirklich ‚ein seltener Vogel‘ zwischen lauter Hochadligen, die einzige Katholikin unter Evangelischen — unsere Seebenbäuerin Apollonia Armbruster! Wer Hansjakob nicht kennt, wird zunächst vermuten, sie sei wohl das einstige vertraute Kindermädchen der jungen Frau gewesen. Aber die Schapbacher Kirchenbücher zeigen, daß die Apollonia sich schon 1792, also drei Jahre vor der Geburt der jungen Oberforstmeisterin, erstmals mit Georg Wiegert, dann in zweiter Ehe 1808 mit Johann Georg Armbruster verheiratet hat und aus beiden Ehen zehn Kinder hatte. Aus Hansjakobs anschaulicher Schilderung wird verständlich, daß die ehrgeizige Bäuerin, mit ihren 44 Jahren noch recht stattlich, auch mit dem jungen gräflichen Paar in Rippoldsau bekannt geworden ist und es fertig gebracht hat, daß sie als Patin zur Taufe des Erstgeborenen eingeladen wurde. Oder hat man sich gar um sie bemüht? Denn sie wird wohl in diesem Hungerjahr nicht mit leerem ‚Kröttle‘ angekommen sein!“

Dieser Beleg dürfte wohl ausreichen, um Hansjakob auszuweisen als eine gute Quelle zur Geschichte des Wolfstals kurz vor der letzten Jahrhundertwende, als einen glaubwürdigen Zeugen seiner Zeit. Daß er seine Geschichte, seine Geschichten bietet in einer interessanten Mischung und Kombination von Bericht, Kommentar und Reflexion gehört wohl zu seinem Stil und seiner alemannischen Eigenart — und es ist gut so.

Catharine Louise Theresine Wilhelmine Caroline.	Herr Fritz Graf v. Fuchlen und Limburg, Rammstein, Oberrord, Meisen. Frau Louise geb. von v. Dornberg.
---	---

Links: Name des Täuflings, rechts: Namen der Eltern, Taufeintrag vom 3. Dezember 1817 in der Evang. Stadtkirche Freudenstadt

22. Nov. morg. O. U.	2. Dec. zu Mittag.	id.	Presentes. 1) Fritz Graf v. Fuchlen und Limburg. 2) Ober-Ärztin Frau v. Oberrord. 3) Oberrord. 4) Oberrord. 5) Fritz Graf v. Fuchlen Limburg, Großmutter. 6) Fritz v. Norname v. Norname. 7) Pastor v. Hasle v. Hasle.
----------------------------	-----------------------	-----	--

28 Taufzeugen werden genannt, Nr. 7: Seebenbauer Armbrusters ux(or) (= Ehefrau) von Schappach

Anmerkungen:

- 1) Die Erzählungen „Waldleute“ (mit „Der Fürst vom Teufelstein“), „Erzbauern“ (mit „Der Benedikt auf dem Bühl“, „Der Bur und der Bürle“ und „Die Buren am Wildsee“) und „Abendläuten“ (mit Hansjakobs Tagebuch zu seinem Aufenthalt in Bad Rippoldsau-Schapbach vom 9. Mai bis zum 23. Mai 1897) sind 1897/98 erschienen. Die hier benutzten Zitate stammen aus diesen Werken.
- 2) Vgl. Georg Gaisser, Tagebücher (1621–1655), in: Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. 1854. S. 159–528. Übersetzung der Tagebücher von O. Stemmler, hrsg. vom Stadtar-

chiv Villingen (Maschinenschrift). — Diese Tagebücher hat Hansjakob verarbeitet in seinem „Leutnant von Hasle“ (1895)

3) Vgl. hierzu: Aus der Werkstatt Heinrich Hansjakobs. Der Briefwechsel mit dem Waldhüter Josef Dieterle. Herausgegeben von Hermann Fautz. Rombach, Freiburg 1964.

4) Vgl. Hans Rommel: Ein Freudenstädter Taufbucheintrag bestätigt Hansjakobs Zuverlässigkeit. Beilage zum „Grenzer“, Oktober 1961.

5) Der Autor bedankt sich beim Evangelischen Kirchenregisteramt Freudenstadt für die Anfertigung der Kopie.

V. Palmgarten

Gestern Abend war ich im „Palmgarten“. Dieses Restaurant in der Herrenstraße ist seit einigen Jahren erst aufgekommen, aber seit seinem Entstehen und bis heute wohl das besuchteste Lokal der Stadt. Sein Besitzer, ein Kaufmann Däschner, hat es hergerichtet, den größten Raum mit Rinden tapeziert und mit lebenden Palmen geschmückt. So unbedeutend der ganze Schmuck ist, so war er doch etwas Neues und hat die Leute angezogen, der Restaurateur aber, Föhrenbach, ein Freiburger, und seine Frau, die Tochter des Abgeordneten für Heidelberg, Krausmann, sie festgehalten durch gute Bedienung. Da aber niemand ungestraft unter Palmen wandelt, so haben merkwürdigerweise weder der Besitzer noch der Pächter des Palmgartens bleibende Früchte erzielt. In diesem Palmgarten trifft man am Abend alle Sorten der „besseren Gesellschaft“: Höhere Beamte bis zum Minister, Professoren, Offiziere und vorab, wenn Landtag ist, viele Abgeordnete beider Kammern und aller Parteien.

Es ist Zeit, daß ich meine Leser auch wieder einmal in den „Palmgarten“ führe. Ich bin ohnedies müde vom Korsolaufen und will mich erquicken. Der Karlsruher Palmgarten ist mit seinem Frankfurter Namensvetter nicht zu verwechseln; er besitzt nur *eine* Palme von etwas größerem Umfang als ein Sonnenschirm und dieser und einigen Palmzweigen zu Ehren nennt er sich Palmgarten. Allein, da man ja bei uns nicht wegen der Palmen in ein öffentliches Wirtshaus geht, weil der Germane nicht darauf passioniert ist, im Schatten von Palmblättern Kokosnüsse aufzuklopfen oder Bananen zu verzehren, sondern um gutes Bier zu trinken und Beefsteaks und Bratwürste, Austern und Kaviar, westfälischen Schinken und Butterbrot zu Leib zu nehmen, so ist alles andere Nebensache. Die Hauptsache ist Naturalverpflegung und die ist unter dem jetzigen Inhaber des Palmgartens vortrefflich, weshalb, wie schon erwähnt, alle Stände und Parteien hier sich finden, um „des Weltalls Kummer und Sorgen“ an sich vorübergehen zu lassen. Von den Abgeordneten sind die „Ultramontanen“, als Freunde eines südlicheren Klimas, hier Stammgäste, während die Liberalen zwar oft, aber nicht regelmäßig hier tagen beziehungsweise nachten. Ihr Standquartier ist „der Schrempp“, ein Karlsruher Haus in der Waldstraße. Im Palmgarten wird man abends alte und neue Minister, Ministerial- und Staatsräte, Offiziere, Deputierte, Studenten, Bürger, Herren und Damen sehen, die, ohne die „Palmen“ eines Blickes zu würdigen, alle bekannten deutschen Tugenden zum Ausdruck bringen. Wie in großen Städten kommen dann die Zeitungsverkäufer, selbst Feigenhändler und Bonbonsanbieter. Blumenmädchen kennt unsere Residenz nicht, dagegen erscheinen schicke Gärtnerburschen mit Riesenbuketten; ein Beleg, wie sehr Karlsruhe auf guten Ton hält.

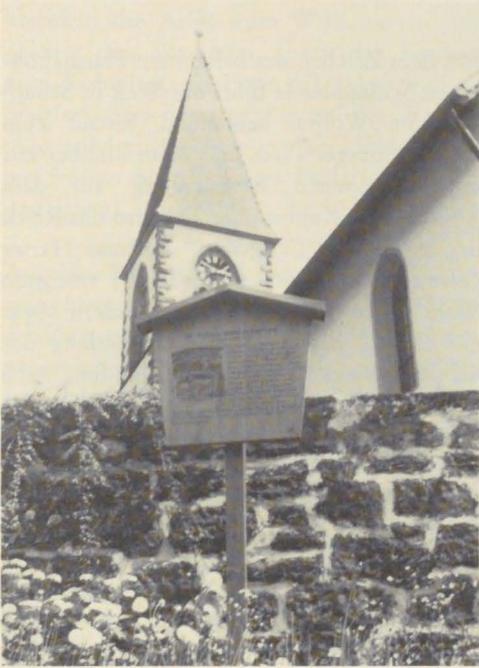
Es war zwischen Tag und Dunkel, als ich heute in den Palmgarten eintrat; zu einer Zeit, wo am wenigsten Gäste da sind. Ich traf den schon genannten russischen Popen Ismailoff, einen liebenswürdigen Herrn mit einem Prachtsvollbart, mit dem ich aus Neugierde über Rußland und sein Verhältnis zur eigenen und zur katholischen Kirche sprach. Es ging auch aus dieser Unterredung wie aus der früheren mit dem Diplomaten Koloszyn hervor, daß die russische Kirche nicht so abhängig von der Staatsgewalt ist, wie wir gewöhnlich annehmen, und daß die römischen Katholiken in Rußland manche Freiheit genießen, die wir nicht haben, so zum Beispiel die Klöster und die öffentlichen Prozessionen selbst in der Hauptstadt, wo die römisch-katholische Kirche die schönste sein soll. Bei den Verhältnissen in Polen dürfe man, nach Anschauung unseres Popen, nicht vergessen, daß der Pole in erster Linie Pole und dann erst Katholik sei. Dies sagte mir schon der genannte russische Diplomat. Ich habe nun vor, auch einmal ein Stück von Rußland zu sehen, und wenn ich dann wieder anders berichte, als gewisse landläufige Blätter, so wird es heißen, ich sei zu allem Elend auch noch russenfreundlich geworden. Zu einer solchen Reise ist es nicht gekommen, und seitdem ich des Amerikaners Kennan Buch über Sibirien gelesen, ist das heutige Rußland bei mir bleibend verurteilt, und meine Sympathie gehört jenen Märtyrern der Freiheit in den Gefängnissen und Bergwerken von Sibirien. Aber der Absolutismus des Zaren wird, trotz aller Nihilisten und Terroristen, in Rußland so lange blühen, als er die Religion und damit die Massen für sich hat, und das wird noch lange der Fall sein.

In der Residenz, Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten, S. 232; 18. Jan. 1878

Als Wanderer auf den Spuren Hansjakobs

Eine originelle Idee läßt das literarische Schaffen des Volksschriftstellers aufleben

Kurt Klein, Hausach



Vor dem traulichen Bergkirchlein von St. Roman steht auch eine der 50 Hinweistafeln des „Kleinen Hansjakobwegs“



Auf dem Abrahamsbühl residierte der fürstlich fürstbergische Beiförster, der „Fürst vom Teufelstein“

Vor einiger Zeit sind in den Tälern und Bergen um Kinzig, Wolf und Harmersbach nacheinander zwei Rundwanderwege entstanden, die in ihrer Art vielleicht als einmalig zu bezeichnen sind, wollen sie doch auf den Spuren des auch heute noch bekannten Volksschriftstellers Heinrich Hansjakob die Augen, Herz und Sinnen für Land und Leute

öffnen. Gleichzeitig sind diese Pfade aber auch ein beredtes Zeugnis für die hervorragende Zusammenarbeit von Idealisten als Initiatoren und verschiedenen Institutionen wie der Schwarzwaldverein, die Forstverwaltung, eine Anzahl Gemeinden, die Kreisverwaltung und das Flurbereinigungsamt, um nur einige anzuführen.

1. Durch das Land um den Staufenkopf — „Der kleine Hansjakobweg“

Nach einer etwa dreijährigen Vorarbeit konnte im Mai des Jahres 1981 der etwas mehr als 50 Kilometer lange „Kleine Hansjakobweg“ den Wander- und Heimatfreunden übergeben werden. Zunächst soll dieser Weg an den wohl bedeutendsten Schwarzwälder Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob erinnern, der besonders in seinen Büchern „Erzbauern“, „Waldleuten“ und „Abendläuten“ dem Gebiet zwischen dem Wolf- und dem oberen Kinzigtal, dem Land um den markant aufragenden Staufenkopf bei St. Roman, ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Vordergründig möchte jedoch dieser Rundweg dem Wanderer eine reizvolle, abwechslungsreiche und auch wenig bekannte Landschaft erschließen und ihn immer wieder an die Orte der Hansjakobschen Schilderungen führen.

Durch über 50, zum Teil bebilderte Hinweistafeln, wird die durch den Pfarrdichter reichlich mit heimat- und volkscundlichen Kostbarkeiten gefüllte Schatztruhe weit geöffnet und darüber hinaus noch viel Wissenswertes über diese Talschaften und deren Bewohner

vermittelt. Vertiefende und ergänzende Informationen will der eigens für diesen Pfad von Kurt Klein verfaßte Wanderführer „Der kleine Hansjakobweg“ (Morstadt-Verlag, Kehl) geben. Man möchte aber auch mit diesem Rundweg das Andenken an den schreibkundigen „Zuträger“ des Volksschriftstellers, an den Waldhüter Josef Dieterle und an den verdienstvollen Heimatforscher des oberen Kinzigtals, Hermann Fautz, wachhalten.

Mit dem Zeichen des bekannten Hansjakobschen Schlapphutes führt der Weg in Schapbach im Wolfstal beginnend, hinauf zum Schmiedsberger Platz und dann hinüber zur sagenumwobenen Bergsiedlung auf dem Roßberg. Im Kaltbrunner Tal wird das Reich des legendären „Vogtsbur“ Andreas Harter betreten, der nicht nur einer der reichsten Waldbauern seiner Zeit war, sondern sogar ein eigenes Militär unterhielt. Entlang der kleinen Kinzig wurde eine Verbindung nach Schenkenzell zur „Afra“ geschaffen, während der eigentliche Rundweg weiter in das Tal von Wittichen gelegt ist, um neben der Klostergründung der seligen Luitgart die Bekanntheit mit dem einst blühenden Berg-



Wer dem „Kleinen Hansjakobweg“ folgt, trifft im Hirschbach auch auf den Lebensweg des „Benedikt vom Bühl“, der mit seinen Söhnen auf eigene Faust Bergbau betrieb

bau und der über Jahrhunderte einträglichen Flößerei zu machen.

Eine kleine, fast abgeschiedene Welt betritt man, wenn man über die Salzlecke in das Heubachtal überwechselt und dann zum Abrahamsbühl aufsteigt, wo einst das humorvolle, schlitzohrige Försteroriginal, der „Fürst vom Teufelstein“ residierte. Am Teufelstein vorbei, öffnet das beschauliche Bergdörflein St. Roman mit seinem Wallfahrtskirchlein die Arme zum Willkommen und geleitet den Wanderer durch das Hochtal zum Kohlplatz am Fuße des kegelförmigen Stauferkopfes. Jetzt geht es auf der Wolfalteseite wieder abwärts in den Holdersbach, wo früher der „Bur und Bürle“ ihre Höfe umtrieben.

Aus dem Tal der Wolf steigt der Hansjakobweg hinauf zum aussichtsreichen und geschichtsträchtigen Schwarzenbruch, auf dem neben mächtigen Bauernhöfen auch die Gütlein der Bergleute der Grube Clara stehen. Im Hirschbach stoßen wir zunächst auf den „Benedikt vom Bühl“, der mit seinen Söhnen dem abenteuerlichen Bergbau nachging, der noch bis in die fünfziger Jahre in vielen Stollen und Schächten betrieben wurde. Hier stand aber auch die Wiege des biedereren, allzeit verlässlichen Waldhüters Dieterle, der Hansjakob über Jahre mit Material für seine „Waldleute“ und „Erzbauern“ als „Vorarbeiter“ versorgte, da er „so klar schreibt, wie die Waldquelle ihr Wasser zu Tage fördert“.

Entlang des munter dahinrauschenden Baches von Wildschapbach, erreicht man bei der einstigen Ruine Romburg wieder das Wolfstal und wird bald darauf flußaufwärts von den beiden stolz über dem Tal thronenden Zwiebeltürmen der Schapbacher Pfarrkirche am Ausgangspunkt des „Kleinen Hansjakobweges“ begrüßt. Wer ihn mit wachen Sinnen verfolgt hat, durfte die Heimat der von Hansjakob so lebendig und mitreißend geschilderten Originalen und „Numero-Eins-Menschen“ kennenlernen, seien es nun Bauernfürsten, Hofbauern, Tagelöh-



Wer den Spuren Hansjakobs folgt, kommt auch in die Buchen, wo einst das Knechtsoriginal „Lorenz in den Buchen“ lebte

ner, Harzer, Knechte, Mägte, Bergleute, Waldarbeiter, Flößer, Förster oder Bürgersleute gewesen wie „Theodor der Seifensieder“.

2. Durch das Land rund um den Brandenkopf — „Der große Hansjakobweg“

Noch während der Arbeiten zur Anlage des „Kleinen Hansjakobweges“ wurde der Wunsch vorgetragen, diesen Rundweg mit Haslach, der Heimatstadt des Volksschriftstellers, zu verbinden. Dieser Vorschlag wurde um so stärker unterstrichen, je mehr der Pfad im oberen Kinzigtal nach seiner Eröffnung vom Wandervolk angenommen und eifrig begangen wurde. Wiederum war es der



Aus dem Kreis der vielen ideellen Mitarbeiter kristallisierte sich der „harte Kern“, der bei einem Arbeitsgang vor der Grabkapelle Hansjakobs in Hofstetten angetroffen wurde: Oberforstrat Ulrich Rothfuß, Gauobmann Eugen Dieterle, das nie ermüdende Zugpferd und Schulamtsdirektor Kurt Klein (v.l.n.r.)

Schwarzwaldverein, der die Initiative ergriff, diesen Plan in die Tat umzusetzen. Aus dem bisherigen Mitarbeiterkreis bildete sich ein „harter Kern“, der mit einem reichen Erfahrungsschatz ans Werk ging.

Zunächst war nur daran gedacht worden, von Schapbach aus durch einen Stichweg über die Littweger Höhe – Brandenkopf eine

Verbindung nach Haslach herzustellen. Doch da erhoben im Geiste die einst im Unterland beheimateten Hansjakobschen Originale wie beispielsweise der „Närrische Maler“, der „Kritische Hans“, „Theodor der Seifensieder“, „Der letzte Reichsvogt“, natürlich auch der „Vogt von Mühlstein“ mit dem „Grafen Magga“, dem „Lorenz in den Buchen“ und seinem Nachbarn „Martin der



Der „Große Hansjakobweg“ führt auch oberhalb des Hermeshofes vorbei, in der einst am Abend des Hochzeitstages die Magdalene unabänderlich ihrem Mann nach der erzwungenen Ehe offenbarte: Deine erste Magd werde ich sein, aber niemals deine Frau . . .!

Knecht“ ihre Stimmen, und selbst die „Vef“ vom „Wendel auf der Schanz“ geiferte in altbekannter Weise: „Wendel litts nit!“ und unterhielt Unterstützung vom „Sepple und Jörge“, denen sich der „Leutnant von Hasle“, der „Steinerne Mann“ und zuletzt noch der „Jaköble in der Grub“ anschlossen. Da reifte sehr schnell die Einsicht heran, ebenfalls einen Rundweg zu schaffen, weil gerade die

bekannten Hansjakob-Bücher wie „Aus meiner Jugendzeit“, „Aus meiner Studienzeit“, „Wilde Kirschen“, die „Schneeballen“ I und II, „Der Leutnant von Hasle“, „Bauernblut“, „Im Paradies“ und „Mein Grab“ den Talschaften um den Brandenkopf bis hin zu den Höhenhäusern zwischen Schutter- und Elztal, dem klassischen Hansjakobland gewidmet sind.

In etwa eineinhalb Jahren konnte der Arbeitskreis in guter Zusammenarbeit mit den schon bekannten Institutionen einen zweiten Hansjakobweg anlegen, der doppelt so lang ist wie der erste. Im Juli 1983 wurde er der Öffentlichkeit präsentiert. Zur Unterscheidung dieser beiden völlig von einander getrennten Wanderpfade setzte man bald vor die römischen Zahlen I und II die aussagekräftigeren Prädikate „klein“ und „groß“.



Im Tal von Wittichen begegnet man dem früheren „Vogtbur“ von Kaltbrunn, der in der Uniform eines badischen Majors hoch zu Ross sein eigenes etwa 70 Mann starkes Bauernmilitär kommandierte

Der „große Hansjakobweg“ nimmt vor dem einstigen beziehungsreichen Haslacher Kapuzinerkloster seinen Verlauf, geleitet hinauf zum „Freihof“, dem Altersitz und Sterbehaus Hansjakobs, weiter zur „Sandhasen-Hütte“, über das Ried nach Hausach. Gutach-Turm, Kirnbach-Untertal und Wolfach sind die nächsten markanten Punkte auf der Strecke über den Hohenlochen, Bettelfrau

zum König der Kinzigtäler Berge, dem Brandenkopf. Dann wird der Wanderer auf den Durben, Billersberg hinab nach Oberharmersbach in die ehemalige Residenz der Harmersbacher Reichsvögte geführt.

Dann heißt es wieder bergauf zum Holzbrunnen, Taschenwasen, Haldeneck zum Mühlstein, wo einst der berühmt-berüchtigte Vogt Anton Muser seine Tochter Magdalene durch die erzwungene Heirat mit dem alternden Hermesbur ins Unglück, in den Tod stürzte. Nun senkt sich der Weg bis zur früheren Reichsstadt Zell a.H., der Hansjakob ebenfalls einen breiten Raum in seinen Schriften einräumte. Auf dem Friedhof erinnert noch ein Grabkreuz an die Leiden der Vogtstochter und ein protziges gotisches Steinmal an den reichen Hermersbur, dem die Magdalene nur die erste Magd, aber niemals Frau sein wollte... Übrigens können die Orte Nordrach und Biberach über zwei vorgegebene Varianten abseits des eigentlichen großen Hansjakobwegs aufgesucht werden.

Wiederum heißt es ansteigen, um gemächlichen Schrittes über das Herrenholz, Buchen, das Niller Eck zu erreichen. Über die „Karfunkelstadt, die nur drei Häuser hat“, gelangt man zum Barberast und zum Dierlisberg, die nicht nur vom Odem Hansjakobs gezeichnet sind, sondern zu den ältesten Bergbaugebieten des Kinzigtals zählen. Vorbei an Webers Kreuz geht's hinunter an die Kinzig nach Steinach, wo einst der alte Schmied als der „reellste“ unter den „Volksärzten und Heilkünstlern“ als Spezialist im Zähneziehen wirkte. Doch von einer kleinen Bosheit konnte er nicht lassen. So fragte er, wenn junge Bauernmädchen zu ihm kamen, ob sie bisher auch ein allzeit jungfräuliches Leben geführt hätten. „Denn je nach dem“, so erfahren wir von Hansjakob weiter, „müsse er eine andere Zange in Anwendung bringen... Manche der schmerzgeplagten Mädchen beichteten sofort“, andere erst, als

der Schmied ansetzte und riefen: „Nehmet die andere Zang!“

Wer weiter dem Schlapput folgt, kommt über das Heidenschlößle, Fehrenbacher Kreuz auf dem Kammweg über das Alemanorum zu den Höhenhäusern mit ihren überwältigenden Ausblicken über Berg und Tal. Dann säumen die Biereck, die Heidburg, der Flachenberg über Mühlenbach und der Bannstein den Pfad, vorbei an der Hansjakobkapelle mit dem Grab des verewigten Volksschriftstellers, ins „Paradies“ nach Hofstetten. Jetzt ist es nicht mehr weit, bis der etwas über 100 Kilometer lange Rundweg wieder vor dem Kloster in der Hansjakobstadt endet.

70 Hinweistafeln wollen entlang der Strecke dem wißbegierigen Heimat- und Hansjakobfreund auf der Grundlage der Schriften des erzählfreudigen Volksmannes Auskunft geben über Geschichte und Volkskunde sowie der prächtig gezeichneten originellen Gestalten dieses gottgesegneten Landstrichs. Wer mehr erfahren will, greife getrost zum Büchlein „Der große Hansjakobweg“ (ebenfalls von Kurt Klein im Morstadt-Verlag, Kehl), das mehr sein will, als nur ein Wanderführer. Der abwechslungsreiche Verlauf der beiden Hansjakobwege, die zahlreichen Hinweise, die Anmerkungen in den Wanderführern und die Schönheit der Landschaft bieten die Möglichkeit zu einem bewußten, sinnvollen und tiefgründigen Wandern durch diese einzigartige „Heimatstube“ des mittleren Schwarzwaldes. Bestimmt wird der Wande-



In Wolfach macht man Bekanntschaft mit „Theodor dem Seifensieder“, der nicht nur ein guter Handelsmann und Familienvater war, sondern auch ein großer Wohltäter seiner Heimatstadt

(Alle Aufnahmen und Repros: Kurt Klein)

rer aber auch angeregt, wieder zu den von der Stadt Haslach in lobenswerter Weise seit 1960 im reichlichen Maße neu aufgelegten Büchern von Heinrich Hansjakob zu greifen, um den Schriftsteller als den großen Meister der Volksdarstellung in seiner ganzen Fülle und Größe zu erfahren.

VI. Das Theater — Stolz der Residenzler

Vom Palmgarten ging ich heute ins Theater, um den „Troubadour“ von Verdi zu hören; wie ich denn nicht selten in die Opern der Residenz gehe, der Musik halber. Diese ist mir an der Oper fast alles, auf Gesang gebe ich weniger und auf die Handlung gar nichts. Was ich von Musik verstehe, habe ich bereits andern Orts ausgesprochen: Ich beurteile sie lediglich nach ihrer Wirkung auf mein Gemüt, und mein ganzes Verständnis ist deshalb ein rein subjektives. Aber heute sprach mich noch etwas ganz besonders an: Gesang und Spiel der jungen Schauspielerin, welche die Rolle der Zigeunermutter vertrat. Auffallenderweise spotteten hinter mir zwei junge Männer, mit dem Aussehen der jeunesse dorée, beständig der trefflichen Sängerin. Und als vom Parterre aus einige Bukette der Dame zuflogen, meinten diese Jünglinge, diese Ovation sei jedenfalls bestellt. Ich ärgerte mich über die offenbare Malice und erkundigte mich deshalb bei einem Herrn, der es wissen konnte, nach der wenigen Sympathie, die dem Fräulein Steinbach, so hieß sie auf dem Theaterzettel, bei ihrem Auftreten und auch in der Presse zuteil werde. Ich will die Gründe, welche der Gefragte mir angab, und die mir die richtigen zu sein schienen, verschweigen, da ich mich nicht in Theaterkritik und wie sie gemacht wird, einlassen will. Allein, ich lernte daraus, wie ungerecht man oft in Lob und Tadel gegen Menschen sein kann aus den ordinärsten und gemeinsten persönlichen Gründen. Der Stern der Karlsruher Theaterwelt ist übrigens diesen Winter die Sängerin Bianchi. Es hat ein wahres Bianchi-Fieber alle Leute erfaßt. Wo man geht und steht, wird von der Bianchi gesprochen und selbst im Couloir des hohen Hauses bildet sie zum öftern das Thema. Dieses kleine, singende Ding verdient aber auch das Lob in hohem Grade, und man begreift, sobald man sie einmal gehört, warum alles nur die Bianchi gehört haben will. Übrigens scheinen mir ihre Koloraturen oft übertrieben und kommen mir dann lediglich als Kehlkopfkunststücke vor. Welchen Jubel und Enthusiasmus rufen Sänger und Sängerinnen oft unter Tausenden hervor, und welch rauschender Beifall überschüttet nicht diese Söhne und Töchter der Thalia?! Wenige Jahre später und ihrer Stimme versagt das Metall, sie treten ab von der Bühne, und einsam, verlassen und vergessen, oft in Not und Sorge, enden sie ihr Leben. Mit der Stimme ist ihr

Heinrich Hansjakob und die Frage der Trachtenerhaltung

Heinz Schmitt, Karlsruhe

1892 erschien im Herderschen Verlag in Freiburg die Schrift „Unsere Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung von Pfarrer Hansjakob.“ Dieses 24 Seiten umfassende Heftchen war nicht in wissenschaftlichem Geiste geschrieben, sondern populär und emotionsgeladen. Es fand ein lebhaftes Echo und mußte mehrfach neu aufgelegt werden. In seiner Einleitung erzählt Hansjakob wie er dazu kam, diese Schrift zu verfassen. An einem Herbstsonntag des Jahres 1891 unterhielt er sich nach dem Gottesdienst in einem Schwarzwalddorf mit einem Bauern. Dieser war in Begleitung seiner beiden Töchter, von denen die eine Tracht trug, die andere modisch gekleidet war. Auf Hansjakobs Frage, warum er denn dulde, daß eines seiner „Maidlen“ sich städtisch trüge, sagte der Bauer: „Herr Pfarrer, Sie haben recht. Man sollt' jedes Maidle, welches die alte Tracht ablegt, mit einem Stecken zum Haus hinausjagen. Da hat die da, die Christine, zwei Jahre drunten im Städtle gedient, kommt krank heim, bringt dazu noch diesen Mode-teufel am Leib mit, aber keinen Kreuzer Geld, weil sie alles an die Städtletracht gehängt hat. Zum Schaffen ist sie nichts mehr, und die anderen Maidle spottet sie aus, weil sie beim alten ‚Häs‘ bleiben. Sobald sie kann, muß sie mir zum Haus hinaus, und dann soll sie bleiben, wo sie ist, mit ihrer neuen Mode. Aber wenn ich noch hundert Maidle hätt', ins Städtle ließ ich keines mehr, schon nicht mehr wegen dem neumodischen Häs.“ Und Hansjakob fährt fort: „Ich schüttelte dem alten Brunnenbur tüchtig die Hand, lobte seine Rede, aber auch die Magdalene, weil sie so tapfer festhalte an der alten

Tracht. Der Christine sagte ich, wie schön die Magdalene ausschaue in ihrem alten Bauernhäs, wie schlecht ihr selbst die Städtletracht anstehe, und daß auch die eigentlichen Städtleute ein Mädchen vom Lande viel lieber in seiner Heimatstracht sähen als in der neuen Mode... Ehe wir schieden an der Berghalde, versprach ich der Magdalene übers Jahr, wenn ich wiederkäme, ein Gebetbuch zu schenken, weil sie bei der so schönen Bauerntracht bleibe und der Christine nicht nachmache.“ Nach diesem nicht gerade von christlicher Nächstenliebe und schon gar nicht von Toleranz getragenen Dialog kam Hansjakob „zum erstenmal der Gedanke, ob sich nicht etwas thun ließe für die Erhaltung unserer Volkstrachten“. Als ihn nun überdies der Maler Wilhelm Hasemann in Gutach gebeten hatte, er „möchte, als Schwarzwälder Volksschriftsteller, einen Aufruf erlassen zu Gunsten der Erhaltung der Volkstrachten“, verfaßte Hansjakob seine Schrift. Er wollte damit einmal „ein Wort der Belehrung an alle jene deutschen Bauersleute, die heute noch den alten Trachten treu sind“ richten, zum anderen „ein Wort der Mahnung und die Bitte, an alle, die dazu beitragen können, daß unserem Volke... diese seine Tracht lieb und werth gemacht werde“. Dazu machte sich Heinrich Hansjakob an die jeweils mehrere Seiten umfassende Beantwortung folgender vier Fragen:

1. Wie sind die Volkstrachten entstanden?
2. Warum haben sie abgenommen?
3. Warum soll man sie erhalten?
4. Wie kann man sie erhalten?

Die Frage 1 beantwortet Hansjakob mit einem einer wissenschaftlichen Nachprüfung

wohl kaum standhaltenden Geschwindmarsch durch die Entwicklung der mitteleuropäischen Kleidung von den Fellen der alten Germanen bis zu den „Ohnehosen“ der Französischen Revolution.

Den Rückgang der Trachten (Frage 2) läßt Hansjakob in der Idee der Französischen Revolution von der Gleichheit aller Stände seinen Anfang nehmen. In den rheinischen Gebieten, die Frankreich am nächsten liegen, seien die Trachten zuerst verschwunden. Neuerdings hätte die Mode aber auch auf andere Gebiete übergreifen. Die Ursachen dafür versucht Hansjakob am Beispiel des Schwarzwaldes nachzuweisen. Zunächst sollen die Bewohner der kleinen Schwarzwaldstädte die Bauern angesteckt haben, wobei die „besseren Bauern“, besonders die Bürgermeister, am anfälligsten gewesen wären. Die zweite Quelle des Niedergangs sieht Hansjakob in den Soldaten, die nach der Entlassung vom Militär nicht mehr zu ihrer früheren Tracht zurückkehrten. An dieser Stelle bemerkt er: „Also auch hier wieder die Mannsleute als Verächter der alten Volkstracht. Ihnen gegenüber sind in dieser Richtung die Frauen und Mädchen im Schwarzwald allen Lobes werth. Sie tragen sich fast noch durchweg nach der alten Tracht.“

Hansjakob sieht allerdings ein, daß da, wo die Tracht bereits abgegangen ist, es vergeblich wäre, „eine Rückkehr zur alten Tracht zu predigen“. Da wo sie noch existiert, möchte er ihr durch sein „Büchlein zu Hilfe kommen gegen den eindringenden Modeteufel“. Wörtlich fährt er fort, eine kühne politische Analogie zum Vergleich heranziehend: „Man sagt mir vielleicht, es nütze nichts mehr.

Wenn man sich durch die Hoffnungslosigkeit leiten ließe, so könnte wohl das Deutsche Reich seine ganze sociale Gesetzgebung auch unterlassen und alles, was gegen die Socialdemokratie geschieht — denn es gibt viele Leute, die da meinen, es helfe doch alles nichts mehr gegen die kommende sociale Revolution.

Jedenfalls ist es viel eher möglich, den Modeteufel von unseren noch bestehenden Volkstrachten abzuhalten, als eine sociale Revolution vom ganzen Staats- und Volksleben.“

Für die Erhaltung der Volkstrachten (Frage 3) sprechen nach Hansjakob fünf Gründe. Zunächst läge deren Erhaltung im Interesse der Bauern selbst. Die Tracht wäre Ausdruck eines bäuerlichen Standesgeistes, eines Stolzes, den der Bauer anderen gegenüber zur Schau trüge. Hinzu kämen allerdings auch wirtschaftliche Überlegungen. Früher seien die jungen Leute auf dem Land wohlhabender gewesen, weil sie nicht ihr Geld an „das neumodische Zeug“ gehängt hätten. Hansjakob sieht einen ursächlichen Zusammenhang zwischen dem Ablegen der Tracht und dem Sinken des Wohlstandes. So seien z. B. Spessart und Hotzenwald früh von ihrer Tracht abgegangen und deshalb verarmt. Hier wechselt Hansjakob aber ganz sicher Ursache und Wirkung. Von den Hotzenwäldern glaubt er, daß viele wegen ihrer Verarmung Fabrikarbeiter werden mußten, vergißt aber, daß die Arbeit in der Industrie für den übervölkerten Hotzenwald einen bedeutenden Fortschritt darstellte und viele von ihrem früheren Hungerdasein befreite. Hansjakob sieht aber selbst, „daß das Verlassen der alten Tracht allein an diesem Nothstand“ nicht schuld sein kann.

Eine andere Begründung für das Beibehalten der Tracht findet Hansjakob in der Religion. Die Beseitigung der Volkstrachten hätte auch auf das religiöse Verhalten Einfluß gehabt. Viele hätten mit dem alten „Häs“ auch den alten Glauben ausgezogen.

Als drittes führt Hansjakob staatspolitische Gründe ins Feld. Für ihn sind die Trachten „Vorwerke für den Bestand eines geordneten, erhaltenden (conservativen) Staatslebens“. Wie auch sonst in seiner Schrift ruft er Wilhelm Heinrich Riehl zum Zeugen an, der den konservativen Charakter der Bauern unter anderem durch ihr Verhalten in der Revolution von 1848 bestätigt sah. „Der neumodisch gekleidete Bauer ist revolutionären

Ideen weit geneigter als der alte Trachtenbauer.“ Wenn man aber weiß, daß sich Trachten eben nur in wohlhabenden Bauerngegenden entwickelt haben, was Hansjakob offenbar übersehen hat, dann liegt die Erklärung für das Verhalten trachtenloser Bauern nicht in der Kleidung, sondern in ihrer schlechten wirtschaftlichen Lage. „Solange der Bauer in seinem Sonderleben erhalten bleibt“, sieht Hansjakob nicht die Gefahr einer „socialen Revolution“. „Darum hat niemand ein größeres Interesse an der Erhaltung unseres Bauernstandes in Religion, Sitte, Tracht und Sprache als der bestehende Staat, die bestehende Gesellschaft.“

Mit dem Interesse des Staates ist nach Hansjakob auch das gesellschaftliche verbunden. Aus dem Landvolk regeneriere sich die ganze Gesellschaft in religiöser, geistiger und physischer Hinsicht. „Wo soll aber die Nervenkraft und die Unverwüstlichkeit des Bauernwesens hinkommen, wenn die Bauernfrauen und -mädchen einmal allgemein Sonnenschirm und Corsets und die Burschen und Männer Sommer-, Frühjahrsüberzieher und wollene Unterkleider, Cylinder und Glacéhandschuhe tragen?“ fragt Hansjakob.

Schließlich nennt er als letzte Begründung für die Erhaltung der Trachten „die Kunst und die Poesie“. Damit meint er die Anziehungskraft, die Trachtengebiete auf Maler und Sommerfrischler ausüben.

Zur Frage 4, wie die Volkstrachten erhalten werden könnten, appelliert Hansjakob zunächst an die Landleute selbst, daß sie in ihren Häusern und Familien nicht dulden sollten, daß irgendjemand seine Tracht ablegt. Den Mädchen empfiehlt er, solche „Kameradinnen“, die nach einiger Zeit in der Fremde ohne Tracht heimkehrten, zu meiden und zu verlachen. Auch sollten sie keinen Burschen heiraten, „der ein neumodisches Häs anzieht“.

Die Landleute müßten daran denken, „daß sie mit ihren Volkstrachten nicht nur der Welt, sondern auch Gott eine Freude machen“.

Da nach Hansjakobs Darlegungen alle Stände an der Erhaltung der Volkstrachten interessiert seien, müßten sie auch etwas dafür tun. So dürften Geistliche, Lehrer, Beamte und Ärzte keine Gelegenheit versäumen, dem Volk die alte Tracht anzuempfehlen „und hinzuweisen auf die Folgen, welche ein Verlassen der alten Tracht mit sich bringt“. Auch Offiziere könnten bei ihren Rekruten auf das Beibehalten der Tracht hinwirken.

Hansjakob geht aber noch weiter und rät „Herren und Damen selbst wieder mehr zu den alten Trachten zurückzugehen“. So meint er, es könnten sich „unsere Stadtdamen . . . z.B. in der Sommerfrische, in dieser frischen Tracht sehen lassen“ und führt als leuchtendes Vorbild die junge Großherzogin Luise an, die er in den fünfziger Jahren in Gutacher Tracht durch das Kinzigthal fahren gesehen hatte. „Solche Beispiele ziehen im Volke. Es freut sich seiner Tracht, wenn es sie geehrt sieht.“

Dienstherrschaften in den Städten, die Mädchen vom Land beschäftigten, sollten nicht dulden, daß diese zur Mode übergehen; „... denn die Mädchen werden, sobald sie die alte Tracht abgelegt haben, anspruchsvoller, unfolgsamer und nichtsnutziger als zuvor.“

Nach Riehl verbürge der gute innere Kern des Bauertums die Zukunft des deutschen Volkes. Und Hansjakob schließt seine Schrift mit der Ansicht: „Dieser gute innere Kern wird aber erhalten bleiben überall da, wo der Bauer bei seiner Tracht bleibt. Darum ruf ich allen Ständen zu: Es leben unsere Volkstrachten!“

Nachdem lange Zeit das Verschwinden der Trachten bedauernd zur Kenntnis genommen worden war, stellte Hansjakobs Schrift die erste, von einer größeren Öffentlichkeit beachtete Aufforderung zu einer aktiven Trachtenpflege dar. Zumindest für Baden ist von direkter Einflußnahme auf die Trachtenträger aus früherer Zeit nichts bekannt.

Hansjakob hat damit die Programmschrift für die bald danach entstehenden Trachtenvereine vorgelegt. Aus Württemberg berichtet er von der Erneuerung der Schwäbisch-Haller Salzsiedertracht, die er für vorbildlich hält, obwohl sie nur zu wenigen festlichen Anlässen getragen wurde. Aus Bayern weiß er nur, daß Münchner Maler für die Erhaltung der Trachten etwas getan hätten, indem sie „alljährlich in den verschiedenen Ortschaften des bayerischen Hochgebirgs Preise verteilen an diejenigen, welche die alte Tracht am meisten zur Geltung bringen“. Die Gründung des ersten bayerischen Trachtenerhaltungsvereins 1883 durch den Lehrer Ludwig Vogel in Bayrischzell, der die Keimzelle für eine mächtig expandierende Bewegung wurde, war Hansjakob anscheinend noch nicht bekannt geworden.

Heute wundert man sich, wie Hansjakobs polemischer, unsachlicher und unlogischer Aufruf so viel Beachtung finden konnte. Offensichtlich hatte er die Meinung maßgebender Leute genau getroffen. Dennoch konnte Widerspruch nicht ausbleiben. Er wurde vor allem artikuliert durch den Pfarrer des berühmten evangelischen Trachtendorfes Gutach. Dieser ließ vier Jahre nach Hansjakob in Zell im Wiesental seine 38 Seiten starke Schrift „Die Erhaltung der Volkstrachten, eine Warnung von Richard Nuzinger, Pfarrer in Gutach“ erscheinen. Nuzinger setzt sich zunächst ausführlich mit der Argumentation von Hansjakob auseinander und behandelt dann in eigenen Kapiteln die Trachtenvereine, die Trachtenfeste und das Verhältnis der Kurgäste zur Tracht. Hansjakobs wirklichkeitsfremder Darstellung weiß Nuzinger nüchterne Überlegungen entgegenzusetzen. Freilich freut er sich auch an der Tracht, doch beurteilt er aus seiner tiefen Kenntnis der Verhältnisse die Möglichkeiten und die Notwendigkeit der Trachtenerhaltung wesentlich anders als Hansjakob. Allerdings bringt Nuzinger überflüssigerweise gegenüber seinem katholischen Kollegen eine gewisse konfessionelle

Polemik in die Debatte. Auch Nuzinger hat einen Kronzeugen, auf den er sich beruft. War es bei Hansjakob der Volkskundler Wilhelm Heinrich Riehl, dessen Publikationen bereits vierzig Jahre früher erschienen waren, so zitiert Nuzinger mehrfach den zeitgenössischen Schriftsteller Peter Rosegger, welcher den seinerzeitigen Verhältnissen allerdings besser gerecht wurde, indem er eine Erneuerung der bäuerlichen Kultur von innen heraus, nicht aber durch städtische Vereine forderte.

Nach Nuzingers wie Hansjakobs Auffassung ist der Rückgang der Trachten in erster Linie durch eine vermehrte Freizügigkeit aller Bevölkerungsgruppen, auch der ländlichen, verursacht. Nur stellt Nuzinger an Hansjakob die Frage: „Soll die Freizügigkeit etwa aufgehoben oder erschwert werden, die die Menschen so leicht von einem Ort zum andern befördert?“ Andere Gründe für den Trachtenschwund sieht Nuzinger darin, daß die Trachten beschwerlich und unpraktisch, daß sie außerdem in der Anschaffung teuer und doch nicht ganz so dauerhaft sind wie Hansjakob glaubt. Das Interesse an der Trachtenerhaltung stellt Nuzinger daher auch weniger bei den Bauern als vielmehr bei bestimmten städtischen Kreisen fest. Wenn Hansjakob recht hätte, dann wären Bauernstand, Kirche, Staat und Gesellschaft nur von der Erhaltung der Volkstrachten abhängig. Mit solchen Übertreibungen täte man aber der Sache selbst nicht die besten Dienste. Man könne die Bauern doch nicht von der kulturellen Entwicklung fernhalten und sich zu deren Vormund aufspielen. Die von den Vorfahren überkommenen Lebensweisen reichten eben nicht mehr aus, um den modernen Anforderungen gerecht zu werden. Nuzinger widerspricht Hansjakob entschieden in seiner Meinung, daß mit der Tracht auch die frühere religiöse Haltung abgelegt werde. „Wenn die Tracht dazu beiträgt, den Bauer in seinem ‚Kirchenschlaf‘ zu erhalten, so wäre das Verschwinden derselben nicht zu sehr zu bedauern. Die Religion hat kein

Interesse an der Erhaltung der Volkstrachten.“ Auch politisch ließe sich der Bauer auf Dauer nicht bevormunden. Für Nuzinger ist Hansjakobs künstlerischer Aspekt als einziger akzeptabel. Die Maler seien wirklich an den Trachten interessiert. „Die Tracht hat für mich und wohl für die Mehrzahl der sich dafür interessierenden Menschen eben überhaupt nur einen historischen, ästhetischen, künstlerischen Wert.“

Pfarrer Nuzinger findet am ehesten noch den Vorschlag des Dr. Cathiau in Karlsruhe erwähnenswert, der die Reform der Trachten als Möglichkeit für deren Erhaltung ansieht, doch glaubt er auch hier nicht an dessen praktische Durchführbarkeit.

Den Trachtenvereinen wirft Nuzinger vor, daß sie keine Wurzeln im ländlichen Bereich hätten. Als erfreulich erkennt er aber das Sammeln von Trachten an. Er verdammt zwar nicht prinzipiell die finanzielle Förderung von Erstkommunikanten, Konfirmanden und Brautleuten bei der Beschaffung ihrer Trachten durch die Vereine, verspricht sich davon aber auch nicht viel. Er liefert dazu ein negatives Beispiel: „Mir ist bekannt, daß ein solches Mädchen die ihm vom Verein gelieferte Tracht zwar bei der kirchlichen Feier selbst getragen hat, aber bald darauf für gut Geld wieder verkaufte, um sich neu-modisch zu kleiden.“ Im übrigen findet es Nuzinger einfach anmaßend, den Landleuten sagen zu wollen, was sie anziehen sollten. Es sei auch noch keinem Verein eingefallen, „die Narrheiten der Pariser Mode von den Städtern fernhalten (zu) wollen“. Er lehnt es ab, trotz Empfehlung des Oberkirchenrats, die Bestrebungen der Trachtenvereine zu unterstützen und das geistliche Amt dafür einzusetzen.

Die vielerlei in Mode gekommenen Trachtenfeste in immer anderen Städten lehnt Nuzinger gleichfalls ab. Sie seien infolge ihrer Häufigkeit dazu geeignet, gerade die Jüngeren mit ihren ländlichen Verhältnissen unzufrieden zu machen. So beklagt Nuzinger, daß die überall erwünschten Gutacher Mäd-

chen mit ihren roten Bollenhüten durch die ständige Bewunderung, der sie ausgesetzt wären, recht eitel würden. Wenn nun solche Mädchen wegen der Teilnahme an einem Trachtenfest der Christenlehre fernblieben, müsse man fragen, „ob dadurch wohl der christliche Sinn unter dem Landvolk gefördert wird“.

Nuzinger weiß auch, daß zu den Trachtenfesten keineswegs nur solche Leute kommen, die ständig Tracht tragen, wie es von den Veranstaltern verlangt würde. Er bringt dazu mehrere Beispiele. Unter anderem seien einige Gutacher Mädchen, „die sonst nie die Tracht anlegen und es voraussichtlich auch nie thun werden“, beim Freiburger Festzug 1895 mitgegangen.

Insgesamt hält Nuzinger den moralischen Schaden, den solche Feste anrichten für erheblich größer als den möglichen Nutzen, den sie stiften könnten.

Was das Trachtentragen durch Kurgäste angeht, konnte Nuzinger beobachten, daß dies eher karikierend und damit abstoßend auf die Bauern wirkte als daß sie sich dadurch geehrt fühlten, wie Hansjakob meinte.

Zum Schluß schlägt Richard Nuzinger vor, Vereine zu gründen, die sich der gesamten Volkstumspflege und der ländlichen Wohlfahrtspflege und nicht einer einseitigen Trachtenpflege annehmen. Diese wäre dann nur eine Aufgabe unter anderen. Obwohl Nuzingers Kritik an Hansjakob und an der Tätigkeit der Trachtenvereine, die sich des Wohlwollens der landesfürstlichen Familie erfreuten, keineswegs der herrschenden Meinung entsprach, fand auch er mannigfach Zustimmung in vielen badischen und elsässischen Zeitungen. In der „Badischen Landeszeitung“ vom 14. Januar 1896 konnte man über Richard Nuzinger lesen: „Ehre und Anerkennung sei dem Herrn Verfasser der Schrift, daß er den Muth gefunden hat, seinen einzig richtigen Standpunkt gegen die herrschende Strömung zu vertheidigen!“ Nach Erscheinen der zweiten Auflage von Nuzingers Schrift unterstützte die „Karlsru-



Heinrich Hansjakob

Folgende Bände der Haslacher Ausgabe seiner Werke sind lieferbar:

Bauernblut

335 Seiten, Leinen, DM 26,80
(ab Sommer 1987)

Der Leutnant von Hasle

Illustriert von Curt Liebich.
344 Seiten, Leinen, DM 22,80

Der steinerne Mann von Hasle

Illustriert von Curt Liebich.
288 Seiten, Leinen, DM 22,80

Im Paradies

Mit alten Ansichten von Hofstetten.
318 Seiten, Leinen, DM 26,80
(ab Sommer 1987)

Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin

Illustriert von Wilhelm Hasemann.
304 Seiten, Leinen, DM 26,80
(ab Sommer 1987)

Wilde Kirschen

Illustriert von Curt Liebich.
411 Seiten, Leinen, DM 26,80

Waldleute

Illustriert von Curt Liebich.
281 Seiten, Leinen, DM 22,80

Erzbauern

Illustriert von Hugo Engl.
307 Seiten, Leinen, DM 26,80

Aus meiner Jugendzeit

Illustriert von Curt Liebich.
344 Seiten, Leinen, DM 26,80

Der närrische Maler

Illustriert von Otto Laible, 1985,
51 Seiten, Leinen, DM 15,—

Hansjakob-Festschrift

Herausgegeben von Manfred Hildenbrand und
Werner Scheurer.
Ca. 300 Seiten (erscheint im Mai 1987)

**Selbstverlag der
Stadt Haslach i. K.,
Rathaus, 7612 Haslach i. K.**

her Zeitung“ in ihrer Sonntagsbeilage vom 17. Oktober 1897 vor allem die Gründung der von Nuzinger vorgeschlagenen Vereine für Volkstums- und Wohlfahrtspflege.

Auf ein weiteres, im Jahr 1896 in Karlsruhe herausgekommenes Schriftchen muß hier eingegangen werden. Es stammt von dem bereits genannten Architekten und Rektor der Karlsruher Gewerbeschule Dr. Thomas Cathiau und erschien als Sonderabdruck aus dem Unterhaltungsblatt der „Badischen Landeszeitung“ unter dem Titel „Gedanken über die Erhaltung der Volkstrachten“.

Cathiau bezieht sich auf die Veröffentlichungen von Hansjakob und Nuzinger. Ohne entschieden für den einen oder den anderen Stellung zu nehmen, gehört seine Zuneigung eher Hansjakob. Cathiau geht auf die Gründung der Trachtenvereine und die zahlreichen Trachtenfeste von 1894 und 1895 ein, die damals übrigens auch in anderen europäischen Ländern und sogar in Übersee Konjunktur hatten. Den Beginn der „Bemühungen zur Erhaltung der alten Volks- und Landstrachten“ sieht er in den Anstrengungen, die der damalige Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, der gebürtige Badener Essenwein, in den 1860er Jahren unternahm, davon zu überzeugen, daß man den französischen Moden eine allgemeine deutsche Tracht entgegensetzen müsse. Als Ergebnis seiner Bemühungen entstand die Trachtensammlung des Nürnberger Museums.

Was Cathiaus Schrift interessant macht, sind seine Vorschläge, die einmal auf eine museale Konservierung der historischen Trachten und eine genaue Dokumentation aller damit zusammenhängenden Aspekte, zum anderen aber auf eine Reform der Volkstrachten hinzielen. Da die Trachten unzweckmäßig geworden seien, müsse man sie modernisieren. Eine solche Reform sei aber „nur im engsten Verkehr mit den Trachtenträgern selbst denkbar“. Er möchte dazu die Frauenarbeitsschulen des Badischen Frauenvereins heranziehen. Nach Cathiaus Vorstel-

lung wären „Muster-Ausstellungen“ zu veranstalten und die erneuerten Trachten den Landleuten vorzuführen. Dabei sollte man sich der bäuerlichen Kritik stellen. Cathiau kann sich sogar eine Rückwirkung der neuen Bauerntrachten auf die städtische Kleidung vorstellen, der „schon längst etwas mehr deutsche Eigenart not“ täte.

Nach dem Erscheinen von Hansjakobs Manifest zur Trachtenerhaltung kam es sehr bald zu einer vereinsmäßigen Organisation seiner Bestrebungen. Er selbst half bei der Gründung von Trachtenerhaltungsvereinen eifrig mit. Als im April 1893 ein „Aufruf zur Bildung eines Vereins zur Erhaltung der Volkstrachten für Stadt- und Landbezirk Freiburg“ verbreitet wurde, waren schon zehn Jahre seit der Gründung des ersten oberbayerischen Trachtenerhaltungsvereins vergangen. In Baden gab es inzwischen Trachtenvereine in Wolfach, Oberkirch, Ofenbourg und Gengenbach, die sich aber von den bayerischen grundsätzlich dadurch unterschieden, daß in ihnen nicht Trachtenträger, sondern Trachtenfreunde organisiert waren. Es galt als ausgemacht, daß Freiburg der „Centralpunkt“ und „Vorort aller zu bildenden Vereine werden“ sollte. Der Freiburger Aufruf bezog sich ausdrücklich auf Hansjakobs Schrift „Unsere Volkstrachten“, die rasch ihre Wirksamkeit entfaltet hatte, denn schon ist von einer „friedlichen idealen Bewegung“ zur „Erhaltung unserer schönen Volkstrachten“ die Rede, die das badische Oberland ergriffen hätte. Der Aufruf trägt achtzehn Unterschriften, darunter die von vier Geistlichen beider Konfessionen, des Freiburger Oberbürgermeisters Dr. Winterer, des Landtags- und Reichstagsabgeordneten Marbe, des Medizinprofessors Thomas, des Malers Fritz Geiges und anderer Honoratioren. Die Aufforderung zum Eintritt in den neuen Verein unterzeichneten Heinrich

Hansjakob und der Landeskommisär und Geheime Oberregierungsrat Siegel. Dieser übernahm die Leitung des Freiburger Vereins, unter dessen Regie die übrigen örtlichen Vereine unter Beibehaltung ihrer Selbständigkeit 1895 zum „Volkstrachtenverein Freiburg im Breisgau“ zusammengefaßt wurden. Von den vor der Freiburger Gründung schon bestehenden Vereinen war der Wolfacher der erste badische Trachtenerhaltungsverein überhaupt. Er konstituierte sich zu Anfang des Jahres 1893 im Bahnhofshotel zu Hausach und nannte sich „Verein zur Erhaltung der Volkstrachten im Gutach- und Kinzigthal“. Hier war der Maler Wilhelm Hase-mann die treibende Kraft. „Er mochte sich dabei der Thatsache erinnern, daß (er) damit von lang her einem Lieblingswunsche der Allerhöchsten Herrschaften entgegenkommen werde . . .“ Die Erbgroßherzogin Hilda übernahm denn auch das Protektorat über die badischen Trachtenvereine, zu denen in den nächsten Jahren noch weitere hinzukamen. Bis zum Ersten Weltkrieg war die badische Trachtenpflege durch die Verehrung für das Fürstenhaus bestimmt. Die von Heinrich Hansjakob begründete Struktur änderte sich aber nach dem Ende der Monarchie. Die gegenwärtig für die Trachtenpflege gültigen Motivationen unterscheiden sich beträchtlich von denen der Jahrhundertwende. Obwohl die Positionen Hansjakobs heute kaum noch verständlich erscheinen, wird das Gedenken an ihn als den Vater der badischen Trachtenpflege von den einschlägigen Verbänden noch immer wachgehalten.

Der vorstehende Beitrag ist ein leicht veränderter Auszug aus dem demnächst im Badenia-Verlag Karlsruhe von Heinz Schmitt erscheinenden Buch „Volkstracht in Baden — Ihre Rolle in Kunst, Staat, Wirtschaft und Gesellschaft seit zwei Jahrhunderten“.

Ruhm und ihr Name verhallt. Sie sind noch übler daran als die Schriftsteller, deren Bücher wenigstens noch nach ihrem Tod in den Gräbern der Bibliotheken fortleben. Das Theater ist kein geringer Stolz unserer Residenzler, und sie halten mit Recht viel auf ihren Musentempel; denn er ist der besten einer in deutschen Landen. Es geht überhaupt dem echten Karlsruher nicht leicht etwas über seine Vaterstadt. Daheim und in der Ferne ist sein „Karlsruhe“ seine Wonne. Und wenn man draußen in der Fremde einen von ihnen trifft, so schwelgt er förmlich in süßen Erinnerungen an seine Heimat. Ich bin überzeugt, daß manch einer in der Residenz mir böse wird, weil ich oben einmal den Gedanken ausgesprochen, es könnte eine Zeit kommen, da Karlsruhe nicht mehr sein wird. Wenn diese Weltperiode aber je käme, so werden die abgestorbenen Seelen der Karlsruher nie ihre Stadt vergessen, so wenig als die Juden ihr Zion in der babylonischen Gefangenschaft. Sie werden mit Apoll, dem Musengott, der seit vielen Jahrhunderten seine verwilderte Geburtsstätte Griechenland verlassen mußte, unter Veränderung des Ortsnamens singen und sagen:

Schon tausend Jahr aus Karlsruh'
Bin ich verbannt, vertrieben,
Doch ist mein Herz in Karlsruh',
In Karlsruh' geblieben.

In der Residenz, Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten, Seite 234; 18. Jan. 1878

Hansjakob, seine Illustratoren Liebich und Hasemann und die Illustration seiner Bücher

Werner Liebich, Taunusstein

I. Vorbemerkungen

— Zum Stand der Nachforschungen —

Über Hansjakob als Geistlichen, Politiker, Historiker, Schriftsteller und vor allem als Mann des Volkes existiert eine reiche biographische Literatur; über die Illustration seiner Bücher und die Beziehungen zu seinen Illustratoren findet sich darin, von einigen Ausnahmen abgesehen, nur wenig oder nichts. Dabei wurden von seinen mehr als 70 Werken schon zu seinen Lebzeiten um die 25 voll illustriert, für mindestens 10 weitere künstlerische Einbände geschaffen und außerdem die 28 Bände seiner Volksausgaben in vier Sammelwerken mit einfacherem Buchschmuck durch Kopfleisten und Vignetten und/oder einem entsprechenden Einband versehen. Teilweise sind es dieselben Werke nur in verschiedener Aufmachung; trotzdem kam etwa jedes zweite in künstlerischer Ausstattung auf den Markt.

Hansjakob hat dabei im Grunde alles auf nur drei Künstler und drei Verlage konzentriert: Die Gutacher Schwarzwaldmaler Prof. Curt Liebich und Prof. Wilhelm Hasemann und den Tiroler Maler Prof. Hugo Engl. Die entsprechenden Bücher erschienen zunächst bei Weiß in Heidelberg* und im Herder-Verlag in Freiburg und wurden später nahezu ausschließlich und in großer Zahl in dem Stuttgarter Verlag von Bonz verlegt.

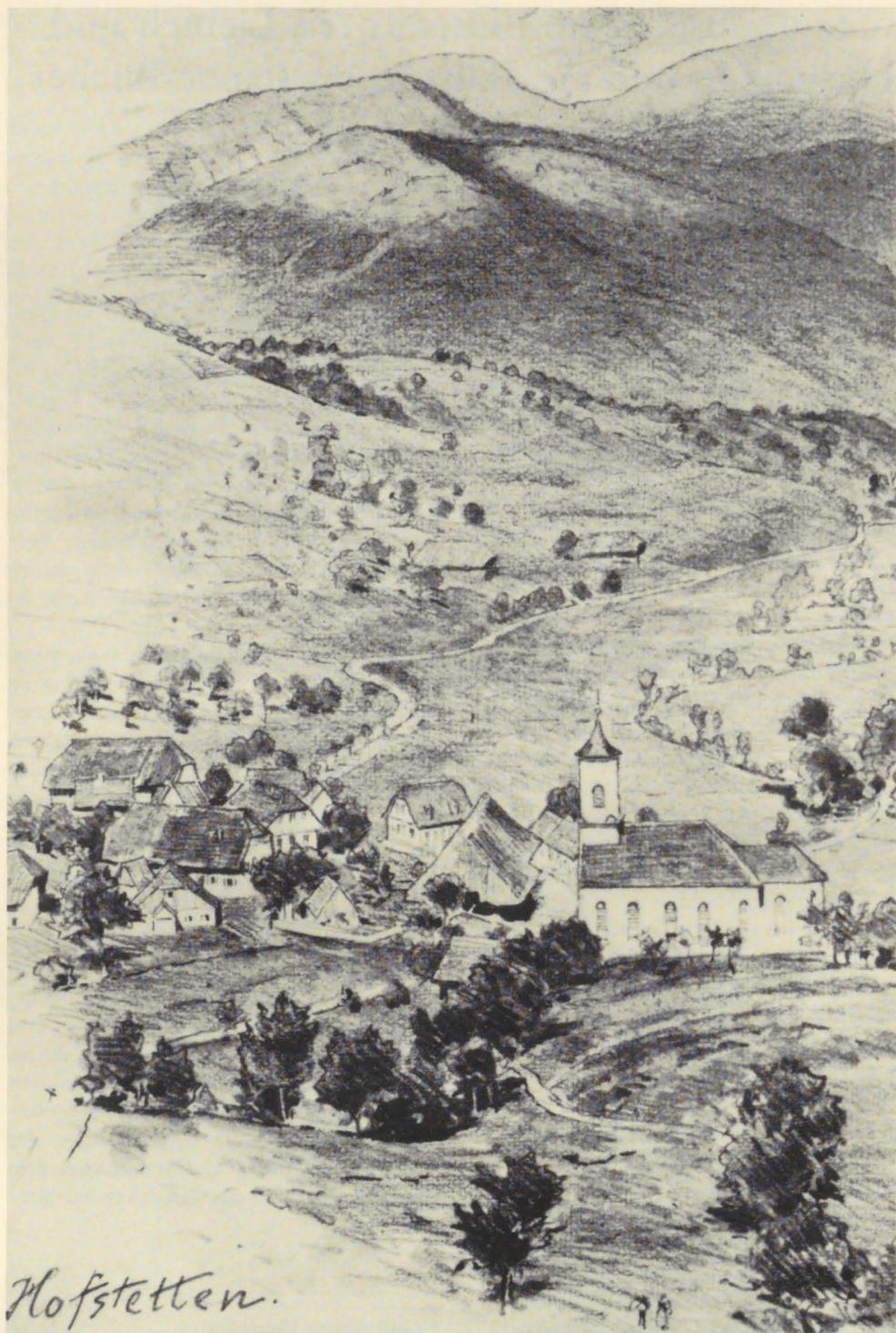
Hansjakob hat sich wie seine Biographen zur Person „seiner“ Künstler in Büchern nur wenig geäußert. Hasemann und Liebich werden von ihm in „Abendläuten“ (S. 182) zwar als „hervorragende Maler und Illustratoren“,

erwähnt, die er bei einer Autofahrt ins Gutachtal im Atelier mit besuchen wollte, aber der Hinweis ist doch mehr beiläufiger Art im Zusammenhang mit der Gutacher Tracht. Das gleiche gilt für einen Besuch Hasemanns in Hofstetten auf dem Weg in eine Ginsterslandschaft (Stille Stunden S. 221), die er dort malen wollte, die Anmerkung im Trachtenaufruf und die Nennung Liebichs in Verbindung mit dem „Vollbild“ eines seiner „Originale“ (Schneeballen, Zweite Reihe S. 297).

Das wirkt zunächst höchst erstaunlich, wenn man bedenkt, wie oft und wie vielfältig er Personen, die ihm in seinem Leben begegneten, mit trefflicher Beschreibung in seinen Büchern verewigt hat, und wenn man weiter berücksichtigt, daß sie in vielen Feldern — nicht nur bei der Illustration der Bücher — über Jahrzehnte harmonisch zusammen wirkten, was sich auch in seinen nachstehenden Briefen zeigt.

Ihrem Idealismus aus Beruf und Berufung fehlte der nötige Realismus nicht und auch nicht die Tat. Ihre gemeinsame Naturliebe, ihr umfassendes Verständnis von Kunst und Glaube als Auftrag und Aufgabe wie ihr innerer Gleichklang in vielen Fragen, führten zur Arbeit auf vielen Gebieten: Der Volks- und Heimatkunde mit der Erhaltung der Trachten, der Sitten und Gebräuche, dem Denkmalschutz mit der Erhaltung der alten

* (dort nur mit Einbänden)



Hofstetten.

Bau- und Kunstdenkmäler, der Förderung der Wirtschaftsstruktur im heimischen Raume und der Verbesserung der sozialen Verhältnisse, der Wohlfahrt auf dem Lande, wie es damals hieß.

Als Beispiel ihres Wirkens, einzelne wie gemeinsam, seien hierzu genannt: Die Gründung der *ersten* Volkstrachtenvereine im Schwarzwald mit Hasemann und mit der ersten in ganz Deutschland, die Gründung der *ersten* Winzergenossenschaft in Hagnau am Bodensee in Baden durch Hansjakob, die Restaurierung und Renovierung von Kirchen und Kapellen, teils aus seiner eigenen Tasche, die Berufung Liebichs zum Kunst- und Denkmalpfleger des Amtsbezirkes Wolfach durch die badische Landesregierung, die Rehabilitation des verkannten Haslacher Malergenie's Carl Sandhaas durch Sammlung und Ausstellung seiner Werke, die Beteiligung der Künstler an Kunst- und Gewerbeausstellungen vom Südwesten bis nach Berlin, die Gründung und Förderung des *ersten* dörflichen „Gemeindezentrums mit Sozialstation“ des Schwarzwaldes in Gutach vor nunmehr 80 Jahren zusammen mit dem dortigen Frauenverein und Dekan Nutzinger, die Zusammenarbeit mit dem landwirtschaftlichen Verein, mit Lehrerbildungsvereinen, mit Prof. Heinrich Sohnrey, einem der Gründer der Wohlfahrtspflege auf dem Lande in Deutschland und früheren Chefredakteur der Freiburger Zeitung wie mit Prof. Max Wingenroth, dem Landeskonservator in Baden, und anderen mehr.

Über das alles ist trotz nachhaltiger Wirkung in einigen Bereichen, von Presseberichten abgesehen, insgesamt nur wenig zu finden, weil sie kein Aufhebens davon machten. Diese Arbeit war ihnen selbstverständlich, ein integra-

ler Bestandteil ihres gesamten Schaffens. Ihre privaten Beziehungen galten nach außen hin faktisch als tabu und das machte ihren Biographen offensichtlich auch nähere Beschreibung zu schwer.

Wahrscheinlich werden Schriftsteller und Künstler mit aus diesen Gründen bis heute von einer arroganten und ignoranten Kritik verfolgt, die ohne Kenntnis der Fakten ihr Wirken und Streben einzeln und gemeinsam als einseitige Verherrlichung des Schwarzwaldes und der Schwarzwälder, als Darbietung und Beschwörung von heilen Sonntagswelten der Vergangenheit, als Vorgaukelung von Idyllen und, man höre und staune, als „sozial nicht engagiert“ zu werten und teilweise wohl auch zu diffamieren versucht.

Ein aktuelles Beispiel dafür ist die hervorragende Freiburger Ausstellung 1986 im Augustinermuseum „Das Schwarzwaldbild“ u. a. mit Gemälden und Zeichnungen von Hasemann und Liebich und Entwürfen von Illustrationen zu Hansjakobs Büchern, zu der es den Katalog als Bildband mit den entsprechenden Bildern gibt (Verlag Schillinger, Freiburg). Bei einer insgesamt lobenden und auch gekonnt differenzierenden Kritik war in diesem Zusammenhang auch ein Beitrag einer Freiburger Zeitung, ausgerechnet unter der Rubrik „Kultur“, zu registrieren, der mit gängigem pseudoprogressivem Gehabe in billigstem Kritikklischee sich an Ausstellung, Kunst und Künstlern zu reiben versuchte; ein Paradebeispiel dafür, wie es teilweise an elementarsten Kenntnissen wie an der Sorgfalt in der Recherche über die frühere Wirtschafts- und Sozialstruktur des Schwarzwaldes, Kunst und Künstler mit eingeschlossen, fehlt. Statt nüchterner und informativer Besprechung der Ausstellung eine Offenbarung des eigenen Bildungsnotstandes durch allgemeines, gängiges Gewäsch, wie es für halbgebildete Kritiker(innen) typisch ist.

Die gesamten illustrierten Werke Hansjakobs in all den verschiedenen Ausgaben sind

Hofstetten, Illustration von Curt Liebich zu Hansjakobs „Verlassene Wege“



*Hansjakob verteilt
Kirschen unter die
Kinder, Illustration
von Curt Liebich zu
Hansjakobs „Stille
Stunden“*

bisher nirgends zentral archiviert oder auch nur registriert. Ein gleiches gilt für die Reste der bisher bekannten Korrespondenz mit „seinen“ Künstlern.

Daher wird auf Anregung von Manfred Hildenbrand, dem jetzigen Betreuer des Hansjakobs-Archivs und zahlreicher Neuauflagen, in der Jubiläumsausgabe der Stadt Haslach zum 150. Geburtstag Hansjakobs erstmals ein größerer Beitrag publiziert, der hierzu näher Stellung nimmt. Dabei haben die vorhandene Literatur, zeitgenössische Presseberichte, die aus Museen bekannten Bestände, die Gästebücher und sonstige private Nachlässe von Hasemann und Liebich wie familieninterne Überlieferung als Dokumente

und Quellen gedient. Der Beitrag läßt aus den genannten Gründen nur eine vorläufige Übersicht und Wertung zu und erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit.

Von Manfred Hildenbrand jüngst entdeckte Briefe und Karten an Hasemann sowie weiteres Material aus den Nachlässen der Künstler sind die Grundlage des folgenden Beitrages, praktisch eines Teils II, der in entsprechendem Rahmen weitere Erstveröffentlichungen enthält und sich dabei auf den gemeinsamen Kampf um die Erhaltung der Trachten, Art und Umfang der Illustration seiner Bücher und die Gestaltung seines bekanntesten Portraits, des Ölgemäldes von Hasemann, konzentriert.

II. Hansjakob und die Kunst

Hansjakob hatte, auf das Fundament seines Glaubens bauend, besonders enge Beziehungen zur Natur als Schöpfungswerk Gottes, ebenso zur Malkunst, zur Baukunst, zur Handwerkskunst, zur Literatur wie in bestimmter Weise auch zur Musik, egal, ob man seinem Urteil jeweils folgt oder nicht. Vor allem seine „Reiseliteratur“ enthält viele Beispiele mit Beschreibungen von Landschaften und ihren Stimmungen, von Städten und Stätten mit ihren Kunstwerken in Bauten und Bildern in einer großen Zahl.

Er selbst schreibt zwar 1915 am Ende seines Lebens in dem Geleitwort zu dem hervorra-

genden Werk des technischen Zeichners der Universität Freiburg, R. Schilling, „Das alte malerische Schwarzwaldhaus (Freiburger Druck und Verlagsgesellschaft m.b.H. in Freiburg)“, das als Nachdruck wieder neu erschienen ist: „Ich bin weder Zeichner, noch Künstler und Kunstverständiger, ich beurteile die Werke der Kunst nur nach dem Empfinden, das sie in mir auslösen . . .“; aber bei aller Selbsterkenntnis, die daraus rückblickend und weise mit sprechen mag, steckt darin auch eine gehörige Portion von Hansjakobscher Tiefstapelei: Tatsächlich hatte er sich, was er hier verschweigt, in intensiver Weise um ein fundiertes Verständnis der Mal- und Zeichenkunst bemüht und ganz



*Uhrenhändler vor dem
Triberger Wasserfall,
Illustration von Wil-
helm Hasemann zu
Hansjakobs „Erin-
nerungen einer alten
Schwarzwälderin“*

konkrete Vorstellungen zur künstlerischen Gestaltung seiner Bücher und Schriften von Anfang an.

Er sagt von sich selbst, er sei ein „Bildernarr“, eine Eigenschaft, die sich bei Bildern in seinem privaten Besitz geradezu als „Sammlervernarrtheit“ dokumentiert, wenn er Hasemann, der sein Portrait ausstellen will, klagt, daß er sich davon kaum länger trennen könne.

Einen Einblick in die Vielfalt seiner persönlichen Beziehungen zur Kunst gibt sein Biograph Dr. Oswald Floeck im Abschnitt „Hansjakobs Persönlichkeit“ (S. 418/419) in komprimierter Form.

Er hat ihm „ein gereiftes Kunstverständnis“ attestiert; u. a. mit dem Hinweis auf den Hofmaler Zimmermann Vater und dessen Sohn, welchen er „die Fähigkeit ein Kunstwerk mit rechten Augen anzusehen“ verdanke, wie mit folgendem Text: „In Karlsruhe wurde der Aquarellist Krabbe sein Lehrmeister. In Freiburg setzte er seinen Verkehr mit Meistern des Pinsels und Meißels, der Architektur und Photographie fort. Es seien genannt Professor Hasemann und dessen Schwager Liebich, die beide zu seinen Werken echt künstlerischen Bildschmuck lieferten und nicht wenig dazu beitrugen, seinen Namen volkstümlich zu machen.“ Weiter werden dort erwähnt: „der Glasmaler, Baumeister und Schriftsteller Fritz Geiger, der Kirchenbaudirektor Meckel und sein Sohn, der Bildhauer Delthinger und der Hoffotograph Ruf, aus dessen Kunstanstalt zahllose Hansjakobbildnisse stammen ...“ „Sein Wohnzimmer im Pfarrhof St. Martin, seine Gemächer in der Karthause, sein Ferienhaus in Hofstetten, endlich sein Altersheim in Haslach, verrieten jedem Besucher durch manchen altertümlichen Hausrat und allerlei Schätze aus verschiedenen Kunstgebieten, daß hier ein leidenschaftlicher, kenntnisreicher Kunstbewunderer und -liebhaber ein wahres Museum zum eigenen Heim habe.“

In Hansjakobs Büchern findet sich auch einiges über seine Beziehungen zur Musik; von der Oper über die Kirchenmusik bis zu den Melodien der Volksweisen hin, Komponisten, Musiker und Sänger mit eingeschlossen.

So hat er z. B. dem „Hegau- und Scheffelsänger“ Adolph Stöcker ein Denkmal gesetzt und berichtet, daß sein scharfes geschultes Gehör in der Lage war, nahezu jede Vogelstimme in der Natur zu unterscheiden. Selbst dem Quaken der Frösche und dem Schnattern der Gänse, seiner Lieblingsvögel, konnte er auf seine Weise noch manches abgewinnen. Ein Instrument hat er nicht gespielt, aber mit Pfeifen entsprechender Gemütsverfassung Ausdruck verliehen. (Dafür gab es einen besonderen Grund. Das Klavier, das ihm seine Großmutter nach Rastatt schickte, hatte er versetzt, um mit dem Geld als Schüler seinen Bierdurst zu stillen.) Seine Sinne hat alles in der Natur wie in deren sublimierten Formen menschlichen Ausdrucks, in der Kunst, erregt und angeregt, positiv wie negativ.

Diese Vielfalt seiner Interessen ist der Grund der besonderen Beziehungen zu seinen Illustratoren, wie manches Detail aus ihrem Leben beweist. Aus seinem großen Bekanntenkreis pflegte ein beträchtlicher Anteil Umgang mit Hasemann und Liebich, weil es genauso zwischen Ihnen gemeinsame Interessen und gleiche Wellenlängen gab. Nachstehend seien daraus nur zwei Bereiche, die Ansichtskarten und die Fotografie, näher erwähnt.

Hansjakob und seine Illustratoren betrachteten die Malkunst und die Fotografie nicht als feindliche Brüder wie viele andere, obwohl sie die Illustratoren aus Büchern und Zeitschriften wegen der Kosten und der schnellen technischen Umsetzung bei aktuellen Berichten und in der Reproduktion zunehmend verdrängte. Trotzdem war für sie beides Kunst, nur mit unterschiedlichen technischen Mitteln: jedenfalls bei entsprechender Fähig-



*Kräuterweibe bei der
Wallfahrtskirche in
Triberg, Illustration
von Wilhelm Hase-
mann zu Hansjakobs
„Erinnerungen einer
alten Schwarzwälderin“*

keit. Sie sahen Kunst als Ausdruck von Können; in jedem Feld. Die gemeinsame Zusammenarbeit mit dem Hoffotografen Ruf, die gegenseitige Unterstützung bei ihrer Arbeit, bei der Entstehung von Originalen oder den Reproduktionen sind ein beredtes Zeugnis dafür. Dasselbe gilt für die Künstler im Hinblick auf die Hof-

kunstverlage Paul Hinsche und Johann Elchlepp in Freiburg, Hasemanns Beziehungen zu Hanfstaengl in München, Liebichs Zusammenarbeit mit Felix Luib in Straßburg; auch Grüniger und Engelberg in Haslach und Carle in Triberg aus der näheren Heimat seien dabei nicht vergessen. Abgesehen davon reichte solches Zusammenwirken aus

diesem Kreis bis nach Übersee zu dem weltberühmten Alfred Stieglitz, der bis heute als führender Vertreter der Fotografie als Kunstform gilt.

Exkurs:

Die deutschamerikanische Familie Stieglitz, die in enger Verbindung zu Hasemann stand, und ihm entsprechende Abnehmerkreise von New York bis nach Philadelphia und Boston erschloß, welche aus Heimweh und zur Erinnerung seine Bilder aus der alten Heimat erwarben, ließ ihren Sohn Alfred in Deutschland ausbilden. Er wurde später einer der größten Vertreter der künstlerischen Fotografie und hat seine Grundlagen hierfür aus der Malerei und auch aus dem Schwarzwald und seiner Verbindung mit Hasemann gezogen. Er ist in New York im Metropolitan Museum of Art mit vertreten.

In diesen Bereichen liegt noch ein großes Feld künstlerischer Darstellung des Schwarzwaldes, nicht nur im gemalten Bild, ebenso in der Fotografie, völlig brach, so viele schöne Einzelbände es in allen Techniken der Reproduktion auch geben mag; der unbekannte Fundus der Gemäldegalerien mit eingeschlossen.

Ein weiteres Feld ist die „Kleinkunst“ wie sie in „Künstlerpostkarten“ zum Ausdruck kommt.

Alle Illustratoren Hansjakobs, Hasemann, Liebich und Engl waren auch Meister dieses Fachs. Ihre Ansichtskarten aus den Vogesen, dem Schwarzwald und den Alpen mit Landschaften, Trachten und bäuerlicher Welt zählten dem Urteil zu Ausstellungen in der Presse, in Kunstzeitschriften und bei Sammlern zufolge zum besten und schönsten, was damals von diesem Genre national und international am Markte war. („Die Kunst für Alle“, München 1897, 12. Jg. Nr. 24 S. 389–394, Beitrag „Künstlerpostkarten“.) In der ganzen Nation herrschte damals eine

wahre Sammelwut und es wurde das siebenfache an Ansichtskarten pro Kopf gegenüber heute gekauft. Sie hatte alle Kreise von der Kaiserin bis in die Klosterzellen erfaßt. Hansjakob berichtet darüber in „Letzte Fahrten“ (S. 241) aus dem Aufenthalt im Kloster St. Florian generell und speziell wie folgt:

„Beim Mittagstisch gingen heute verschiedene, an einzelne Chorherren eingelaufene Ansichtspostkarten von Hand zu Hand, und ich ersah, wie alle, den Prälaten nicht ausgenommen, sich für diese neueste Spielerei interessierten.

Es ist dieser Postkartenkult eine Art Kinderkrankheit, die epidemisch geworden, jung und alt ergriffen hat. Ich selbst bin ihr längst verfallen und auch ein Objekt dieses Modestücks geworden.

Sicher ist dieser Sport der unschuldigste und ebenso sicher nicht die dümmste von all den vielen Modekrankheiten unserer Tage. — „Zur Verbreitung dieses „Sports“ hat er selbst mit seinen Büchern und seinen privaten Bildern von Hasemann auf direktem wie indirektem Wege beigetragen. (Übrigens sind allein von diesem und Liebich in Sammlerkreisen um die 300 Künstlerpostkarten, diejenigen mit demselben Motiv in verschiedener Aufmachung mit eingerechnet, bekannt.)

So brachte der Hofkunstverlag Elchlepp in Freiburg innerhalb einer Serie von 20 „Künstlerpostkarten“, auch neun mit Illustrationen aus Hansjakobs Werken „Waldleute“ und „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ heraus. Sie sind gleich in zwei Varianten erschienen, in Kupfertiefdruck mit Prägerand und anderem Uni-Farbendruck, allerdings ohne Hinweis auf die Herkunft aus den Büchern Hansjakobs.

* aus dem „Schwarzwald“ Hasemanns

Zu einer weiteren Serie, der Nr. V von „Hase-
manns Künstlerpostkarten. Aus Hansja-
kobs Werken“, mit der Reproduktion von
sechs Gemälden ging die Anregung von ihm
selber aus. Selbst- und geschäftsbewußt
schreibt er dem Künstler am 21. Ag. 08 u. a.
dazu: „Es hätten dieselben bei der großen
Verbreitung meiner Schriften sicher großen
Absatz“, womit er zweifellos recht behielt.

Diese sechs Karten sind in Vier-Farbendruck
bis zum Zweiten Weltkrieg nacheinander im
Vertrieb von Zanger, Freiburg, des Frauen-
vereins in Gutach und von Frau Luise Hase-
mann erschienen und haben auch auf diese
Weise die Namen Hansjakobs und Hase-
manns, den Schwarzwald und Schwarzwäl-
der Leben in aller Welt bekannt gemacht.

Hansjakob wurde so über die Kunst auf indi-
rektem Wege auch zum Förderer des Gut-
acher Frauenvereins, der aus der Provision
des Kartenvertriebs seine Arbeit für Arme,
Kranke und das Gemeindehaus Gutach mit
finanzierte, d. h. für eine Art von Frauenar-
beit, die bei seiner sonstigen, jedenfalls in
Worten, besonders gepflegten Emanzen-
und Weiberfeindlichkeit sicher seinen Beifall
fand.

Hansjakob war in der Schärfe seiner Sinne
— teilweise bis zu krankhafter Sensibilität —
auch ein ausgesprochener Augenmensch mit
großer bildhafter Speicherkraft. Daraus er-
klärt sich die Darbietung vieler seiner Werke
in Wort *und* Bild, während bei seinen Bio-
graphen die Beziehungen ganz dominant
zum geschriebenen Wort und nur mehr bei-
läufig oder überhaupt nicht zu der bildhaften
Ausstattung seiner Werke zu registrieren
sind, selbst wenn sie auf zahlreiche Illus-
trationen der Künstler mit zurückgegriffen ha-
ben. Ihr Sensorium ist nicht so vielseitig aus-
geprägt. Ein gleichwertiges Eingehen auf bei-
des findet sich eher in zahlreichen einzelnen
Beiträgen in der Presse von damals bis heute
vor allem im heimischen Raum u. a. durch
Hermann Eris Busse, Manfred Hildenbrand,
Kurt Klein und neuerdings bei Helmut Ben-
der („Hansjakob, Leben, Wirken und

Werk“, Waldkircher Verlag 1985 S. 15. u.
24).

Daher sei zum besseren Verständnis der fol-
genden Details auch zur Vita der Künstler
mit Stellung genommen.

III. Illustratoren und illustrierte Werke

Bei so vielen Künstlern und Photographen
von Format, mit denen er Umgang pflegte,
ist es schon ungewöhnlich, daß er nur den
eingangs Genannten die Illustration seiner
Bücher anvertraute. Näheres dazu ist bisher
nicht bekannt. Jedenfalls brauchte, suchte
und fand er Künstler, die den Pinsel, den
Zeichenstift und die Feder in einem breiten
Spektrum der Malerei beherrschten — Land-
schaften, Bauten, Menschen und Tiere —,
die in ihren Fähigkeiten der universalen Be-
gabung in seinem schriftstellerischen Werk
adäquat entsprachen und wie er Land und
Leute ihrem Wesen nach kannten und ver-
standen.

Eigenartig bei der gesamten illustrierten Lite-
ratur Hansjakobs ist weiter, daß sich dieser
eingefleischte Schwarzwälder lauter Künst-
lern fremder Herkunft anvertraute; jeden-
falls wird es durch manche Kritik so empfun-
den, die ihre Vita nicht näher kennt. Daher
gibt es über sie als typische Schwarzwaldma-
ler wie als seine Illustratoren manche Phant-
asterei und noch viel mehr Spekulation.

Hansjakob — wie gesagt — kam es in erster
Linie auf Kenntnis und Verständnis von
Land und Leuten und seiner Schriften an,
egal ob sie sich auf den Schwarzwald oder
andere Räume bezogen und egal welcher
Herkunft und Konfession der jeweilige
Künstler ansonsten war. Sein Wesen war im
Grunde in vielen Dingen von großer Tole-
ranz und Weitsicht geprägt; so kurzsichtig,
gefühlsgeladen und unbedacht er sich in sei-
nen berühmten und berüchtigten „Schlen-



Hofstetter Bauernfamilie in Tracht, Illustration von Curt Liebich zu Hansjakobs „Schneeballen“, 2. Reihe

ker“ bei mancher momentanen Eingebung und Stimmung auch häufig gab, die er seiner Art gemäß ohne Hemmungen niederschrieb. Er brauchte Künstler, mit denen er sich in seinen Werken und auch in seinem Wirken einig wußte; und das alles traf bei den Genannten in einem hohen Maße zu. Eine nahezu ungetrübte und harmonische Zusammenarbeit, teilweise mehr als 20 Jahre bis zu seinem Tode, wäre ansonsten mit einem so sensiblen Geist gar nicht denkbar gewesen.

1. Der Maler Professor Curt Liebich

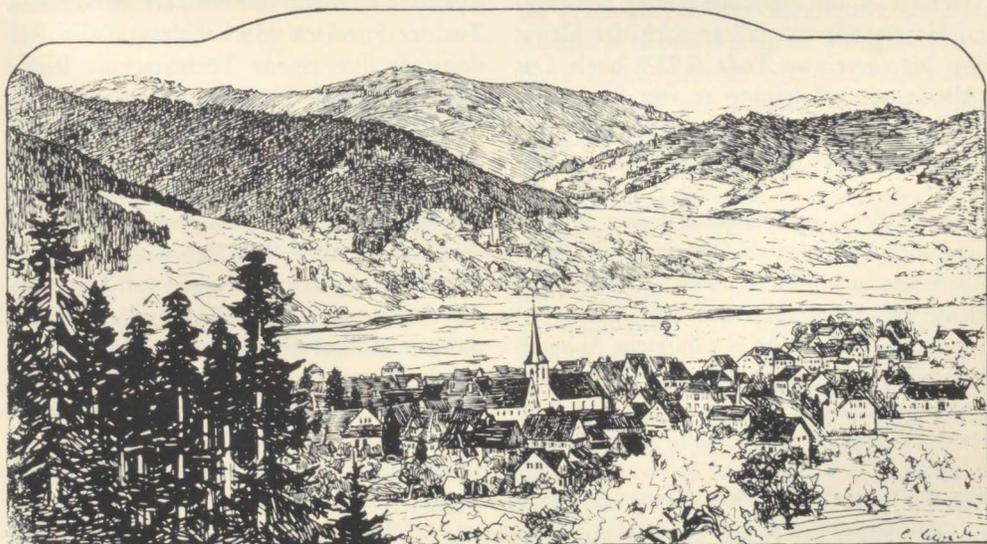
Curt Liebich, geb. am 17. November 1868 in Wesel/Niederrhein, gest. am 12. Dezember 1937 in Gutach/Schw. hat mit großem Ab-

stand die meisten seiner Bücher illustriert. Wie es zur Zusammenarbeit kam, weiß man nicht, da er selbst nur ganz kurz dazu schreibt: „Auch Heinr. Hansjakob erkor mich zu seinem Illustrator . . .“. Von 1958 bis zu dessen Tod schuf er die Illustrationen für 19 Bände, die Entwürfe für sieben weitere Einbände und die Kopfleisten und Vignetten für die 20 Einzelbände der preiswerteren Volksausgaben in drei Sammelwerken. Des weiteren stammen von seiner Hand der Einband zu dem Nachlaßwerk „Feierabend“, wie die Illustrationen zu der Biographie von Dr. Karl Kempf und der Sonderausgabe „Die Sandhasen“, die alle erst nach dem Tode Hansjakobs erschienen sind.

Außer dem Einband zur Prachtausgabe des „Vogt auf Mühlstein“ im Herder-Verlag brachte Bonz alle anderen Bücher heraus, mit dessen Besitzer, Kommerzienrat Alfred Bonz, Liebich wie Hansjakob durch persönliche Freundschaft eng verbunden war. Nimmt man alle Formen des Buchschmucks und die verschieden ausgestatteten Ausgaben einschließlich der Volksausgaben zusammen, dürften allein in diesem Verlag seine Bücher die Zahl 200 deutlich überschritten haben, darunter um die 100 für Hansjakob. (Näheres: „Fünfzig Jahre Adolf Bonz und Comp.“ Stuttgart 1926.)

Sein Buchschmuck weist in Feder- und Bleistiftzeichnungen mit konkreten Bildern, Initialen, Arabesken, Rankenwerk, Kopfleisten und Vignetten auch das breiteste Spektrum an illustrativer Gestaltung auf. Er ist in jedem Detail, allegorische und symbolische Vergleiche mit eingeschlossen, dem Buchtext, der geschilderten Zeit oder dem Zeitpunkt der Erscheinung, angepaßt.

Liebich war seiner Ausbildung und Herkunft gemäß der Universalste von allen. Er hatte an den Akademien in Dresden, Berlin und Weimar eine vielseitige Ausbildung als Zeichner, Maler und Bildhauer erhalten und sich an der Humboldt-Universität in Berlin begleitend auch mit Kunstgeschichte befaßt. Wegen seiner Geburt in Wesel am Niederrhein wird er fälschlicherweise bis heute immer wieder als zugereister „Rheinländer“ apostrophiert; dabei war sein Vater als höherer Militärbeamter, ein gebürtiger Schlesier, durch dessen Versetzung und Pensionierung er schon in jungen Jahren durch ganz Deutschland kam — von Wesel am Niederrhein nach Schwedt an der Oder, Colmar im Elsaß, Rathenow an der Havel, Naumburg an der Saale und zuletzt nach Dresden — im „Rheinland“ nur relativ kurz stationiert. Nach seinen eigenen Worten empfing er die wesentlichsten Eindrücke seiner Jugend in Colmar im Elsaß und „wuchs unter dem Eindruck der üppigen, so sehr an den Süden ge-



Haslach.

Haslach im Kinzigtal, Illustration von Curt Liebich zu Hansjakobs „Aus meiner Jugendzeit“

mahnenden Gegend, der alten ehrwürdigen deutschen Reichsstadt mit den französischen Anklängen, angesichts der die Stadt beherrschenden schönen, romantischen Vogesen, der herübergrüßenden blauen Schwarzwaldberge und der bei klarem Wetter herüberschimmernden Alpen auf . . .“ Dort gehörten zu einem Freundeskreis, in dem er mit verkehrte, auch Albert Schweitzer und der spätere Historiker Hermann Stegemann. Sie haben auch dasselbe Gymnasium besucht.

In Begleitung seines Vaters lernte er auf dessen zahlreichen Dienstreisen von der Kommandantur in Colmar aus (der zentralen Militärverwaltung für den ganzen Südwesten) schon damals Breisach und Freiburg kennen, und daher führte ihn seine erste Studienreise von Weimar wieder in diesen Raum zurück; zuerst nach Gutach/Schw. (1891), wo er — wiederum nach eigenem Bericht — Grüße vom Großherzog und von einem Malerkollegen an Hasemann ausrichten sollte, der beiden aus dessen Thüringer Zeit u. a. durch ein großes Gemälde für den dortigen Hof noch gut in der Erinnerung war. In Gutach fesselten ihn die schönen Täler, die Menschen und Trachten — und die junge schöne Schwägerin Hasemanns so, daß er nach der Heirat dort bis zu seinem Tode (1937) blieb. Das „Allemannische“ kannte er von Jugend an und beherrschte wie Hansjakob auch den Dialekt perfekt.

Eine größere zusammenhängende Biographie über Curt Liebich existiert bisher nicht. Als handschriftlicher Entwurf ist privat eine kleine Selbstbiographie aus dem Jahre 1909 erhalten; daneben gibt es zahlreiche Abhandlungen aus den verschiedensten Anlässen in Zeitungen und Zeitschriften, u. a. „Vom Maler Curt Liebich“ von Wilhelm Schlang (Monatsblätter des Badischen Schwarzwaldvereins 21. Jg. 1918 Nr. 6 S. 51—59) und einige Beiträge aus seiner Feder, wobei er zu Erlebnissen während seiner verschiedenen Lebensstationen Stellung nahm, u. a.

— „Aus meiner Weimarer Zeit,
— Wie ich nach Gutach kam,
— Der Gausma (Gänserich),
Wie meine Jägerlaufbahn anfang und aufhörte“. Sie sind als Fortsetzungen in der heimischen Presse veröffentlicht und ein buntes Kaleidoskop zu seinem Leben mit dem privaten, künstlerischen und gesellschaftlichen Umfeld, die er teilweise selbst als Plaudereien charakterisierte. Als reiner Fachbeitrag ist von ihm der Artikel „Die Trachten des Kinziggaus“ erschienen (1921 in Ekkart 2. Jg. S. 37—55 und in überarbeiteter Form 1935 im Jahresheft „Offenburg und die Ortenau“ der „Badischen Heimat“ S. 491—505), der mit seinen rd. 60 Trachtenskizzen seit jener Zeit zur Standardliteratur zählt und bis heute als Quelle für neue Trachtenwerke mit dient. Die künstlerische Ader ist wohl ein Erbe seiner Mutter, die aus Thüringen stammte und deren Familie dort vor allem in dem kleinen Fürstentum Schwarzburg-Rudolfstadt und dessen Umfeld durch Hofkonzertmeister, Heimatdichter im heimischen Dialekt, Garnisonprediger, Hofküchenmeister, Hoteliers und andere Berufe vertreten war. Als Paten hatte er einen Hofbaurat, den Stiefsohn Caroline von Schillers, der ältesten Tochter Friedrich von Schillers, die in Rudolfstadt ihre eigene Töchterschule leitete und der Familie freundschaftlich und nach ihrer Heirat mit einem Bergrat dem Leiter der fürstlichen Hüttenwerke, auch verwandtschaftlich verbunden war; alles in allem eine vielseitige Welt, die durch die familiären Bindungen, die mütterliche Erziehung wie seine enge Freundschaft in Weimar mit Prof. Rudolf Steiner, dem Begründer der Anthroposophie, nicht ohne Einfluß auf sein späteres Leben blieb.

Sein hauptsächliches Arbeitsfeld war die Illustration u. a. für Werke von Johann Peter Hebel, Josef Viktor von Scheffel, Hermine Villinger, August Ganther, Karl Stieler, Ludwig Ganghofer, Richard Voß und Paul Heyse, den späteren Nobelpreisträger für Literatur; aber außer Büchern auch für Zeitun-

gen, Zeitschriften und Kalender aller Art vom Südwesten bis nach Leipzig und Berlin. Der Bogen seines Schaffens reichte räumlich vom Elsaß über die Schweiz, den Bodensee, den Vorarlberg und Bayern bis nach Südtirol mit dem Schwarzwald als Ausgangs- und Mittelpunkt; im Grunde über den allemannischen und bajuwarischen Sprachraum hinweg, das Gebiet, in dem auch Hansjakobs Reiseliteratur zu einem beträchtlichen Anteil entstand. Seine Lust am Reisen, die er mit Hansjakob teilte, und entsprechende Illustrationsaufträge führten ihn aber auch bis ans Nordkap, auf den Balkan und nach Nordafrika.

Bilder in Öl hat er sein Leben lang gemalt, vorzugsweise Schwarzwälder Landschafts- und Trachtenmotive und sich erst in späteren Jahren intensiv der Bildhauerei zugewandt; vor allem mit einer Reihe von Denkmälern, bis er wegen ihres mahnenden Charakters gegen den Krieg durch die Darstellung der trauernden Hinterbliebenen (u. a. in Gutach/Schwarzwaldbahn, Schapbach, Rhina b. Säkingen, Meißenheim, Geisingen) und aufgrund des Berufsneides ideologisch angepaßter Kollegen in dieser Sparte im Dritten Reich Berufsverbot erhielt.

Ein weiteres Feld war die Werbegrafik für Städte und Gemeinden, Firmen aller Größen, Verbände und Verlage bis zur Deutschen Reichspost hin. Obwohl es sich dabei um ein schnellebiges Genre handelt, tauchen auch daraus seine Landschafts- und Trachtenmotive bis heute immer wieder auf; u. a. seit 1979 das alte Titelbild erneut für Kalender „Der Landwirt“ der baden-württembergischen Bauernverbände mit einem Bauern in Werktagstracht.

Die starke Konzentration auf Illustrationen erklärt auch seine besonders enge Zusammenarbeit mit Hansjakob; nach 1902 bis zu dessen Tode stammen — soweit bekannt — alle illustrierten Bände aus seiner Hand.

2. Der Maler Professor Wilhelm Hasemann

Wilhelm Hasemann, geb. am 16. September 1850 in Mühlberg a. d. Elbe, gest. am 28. November 1913 in Gutach/Schw. war der erste Maler, mit dem es zur Zusammenarbeit kam. Auch bei ihm ist über deren Entstehungsgeschichte nichts näheres bekannt. Aber es spricht alles dafür, daß es sein Brief aus dem Jahre 1891 an Hansjakob als Volksschriftsteller wegen eines Aufrufs zur Erhaltung der Trachten war, der zugleich Anlaß für dessen berühmte Schrift geworden ist. Er hat die Illustrationen für die Prachtausgabe von „Der Vogt am Mühlstein“ geschaffen (Herder-Verlag in Freiburg 1895), die Entwürfe des Einbandes für die Erstausgabe des „Leutnant von Hasle“ und das Sammelwerk „Ausgewählte Schriften“ gefertigt (Weiß-Verlag in Heidelberg 1895) sowie „Die Waldleute“ (1897) und die „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ (1898) voll illustriert, die jeweils im Bonz Verlag erschienen sind. Zu diesem Zeitpunkt hatte er schon einen Namen als Schwarzwaldmaler und Illustrator in Deutschland wie bei ausgewanderten Deutschamerikanern in Übersee. An größeren illustrierten Werken waren schon zuvor die Prachtausgabe des Standardwerkes „Der Auerbach“ (Cotta Verlag in Stuttgart 1885), die Prachtausgabe des Standardwerkes „Der Schwarzwald“ von Wilhelm Jensen (1890 zusammen mit den Malern Emil Lugo, Max Roman, Wilhelm Volz und Karl Eyth) und die Prachtausgabe von „Immensee“ von Theodor Storm (C. F. Amelungs-Verlag Leipzig, 2. Aufl. 1890 zusammen mit Professor Edmund Kanoldt) erschienen. Sein Hauptinteresse galt jedoch der Ölmalerei und so erklärt es sich auch, daß er für Hansjakob nach 1898 nicht mehr illustrierte, sondern auf dessen Bestellung hin dann später eine Reihe von Gemälden schuf.

Über Hasemann haben Hermine Villinger („W. Hasemann und sein Künstlerheim im Schwarzwald“) Anfang der 1890er Jahre und später Hermann Eris Busse („Lug ins Land“,



Das ehemalige Benediktinerkloster St. Peter, Illustration von Wilhelm Hasemann zu Hansjakobs „Sonnige Tage“

„Wilhelm Hasemann“ Concordia Verlag Bühl und „Der Schwarzwaldmaler Wilhelm Hasemann“ Mein Heimatland, 26. Jg. 1939 S. 298 ff) ausführlich geschrieben, so daß sich die biographischen Hinweise hier auf Dinge beschränken, die für die Zusammenarbeit mit Hansjakob von Bedeutung sind.

Er stammte aus Mühlberg an der Elbe, einer kleinen, alten Stadt der Provinz Sachsen, die in ihrer ganzen Struktur viele Parallelen zu Hansjakobs Heimatstadt Haslach und deren Umfeld zeigte; und da er sich schon in seiner Thüringer Zeit als Schilderer des dortigen Volkslebens einen Namen schuf, war es für ihn kein Problem, sich auch im Schwarzwald schnell einzuleben, als er 1880 erstmals mit einem Illustrations-Auftrag Cottas nach Gutach kam (Benjamin Vautier, der manchen als der erste klassische Genremaler des Schwarzwaldes gilt, hatte dort um 1868 Auerbachs „Barfüßle“ für einen Prachtband desselben Verlags illustriert und Auerbach selbst hatte

in dieser Art im „Löwen“ das „Lorle“ geschrieben). Seine Vorfahren stammten aus der Landwirtschaft, wobei sein Vater mit seiner kleinen mechanischen Werkstatt, seinen Basteleien und seinen Träumen als großer Erfinder der zahlreichen Familie mehr Sorgen als Einkommen schuf.

Hasemann wurde zunächst trotz seines früh erkannten künstlerischen Talents in eine Schlosserlehre gesteckt und hatte daher auch von dieser Ebene her eine sehr reale Beziehung zu einem Milieu von praktischer Arbeit, das er in Bildern und Farben später wiedergab. Sein Studienweg führte ihn nach Berlin, Weimar, München und zuletzt von Gutach aus zur Fortbildung nach Karlsruhe. Mit unglaublicher Zähigkeit und Zielstrebigkeit hatte er sich wie mancher gebürtige Schwarzwaldmaler durch kunstgewerbliche Arbeiten seine Ausbildung erhungert und selbst finanziert; ein Künstler- und Lebensschicksal, wie es im Buche steht. Adolf von

Menzel war einer seiner Lehrer und ein väterlicher Freund, der ihm in jungen Jahren mit Rat und Tat zur Seite stand.

Von den vielen Malern, die aus ganz Deutschland in den Schwarzwald kamen und in Gutach malten, war er der erste, der sich dort dauernd niederließ und so wurde er zum Gründer der Gutacher Malerkolonie. Zusammen mit Liebich, der ihm darin folgte, bildete er über Jahrzehnte ihren Mittelpunkt, wobei vor allem ihre alten Beziehungen zu ihren ehemaligen Ausbildungsstätten zu einem ständig wechselnden Zustrom von Künstlern aus den Kunstzentren München, Berlin, Weimar und Karlsruhe führten, die wie andere kürzer oder länger blieben. Ihre Beteiligung auf vielen großen Kunstausstellungen, Gewerbeausstellungen nicht zu vergessen, hat mit ihren Bildern und denen anderer Maler ihre Sogwirkung* nicht verfehlt. Auch Hansjakob hat in seinem Trachtenaufwurf besonders darauf hingewiesen.

Die Gästebücher von Hasemann und Liebich und die Künstleralben der Gasthäuser „Zum Löwen“ und „Zur Linde“ in Gutach lassen erkennen, wieviele Künstler und Schriftsteller von Rang auf ihren Wegen dort einkehrten, Hansjakob mit eingeschlossen; ein Feld der heimatlichen Kunstgeschichte, das ebenfalls noch völlig brachliegt.

Die Trachten- und Landschaftsbilder der beiden Schwäger Hasemann und Liebich wurden mit der „Gutacher“ und „Mühlenbacher“ Tracht mit „Bollenhut“ und „Goldhaube“ (die auch in anderen Orten heute noch an Festtagen getragen werden) und den Bauernhäusern zum Inbegriff für „den“ Schwarzwald schlechthin. Ihre Werke sind darin so dominant, daß der bekannte Freiburger Geograph, Prof. Friedrich Metz, in dem Geleitwort zur zweiten Auflage des Standardwerkes „Das Schwarzwaldhaus“

(Kohlhammer-Verlag Stuttgart 1963) von Prof. Hermann Schilli, dem Begründer des Gutacher „Freilicht-Museums Vogtsbauernhof“, dazu als besonderes Verdienst schrieb: „Und erstmalig hat Schilli dargelegt, daß das ‚Schwarzwaldhaus‘, wie es die Gutacher Maler Hasemann und Liebich in aller Welt bekannt gemacht haben, nur in den einst württembergischen Ämtern Hornberg und St. Georgen verbreitet ist.“ Hansjakob hat ihre Vorliebe speziell für diese Trachten und diesen Haustypus, der mit Walmdach in verwandter und typischer Form auch im Kinzigtal zu Hause ist, geteilt und in seinen Büchern auch beschrieben (z. B. in *Abendläuten* S. 182).

Die Illustration von Hansjakobs Werken in der Übersicht:

Professor Curt Liebich

- 1895 „Der Vogt auf Mühlstein“ (Einband, Herder-Verlag)
- 1897 „Der steinerne Mann von Hasle“
- 1899 „Abendläuten“
- 1900 „In der Karthause“
- 1902 „Verlassene Wege“
- 1902 „Letzte Fahrten“
- 1903 „Stille Stunden“
- 1904 „Sommerfahrten“
- 1904 „In Frankreich“ (Neuaufgabe, Einband)
- 1904 „In Italien“, 2 Bände (Neuaufgabe, Einband)
- 1905 „Alpenrosen mit Dornen“
- 1905 „Mein Grab“ (Titelbild, Einband)
- 1906 „Sonnige Tage“
- 1908 „In der Residenz“ (Neuaufgabe, Einband)
- 1910 „Der Leutnant von Hasle“ (Neuaufgabe)
- 1911 „Bauernblut“ (Neuaufgabe)
- 1911 „Schneeballen“, 1. Reihe, (Neuaufgabe)
- 1911 „Schneeballen“, 2. Reihe, (Neuaufgabe)
- 1911 „Schneeballen“, 3. Reihe, (Neuaufgabe)
- 1912 „Wilde Kirschen“ (Neuaufgabe)
- 1912 „Dürre Blätter“, Erste Serie (Neuaufgabe)
- 1912 „Aus meiner Jugendzeit“ (Neuaufgabe)
- 1912 „Allerseelentage“ (Einband)
- 1913 „Aus meiner Studienzeit“ (Neuaufgabe)
- 1913 „Allerlei Leute und Allerlei Gedanken“ (Einband)
- 1917 „Heinrich Hansjakob, sein Leben, Werken und Dichten“ Biographie von Dr. Johann Karl Kempf

* auf den Schwarzwald und nach Gutach

- 1918 „Feierabend“ (Nachlaßwerk, Einband)
 1925 „Die Sandhasen“ (Sonderdruck)
 Sammelwerke mit Kopfleisten und Vignetten
 1907 „Ausgewählte Erzählungen“ (Band 1—5)
 1909 „Reiseerinnerungen“ (Band 1—5)
 1911 „Ausgewählte Schriften“ (Band 1—10, Titelbild, Band 1)

Professor Wilhelm Hasemann

- 1892 „Unsere Volkstrachten“ (Aufruf, Umschlag, Herder-Verlag)
 1895 „Der Vogt auf Mühlstein“ (Textillustrationen, Herder-Verlag)
 1895 „Der Leutnant von Hasle“ (Einband, Weiß-Verlag)
 1897 „Waldleute“
 1898 „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“
 Sammelwerk
 1895 „Ausgewählte Schriften“ (Band 1—8, Einband, Weiß-Verlag)

Professor Hugo Engl

- 1899 „Erzbauern“
 1902 „Meine Madonna“

Soweit keine besonderen Hinweise erfolgen, sind die Bücher im Bonz-Verlag in Stuttgart erschienen. Die Bände, die gebunden und broschürt vertrieben wurden, hatten, soweit bekannt, künstlerisch unterschiedlich gestaltete Decken. Von anderer Hand bebildert ist das Werk* „St. Martin zu Freiburg“. Die Angaben über die Erscheinungsjahre der jeweiligen Erstausgaben in illustrierter Form stimmen je nach Quellen nicht immer überein.

IV. Hansjakob-Briefe an seine Illustratoren

1. Illustrative Gestaltung der Bücher

Besonderen Aufschluß zur Illustration seiner Bücher nach Inhalt, Form und Umfang, speziell zu seinen „Reisebüchern“, gewährt neben anderen der folgende Brief zu „Letzte Fahrten“, der auch zur Illustration der Prachtausgabe des „Ekkehard“ von Joseph Viktor von Scheffel im Bonz-Verlag (1904) mit Stellung nimmt:

* zu seinen Lebzeiten

„Geehrter Herr Liebich!

Anbei sende ich Ihnen drei Karten auf Adr. von Herren, die ich von Ihrer Ankunft werde unterrichtet haben, bis Sie kömen. Nur die Karte an Prior in Linz ist zugleich mit Empfehlung versehen.

Ich muß aber eine Bedingung machen, die daß Sie in ihrem Ekkehard die Mönche nicht satyrisch oder boshaft behandeln, sonst könnte und wollte ich Sie nicht empfehlen.

Sie werden überhaupt kaum einen Pater gewinnen, Ihnen für Ekkehard zu sitzen! Für mich nehmen Sie auf: In Kremsmünster und St. Florian was Ihnen gefällt, namentlich auch ein oder das ander Bauernhaus — Höfe und Tagelöhnerhauser sind reizend mit Stroh usw. u. finden sich ganz in der Nähe d. beiden Klöster. Nehmen Sie auch die Tylliburg bei St. Florian auf und u. ein oder das ander von Enns i. St. von St. Florian. Auch eine Bäuerin oder Mädchen mit Kopftuch (Modelle in Kremsmünster) In Wels die alte Burg, in der Kaiser Max starb. In Linz Conventsaal d. Karmeliter u. den Pater.

Reise-Route: München — Wels. Von Wels mit Localbahn nach Kremsmünster von da mit Bahn nach St. Florian (eine Stunde v. der Station, von da nach Linz).

Wollen Sie auch nach Böhmen, Kloster Hohenfurt? Habe aber gute Bilder von demselben. Wenn Sie den Praelaten Zeininger in Linz treffen, führt der Sie überall ein, auch ins Kapuzinerkloster, wo ich ein prachtigen Pater sah, muß aber nicht bekannt sein.

Mit besten Wünschen für die Reise

Hansjakob

So was, wie St. Florian u. Kremsmünster sehen Sie nie mehr!“

Aus diesem Brief wird ersichtlich, wie er um umfassenden und differenzierten Buchschmuck besorgt war; um „Untermalung“ seiner Texte im wahrsten Sinne des Wortes. Liebich ist ihm auf seinen Wegen nicht nur in

diesem Falle, auch bei den anderen „Reisebüchern“, „Dürre Blätter, Teil I“*, von Station zu Station und Person zu Person, die im Bild festzuhalten waren, getreulich gefolgt. Reisen und Wandern waren für ihn genauso wie für Hansjakob eine Art Lebenselixier. Seine privaten Briefe und Karten bezeugen von vielen Orten den jeweiligen Aufenthalt. Bei der Auffassung von Werkstreue in der Wiedergabe der Bilder war im Grunde völlig gleich. Erfunden oder „idealisiert“ wie manche Kritik behauptet, ist daran nichts.

Hansjakob mochte die „moderne“ Malerei vor allem bei Portraits nicht, wie er mehrfach betont, sondern verlangte sie nach eigener Aussage „genau“. Selbst Hasemann und Liebich waren ihm darin fast schon zu „modern“. Was ihn in seinem eigenen Leben besonders berührte und bewegte, gab er nicht nur durch zahlreiche persönliche Einblendungen oder durch Worte seiner dargestellten Figuren im Text wieder, er wollte es auch im Bild festgehalten wissen und deshalb gehen seine Wünsche, Hinweise und Forderungen zu seinen Illustrationen oft bis in letzte Details. Dieser Brief ist auch typisch für viele seiner Lieblingsthemen: Mönche und Orden, Kirchen und Klöster, markante profane Bauten von strohgedeckten Hütten und Bauernhäusern bis zum Schloß, in der Kleidung die Mönchskutten und die bäuerliche Tracht, bei den Personen am liebsten Originale aller Stände vom Prior bis zur Magd. Buntheit, Vielfalt und „Poesie“ des Lebens fanden stets seinen Beifall; Blasiertheit und Uniformität in Kleidung, Sprache und sonstigen Verhaltensweisen der verbildeten und halbgebildeten „Kulturmenschen“ nahm er bei jeder sich bietenden Gelegenheit scharf ins Visier und offensichtlich legte er auf deren Wiedergabe im Bild durch typische Vertreter keinen besonderen Wert.

Die Menschen bis in ihr Seelenleben auszuforschen, war seine große Leidenschaft und er entwickelte darin in Beobachtung und Beschreibung, die stilistische Form eingeschlossen, eine Meisterschaft und nicht jeder Beschriebene fand sich darin schmeichelhaft dargestellt.

Die geschilderten Äbte, Prälaten und Mönche sind in „Letzte Fahrten“ im Bild typisch und charakteristisch wiederzufinden, ebenso lebensgetreue Beispiele im Ekkehard. Nur zu diesem selbst mußte Liebich ein „Modell“ anderswo suchen, genau, wie von Hansjakob vorausgesagt.

In seinem Schreiben zu dieser Reise schwingt zwar noch eine gewisse Sorge mit, daß die geschilderten Mönche des „Ekkehard“ im gängigen Stile der Zeit „satyrisch“ oder „boshaft“ geraten könnten. Es schmerzte Hansjakob besonders, wenn Welt- und Ordenspriester verächtlich behandelt und dargestellt worden sind.

Diese Sorge war jedoch unbegründet, wie deren eigene Reaktion auf die Illustrationen, weitere Besuche und langjährige Korrespondenzen zeigen. Sie haben Liebich auch wertvollste Bücher als Vorlagen für die getreue Wiedergabe alten Buchschmucks in historischen Romanen zur Verfügung gestellt. So schreibt der Bibliothekar, Pater Sebastian: „Ihr Ekkehard macht die Runde, und alles freut sich an Ihren schönen Bildern.“

2. Illustrative Gestaltung des einzelnen Bildes

Ist das Schreiben zu „Letzte Fahrten“ an Liebich typisch für Art und Umfang der illustrativen Gestaltung eines ganzen Buches, so zeigt die folgende Korrespondenz seine Einflußnahme auf die Gestaltung des einzelnen Bildes auf dem Einband wie im Text.

Die folgenden Beispiele bieten weiter den Vorteil, daß es sich um entsprechende Erstlingswerke handelt: eine Schrift, einen Bucheinband mit Generalthema, die Gestaltung zu bestimmten Themen, praktisch den „Ein-

* Verlassene Wege, Letzte Fahrten, Sommerfahrten, Alpenrosen mit Dornen und Sonnige Tage

stieg“ Hansjakobs in die entsprechende Illustration im Zusammenwirken mit den Künstlern.

Zu den Bänden „Der Leutnant von Hasle“ (Einband) und „Der Vogt auf Mühlstein“ (Einband und Text) seien hierzu folgende „Bemerkungen“ zitiert:

„Lieber Herr Hasemanñ!

Ich habe Ihnen einen Gefallen gethan beim Verkauf der Bilder an Herder u. bitte Sie jetzt auch um einen . . . Weiß wird Ihnen schreiben wegen Zeichnung eines Bildes auf die Einband-Decke zu meinem neuesten Buch „Der Leutnant von Hasle“. Er wird Ihnen auch den Text aus Druckbogen senden. Ich will Ihnen meine Idee geben:

Die Geschichte spielt auch auf der Heidburg, wo die Heldin derselben mit ihrer Base lebt, währd. der Held der Leutnant ist. Machen Sie also auf das Titelbild eine Burg, auf dessen Soller 2 Damen sitzen und unten lassen sie als Hauptfigur einen schwedischen Reiteroffizier vorbeireiten . . .

Es muß ein Mann sein von 30—35 Jahre, ernst fromen tapferen Blicken. Kostümbilder, Reiter usw. kann ich, weñ nötig sofort senden. Es ist aber Zeit, bitte also um Zusage.

Ich lege Werth darauf, daß auch Sie an dem Buch sich betheiligen.

frd. Grüße auch d. Gattin

Ihr Hansjakob

Freiburg . . . 1895“

Nach einer Zwischenepisode über die Realisierung dieser „Idee“ schrieb Hansjakob zu dem übersandten Entwurf:

„Lieber Herr Hasemann!

So wirds recht. Aber ich muß noch folgende Änderungen beantragen:

1) Die Figur des Reiters ist zu knabenhaft. Es muß ein ernster schöner Mañ sein in den

Dreißiger (30—35). Haupthaar länger u. wellig (gekräuselt). Schwedischer Reiter = : Schnur = (Gustav Wolf)

2) Der Hut muß etwas größer sein, Kopfform oval, nicht spizig. Erinnern Sie sich an meinen Hut.

3) Der Hut muß mehr dem Sattel zu gerückt werden (siehe Text!) oberhalb des Schwanzes des Pferdes ist er unschön . . .

Die Damen stellen Sie auf den Thurm, der das Fähnchen trägt. Sie brauchen ja nicht absolut gerade im Blickwinkel des Leutnants zu sein. Sie sollten auch etwas bescheidener winken, die Tücher nicht so stark schwenken. —

Sie gewinnen so, wenn Sie die Burg nicht so groß machen, noch Raum in Hintergrund für einen Berg (Farrenkopf). Das Gesträuch nur Taänen u. Föhren. Die schwedischen Reiterstiefel gehen nur bis gegen Mitte der Waden, sind weit oben u. faltig; habe es mit Blei etwas angedeutet.

Bitte all' diese Bemerkungen gef. zu beachten. Untergrund hell, grünlich wird sich gut machen, aber Sie müssen daß dem Reiter u. dem Turm Farbe geben.

frd. Größ H.

Liebig hat eine schöne farbige Decke f.d. V.v.M. entworfen.“

Zum „Vogt auf Mühlstein“, auf den sich obige Abkürzung bezieht, schreibt er an Hasemann:

„Fr. 25/5/94

Sie sind ein Künstler von Gottes Gnaden. Das Bild ist wunderbar und duftig. Wollen Sie der Magdalena nicht ein Buch in die Hand geben zum Zeichen des Kirchgangs oder eine Blume, da im Buch steht, sie hätte mit Hans Blumen getauscht?

Freilich finde ich das Format zu klein und werde an Weiß schreiben, sagen Sie es nur

auch ihm nochmal, weiß Sie ihm das Bild schicken.

Ich meine jede der 3 Hauptpersonen Magd, Hans u. der Vogt sollten wenigstens einmal als Hauptfiguren erscheinen. Sie könnten auch Magd u. die Mägde vors Haus stellen beim Hanfbrechen (siehe Buch!) Wann können Sie hierher?

Mit besten Grüßen auch Ihrer Frau
Hansjakob“

Die eingehende Beschäftigung mit der bildlichen Ausstattung, das Thema Glaube, seine besondere Beziehungen zu den Blumen und der geschilderten Arbeitswelt kommen in seinen Wünschen mit zum Ausdruck; auch auf einer Karte mit Poststempel vom 7. 7. 94 (?) wenn er ohne jede Anrede dort zu dem Buch schreibt:

„Eben corrigiere den Text vom Vogt. Die Zeilen p. 44/45 gäben auch ein Bild, das Sie ähnlich schon oft dargestellt! Wann kommt die Fortsetzung? vom 11.d.M. ab bin ich in St. Peter A. Freiburg.

Mit besten Grüßen
H.“

„Der Vog auf Mühlstein“ ist illustriert 1895 und als das teuerste Werk Hansjakobs zum damals stolzen Preis von 12,— Mark im Herder-Verlag als „Prachtausgabe mit 8 Heliogravüren nach Originalzeichnungen von Wilhelm Hasemann. 4 (IV und 58 S). In Orig.-Einband. Leinw. mit Goldschnitt und reicher Deckenpressung in Gold und Farben“, letzterer nach dem Entwurf von Curt Liebich, erschienen.

Dieses Werk nimmt als Erzählung wie als erstes zeitgenössisch illustriertes Werk eine Sonderstellung ein und war für die ganze weitere Entwicklung eine Art Grundlegung.

Leider hat sich bisher in keinem der Nachlässe auch nur ein einziger Brief gefunden, der die Reaktion der Künstler auf die Einflußnahme in der Gestaltung der Illustrationen unmittelbar erkennen läßt. Rückschlüsse sind daher nur aus entsprechenden Bemerkungen Hansjakobs, im Vergleich mit den publizierten Werken und aus mündlicher Überlieferung zu ziehen.

V. Der gemeinsame Kampf um die Erhaltung der Trachten

Hasemann und Liebich haben die Trachten nicht nur wegen ihrer bunten und malerischen Vielfalt mit Portraits oder als Staffage zur Landschaft ins Bild gebracht; für sie und Hansjakob waren die Werktags- und die Festtags-Trachten integraler Bestandteil bäuerlichen und dörflichen Daseins, Ausdruck eigener Lebensformen und eines entsprechenden Selbstwertgefühls. Es ging ihnen um mehr als nur die Erhaltung von Folklore, eines optisch schönen äußeren Bildes: die Wahrung der Identität und Integrität der Landbevölkerung, die sie mit dem Ablegen und Schwinden der Trachten gefährdet sahen, als das äußerliche Zeichen eines inneren Wandels und Abschieds von vielem; eines Verlustes von geistigen und seelischen Werten, einer wachsenden Distanz zu Regierung und Kirchen wie der Religion. Im Prinzip waren, wenn auch mit gewissen Unterschieden aus ihrem geistlichen und künstlerischen Beruf, ihre Auffassungen darin gleich; jedenfalls im Hinblick auf das Ziel.

Deshalb schrieb Hasemann 1891 an Hansjakob als Volksschriftsteller wegen eines Aufrufs zur Erhaltung der Trachten den Brief, den dieser als letzten Anlaß für seine berühmte Schrift erklärt. Offensichtlich hatte Hasemann die Aktivitäten in Bayern mit der Gründung von Volkstrachtenvereinen registriert, die unter dem Motto „Treu dem alten Brauch“ dort liefen.

Das ungeheure Echo, das Hansjakobs Schrift „Unsere Volkstrachten, ein Wort zu ihrer Erhaltung“ hatte, wird im Rückblick erst voll verständlich, wenn man sie vor dem Hintergrund der großen sozialen, wirtschaftlichen, technischen und gesellschaftlichen Umwälzungen jener Zeit mit Landflucht, Verstädterung und Proletarisierung sieht. Seine Schrift und seine Gedanken trafen manch wunden Nerv aber sie schien mehr noch — was entscheidend war — Wege aufzuzeigen, um negativen Begleiterscheinungen dieser Entwicklung zu begegnen. Er gab der Landbevölkerung damit vor allem ein Stück Selbstbewußtsein und Selbstwertgefühl zurück. Sichtbares Zeichen dafür war das Bekenntnis zur Tracht als äußeres Symbol oder sollte es zumindest nach damaliger Auffassung sein. Deshalb wurden alle bereits vorhandenen Aktivitäten und denkbaren Möglichkeiten zu ihrer Erhaltung geprüft. Aufschluß hierzu und wie zur weiteren Entwicklung gibt nachstehende Korrespondenz; zunächst zum Trachtenaufwurf.

„Verehrter Herr!

Besten Dank für das Bild, dessen Original ich schon bei Ihnen bewunderte. Ich habe in demselben gleich eine ganze Kollektion von Kinzigthalern usw. Anbei die Schrift für den Titel. Aber V soll die Initiale werden, also das Köpfchen dabinein, aber natürlich darf die Initiale größer werden als auf beiliegender Schrift, die Ihnen nur zeigen soll, wie die Schrift wird. An Hauschild ist bereits geschrieben. In c. 3—4 Wochen sollten wir das Bildchen haben. Vom 12. Septemb. an bin ich 10—12 Tage in Hofstetten.

Mit besten Grüßen
Hansjakob“

* (vier Auflagen 1892—1896!)

Zwar geht das Werk, um das es sich hierbei handelt, aus diesem Schreiben nicht näher hervor, aber es ist wohl die Schrift „Unsere Volkstrachten“ gemeint, die später mit einer Mühlenbacherin auf der Vorderseite und einem Gutacher Trachtenpaar auf der Rückseite erschienen ist und zunächst mit der Initiale V geplant war. Der Vogt auf Mühlstein, der ebenfalls ein V im Titel enthält, kam erst Jahre später erstmals heraus und erhielt von Liebich das Einbandbild.

Am 25. 8. 92 berichtet er dann weiter auf einer Karte:

„Die Broschüre ist nahezu fertig! das Cliché von Hauschild erworben. Bitte an die Initiale etwas früher zu denken. Könten Sie mir nicht in Kürze etwas mitteilen über den betr. Verein zur Erhaltung der Trachten in München!“

Mit besten Grüßen
Hansjakob“

Offensichtlich schien Hasemann der Preis von 25 Pf. für die Schrift zu hoch; bei den damaligen Einkommensverhältnissen immerhin ein besserer Stundenlohn!

Hansjakob war in Geldfragen nicht zimperlich und wenn seine Bücher manches Lamento über sein kärgliches Brot als Schriftsteller enthalten, darf man das nicht so wörtlich nehmen. Er hielt es mit der alten Bauernweisheit, daß über eine gute Ernte kein anderer etwas zu wissen braucht und daß man sie auch nicht verschleudern darf. In der Schriftstellerei wußte er in Kosten und Preisen wie Vertriebs- und Werbemöglichkeiten genau Bescheid und schreibt daher am 26/2/92 auch ganz verwundert und belehrend folgenden Brief:

„Lieber Herr Hasemann!

Ich begreife nicht, wie Sie das Büchlein zu 25 Pf. zu teuer finden. Wir haben von m. So-



Curt Liebich, Selbstporträt des Künstlers

zialdemokraten 95 000 à 20 Pf. verkauft und niemand sprach von zu teuer. Das . . . Büchlein hat aber 2 Bilder, das Cliché aus der Zeitschrift, mußte bezahlt werden, wie Original u. jeder Buchhändler und Buchbinder will 25%. Da Sie die Büchlein ja für 20 Pf. bekommen können Sie ja die Bauern von G.(utach) u. Umgebung billig versorgen. Sandfuchs in Wolfach sollte es auch . . ., in seinem Blatte hatte er eine

gute Kritik. In Haslach ist für die Verbreitung gesorgt u. auf den Schwarzwald bei Freiburg auch.

Mit besten Grüßen

Ihr Hansjakob“

Am 12. 11. 12 (Poststempel) findet sich folgende Mitteilung zum Verkauf der Schrift:

„Ich sende Ihnen noch 1 Duz. meiner Frei-Exemplare. Das bad. Ministerium hat 1000 Exemplare gekauft.

Gruß Hansjakob“

Ohne näheres Datum folgt ein weiterer Zwischenbericht in Sachen Volkstrachtenvereine nachdem der Trachtenuufruf schnell seine 3. Auflage erreicht hatte:

„Lieber Herr Hasemann!

Von einem Verein haben wir jetzt Statuten von Tegernsee durch den dortigen Pfarrer, Herr Landescomißar Siegel wird sie an den Herrn Oberamtmann Lang senden. Ich habe an den Minister noch geschrieben u. auch dem Großherzog die III. Aufl. worin an die Regierung appelliert wird, ein Exemplar gesandt. Der Minister Eisenlohr soll, wie Herr Siegel sagt, sehr dafür sein, auch Minister Nock, der mir selber geschrieben hat. Herr Siegel u. ich sind gegen den Anschluß an Schwarzwald-Verein; eigene Vereine, auch in den Dörfern selbst! Machen Sie, daß der Ihrige bald zu Stand kommt, wir folgen hier nach. Der Herr Landescomißar wird an alle betr. Bezirksämter schreiben u. Euer Muster-Verein empfehlen zur Nachahmung.

Mit bestem Gruß

Hansjakob“

In der Trachtensache zogen damals alle: Presse, Regierung, Verwaltung, Lehrer, Künstler, Wissenschaftler und Geistliche an einem Strang. In der Tracht wurde — wie erwähnt — viel mehr gesehen als nur bunte, fröhliche und unterhaltsame Folklore: auch ein Bollwerk gegen religiöse und politische Zersetzung. Daher sind Heimatliebe, Vaterlandsliebe, Treue zur Religion und zum Herrscherhaus, Treue zum Überkommenen in jener Zeit vielbeschriebene und vielbeschworene Tugenden, die im Tragen der Tracht

und ihrer Erhaltung ihren besonderen Ausdruck fanden und auch behalten sollten.

Entsprechend hochrangig war die erste Gründungsversammlung des Volkstrachtenvereins besetzt. Es traten alle Anwesenden sofort bei. In einem größeren Artikel (Datum?) heißt es in der „Freiburger Zeitung“ dazu:

„Anwesend waren Beamte, Geistliche, Bürgermeister der umliegenden Ortschaften, Lehrer und andere angesehene Persönlichkeiten, welche reges Interesse bekundeten“ . . . „Unter den Anwesenden befand sich auch Herr Hofrat Prof. Dr. Behagel, der Präsident und unermüdliche Förderer des Schwarzwaldvereins, welcher sich mit warmer Hingabe der schönen Sache widmete.“ Im übrigen waren neben Hasemann auch Professor Kappis (Stuttgart/München) und Fritz Reiß beteiligt, was dieser Bericht nicht expressis verbis erwähnt.

Dieser „Muster-Verein“ wurde Ende 1893 in Hausach als erster des Schwarzwaldes unter dem Namen „Verein zur Erhaltung der Volkstrachten im Gutach-Kinziggau“ gegründet. Die „Freiburger Zeitung“, die voll hinter dem Unternehmen stand, läßt in ihrem Beitrag den Elan und die Begeisterung spüren, mit der die Beteiligten damals ans Werk gingen und schreibt: „Es ist der innigste Wunsch, daß der Verein auch in anderen Teilen des Landes Anklang finden und von allen Seiten sich einer wohlwollenden Unterstützung erfreuen möge, denn wahrlich es ist ein edles Ziel, das sich der Verein gestellt hat, und dieses Ziel, um das gekämpft wird, ist es wert, daß — soweit die deutsche Zunge klingt — für den Verein von allen Seiten werkhätige Hände sich regen.“

Und nebenbei bemerkt: Diese Zeitung hat damals nicht nur in Worten geworben, sondern mit der Übernahme von zwei Hasemann-Gemälden in die Werbung auf farbigen Ansichtskarten (Gutacher Trachtenpaar mit Freiburger Zeitung und Breisgauer Trachtenträgerin mit Blick auf Freiburg vom Hebsack aus) auch Ideelles und Materielles

geschickt verknüpft, während eine andere Zeitung, der „Schwarzwälder Bote“ sich in gleicher Weise der Künstler Fritz Reiß und Curt Liebich mit Trachtenmotiven in der Werbung bediente.

Hansjakob hat auf den zitierten Bericht sofort mit einer Zuschrift reagiert, die schon am nächsten Tage (Datum?) in der „Freiburger Zeitung“ veröffentlicht worden ist.

„Von hoch geschätzter Seite geht uns auf unsere gestrige Notiz folgende erfreuliche Mitteilung zu:

Auf ihre heutige Notiz über die Bildung eines Vereins für Erhaltung der Volkstrachten auch in unserer Stadt kann ich ihnen mitteilen, daß ein solcher bereits geplant ist und zwar auf Anregung des Herrn Ministerialraths Siegel. Die Großherzogliche Regierung nimmt sich, wie wir mit Vergnügen melden, sehr um die Sache an. Auch Herr Oberbürgermeister Dr. Winterer steht der Bildung eines solchen Vereins sehr sympathisch gegenüber. Im Jahre 1894 soll, wie wir hören, eine landwirthschaftliche Ausstellung hier stattfinden, und können dann die Vereine für Volkstrachten ihre Erfolge zeigen, durch einen Festzug von ächten Volkstrachten. Freiburg soll überhaupt den Vorort aller dieser Trachten . . . vereine bilden“ . . . Wie in seinem Aufruf vergißt Hansjakob die wirtschaftlichen Aspekte des Trachtenwesens in all seinen Dimensionen nicht, was häufig übersehen wird, und meint zu den geplanten Festzügen, daß sie „sicher auch die Fremdenfrequenz unserer Stadt heben werden.“ Und schließlich endet seine „Notiz“ mit einem Wunsch und einer Gratulation: „Also ein Glück auf! allen diesen Vereinen und unser Kompliment den Kinzigthälern, die damit den Anfang gemacht haben!“

Da der Name Hansjakobs bei dieser Gründungsversammlung in Hausach nicht zu finden ist, kann bei seiner vielen Vorarbeit und seinem Interesse nur vermutet werden, daß ihn Krankheit abgehalten hat. In der langen Vorphase der Gründung hatte er auf einer Karte (Poststempel 27/12/92) an Hase-

mann schon einmal in anderem Zusammenhang mitgeteilt:

„Bin seit den Feiertagen etwas unwohl u. kañ nicht kommen, habe eben dem Herrn Oberamtman meine Ansicht geschrieben. Bitte um Nachricht über den Verlauf.“

Gß H.“

Die zitierten Zeitungsnotizen sandte er mit folgenden handschriftlichen Randbemerkungen an Hasemann:

„Die Freib. Zeitung brachte gestern die ausführliche Notiz über ihren Verein u. fragte, ob man hier in Freiburg nicht auch einen Verein gründen wolle. Sie bringt heute entsprechenden Artikel von mir.“

Gß H.

„Sie sehen, daß wir uns auch rühren u. nur auf Eure Statuten warten!“

1896 erschien die „vierte, erweiterte Auflage“ seines Trachtenaufrufs (Herder Verlag Freib.) Sie ist von besonderem Interesse, weil sie in ihrem Nachwort von Hansjakob eine Art Resümée über die seitherige Entwicklung und auch die Satzung des zuvor entstandenen Freiburger Vorortvereins mit enthält.

Er hatte sich über die große Anzugskraft von Trachtenfesten und ihren Festzügen nicht getäuscht. Gutach ging 1894 in mehr lokalem Rahmen unter maßgeblicher Beteiligung der Künstler Hasemann, Reiß und Liebich voran. Eine bebilderte und künstlerisch ausgestattete Schrift zeugt davon („Ein Gruß aus dem Schwarzwald!“ Verein zur Erhaltung der Volkstrachten im Gutach- und Kinzigthal, Wolfach im Bad. Schwarzwald, Nolten Verlag Karlsruhe). In heimischen Räumen folgten neben vielen Trachtenfesten in Städten und Dörfern auf Hansjakobs Vorschlag 1899 mit überregionalem Charakter Haslach und später Wolfach im Jahre 1912. Die Fest-

schriften „Das Trachtenfest zu Haslach/Kinzigal am 4. Juni 1899“ (Poppen u. Sohn Freiburg) „Dargestellt von Karl Gageur, I. Staatsanwalt in Konstanz“ und „Das Trachtenfest in Wolfach am 3. Oktober 1912“ (Druck von August Sandfuchs in Wolfach) „Dargestellt von Julius Helbing, Gr. Oberamtsrichter in Wolfach“ sind als historische Dokumente geradezu Fundgruben zu Geist und Mentalität jener Zeit mit den Bemühungen um die Erhaltung der Trachten, die Einbindung Hansjakobs, Hasemann und Liebichs in die Festkomitees und die Festprogramme mit eingeschlossen.

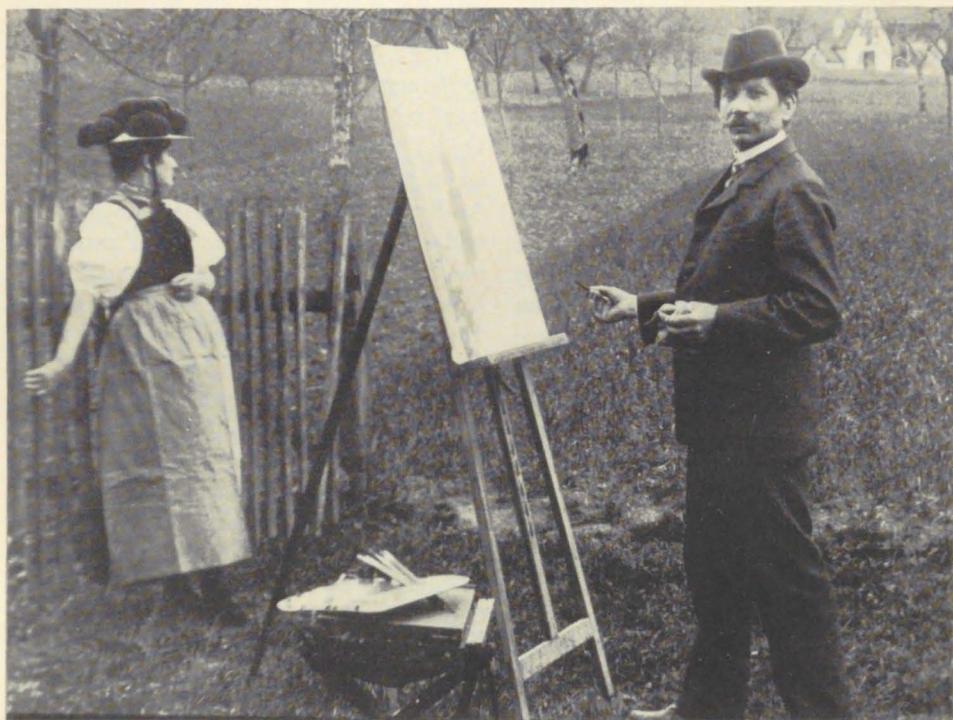
Man mag das heute alles werten wie man will, diese Demonstrationen waren inhaltlich und äußerlich ein Spektakulum ohne faden

Nach- oder Beigeschmack für die Teilnehmer und das Publikum.

Sie haben ihre Anzugskraft bis heute nicht verloren. Es fehlte auch damals nicht an manch kritischem Wort. u. a. durch den Gutacher Dekan Nuzinger, ob das alles der richtige Weg zu den erklärten Zielen sei. Den Elan der Initiatoren hat es jedoch nicht gebremst, und alle Beteiligten haben sich daran erfreut.

VI. Hansjakob Portraits — Das Gemälde Hasemanns —

Hansjakob wurde schon zu Lebzeiten häufig gemalt und fotografiert, farbig und schwarz-



Wilhelm Hasemann malt eine Gutacherin in Tracht

weiß. Er verlangte exakte Wiedergabe und Ausführung der Bilder nach eigener Vorstellung, hörte aber auch auf den Rat anderer, die er selbst als Kenner seiner Person oder Meister des Portraits schätzte. Er wollte sich im Bild genau so, wie er sich äußerlich typisch gab und selbst seinem Wesen nach sah. Dabei war er bei allem Lob eigener Bescheidenheit und ihrer bewußten Pflege in gewissem Sinne auch eitel, wünschte aber keinesfalls, daß er dafür galt; jedenfalls vermied er, wo er konnte, solchen Verdacht.

Einblick gibt hierzu die Korrespondenz zur Entstehung seines wohl bekanntesten Portraits samt Kopie, des Ölgemäldes von Hase- mann, das auch in der „Hansjakobserie“ von dessen Künstlerpostkarten als die Nr. 1 enthalten ist. Es hat, wie ein Portrait von Ruf, später offenkundig manch anderem Maler als Beispiel und Vorbild gedient.

„Freiburg, 15. Mai 1907

Verehrter Herr Professor!

Ich habe am letzten Sonntag gepredigt und das hat mich derart mitgenommen, daß ich kaum mehr gehen, noch viel weniger reisen kann. Von Herrn Kooperater Kreutz erfahre ich, daß das Portrait jetzt ganz gut sei. Ich möchte aber doch bitten es noch in ihrem Atelier zu lassen, bis ich es mit Herrn Trunz selbst gesehen habe. Ich würde dann eventuell gleich eine Kopie bestellen. Ich möchte nur noch um eines bitten, was ich das letztmal vergessen habe. Der Hut hat oben, wie auch auf der Rufschen Photographie eine kleine Delle (Vertiefung) solche Verbuckungen des Filzes passen für junge Leute, aber nicht für einen alten Pfarrer. Ich bitte deshalb die Vertiefung zu entfernen und den Hut ganz gleichmäßig zu machen.

An einem Cylinderhut würde man so etwas gar nicht stehen lassen können.

Ich denke mir, daß Sie das gute Wetter in Hofstetten recht benutzt haben werden. Ich hoffe

sicher in den letzten Tagen dieses Monats noch kommen zu können.

Mit freundlichen Grüßen auch Ihrer Frau
Hansjakob“

Ende Juni folgte ohne Hinweis auf den zuvor angesagten Besuch folgendes Schreiben:

Freiburg, 25. Juni 1907

Verehrter Herr Professor!

Das Bild ist heute gut angekommen und hat meinen vollen Beifall. Das Honorar werde ich Ihnen in gewünschter Höhe im Laufe der nächsten 8 Tage zukommen lassen. Aber daß Sie mir zumuten, es, nachdem ich es definitiv aufgehängt habe, sofort wieder abzunehmen u. nach Villingen zu schicken ist zuviel verlangt. Hätten Sie es nicht hierhergeschickt, so hätte ich mich noch eher dazu verstanden, als jetzt, wo ich alle Bilder anders gehängt habe. Sie wissen ich bin ein alter Mann u. kann mich von einem Bilde, das einmal in meinem Zimmer hängt nicht für Monate trennen. Dagegen will ich, obwohl es ganz gegen mein Empfinden, Ihnen gestatten, das Portrait auszustellen, aber sehr ungern. Ich habe es noch nie jemanden erlaubt, weil ich solche Dinge nicht leiden kann. Und nachdem ich es Ihnen gestatte muß ich es auch Herrn Liebich, dem ich schon abgesagt, erlauben, aber ich wiederhole, ich tue es höchst ungern, weil es viele Leute gibt, die es einem als Selbstverherrlichung auslegen. Als Landschaftler sind Sie bekannt und wenn Sie sich als Portraitmaler in Villingen empfehlen wollen, so genügt es. Sagen Sie es aber jedermann, der fragt, daß das Ausstellen gegen meinen Wunsch und gegen meinen Willen geschehen ist.

Mit freundlichem Gruß
Hansjakob.

Diese beiden Briefe wurden offensichtlich von ihm diktiert und tragen nur seine Unterschrift. Ein anderes Schriftbild und ihre flü-

sige Wiedergabe sprechen dafür. Von Bedeutung daran sind jedoch die geschilderten Dinge, die speziellen und generellen Einblick in sein Wesen und in sein Verhältnis zum Bild gewähren. Der „Bildernarr“, als der er sich andernorts selbst beschreibt, tritt darin voll zutage, aber ebenso die Bereitschaft, anderen einen großen Gefallen zu tun. Damit war dieses Thema jedoch keineswegs erledigt.

Auf einer Visitenkarte ist, ganz Hansjakob, ohne jedes Datum weiter zu lesen:

„Haben Sie mein Bild in Villingen auch versichert? Hofphotograph Ruf, ein alter Praktiker, hat das Bild in Villingen gesehen u. meint, der Mund ‚pfeife‘ immer noch ein wenig, weil er nicht breit genug sei. Da es in Ihrem u. in m. Interesse liegt, das Bild möglichst vollkōmen zu haben, so will ich, sobald das Bild wieder in Ihrem Atelier ist, nochmals mit Ruf kommen, damit Sie dañ den Mund nochmals in die Kur nehmen.

*Mit fr. Grüßen
H.“*

Der Hinweis von Hansjakob auf Liebich in einem dieser Schreiben dürfte mit seinem Portrait in Federzeichnung zusammenhängen, das später ebenfalls sehr bekannt wurde und u. a. in der Volksausgabe seiner „Ausgewählten Schriften“ (Band I), der Biographie von Dr. Joh. Karl Kempf (1917) und der Neuauflage der Stadt Haslach von „Der Steinerne Mann von Hasle“ (1981) jeweils als Titelbild erschienen ist.

Eine spätere Bleistiftzeichnung mit Cereviskappchen von 1909 lehnte er ab wegen seiner „Nas“. Sein Zinken war ihm zu groß und nicht schön genug. Liebich war zu künstlerischen Zugeständnissen aus Gefälligkeit nicht bereit, und so erschien dieses Bild erst lange nach dem Tode Hansjakobs u. a. durch Kurt Klein in „Heinrich Hansjakob, Ein Leben für das Volk“ (S. 161) im Morstadt-Verlag,

Kehl 1977 und in der Neuauflage der Stadt Haslach von „Der Leutnant von Hasle“ als Titelbild (1978).

Die eingangs erwähnte Kopie des Bildes von Hasemann gelangte erst im Spätherbst zur Fertigung. Hansjakob schreibt ihm am „28. XI. 1907“ an den

Verehrten Herrn Professor!

Wie ich höre ist die Kopie vortrefflich gelungen u. wäre nur eine Kleinigkeit am Mund u. an der Nase zu ändern. Sie werden gefunden haben, daß Ruf, der seit 50 Jahren sich nur mit den Gesichtern der Menschen beschäftigt, etwas versteht, ohne ein Künstler zu sein.

Auch darin tat er recht, als er Sie bat, nicht so modern auch das Bild zu malen. Sie wissen, ich bin kein Freund des Neumodischen und Unnatürlichen. Und nun eine Frage: Könnten Sie das I. Bild, das in Villingen ausgestellt war, nach dem zweiten verbessern bzw. übermalen, wo nöthig? Ich glaube wohl.

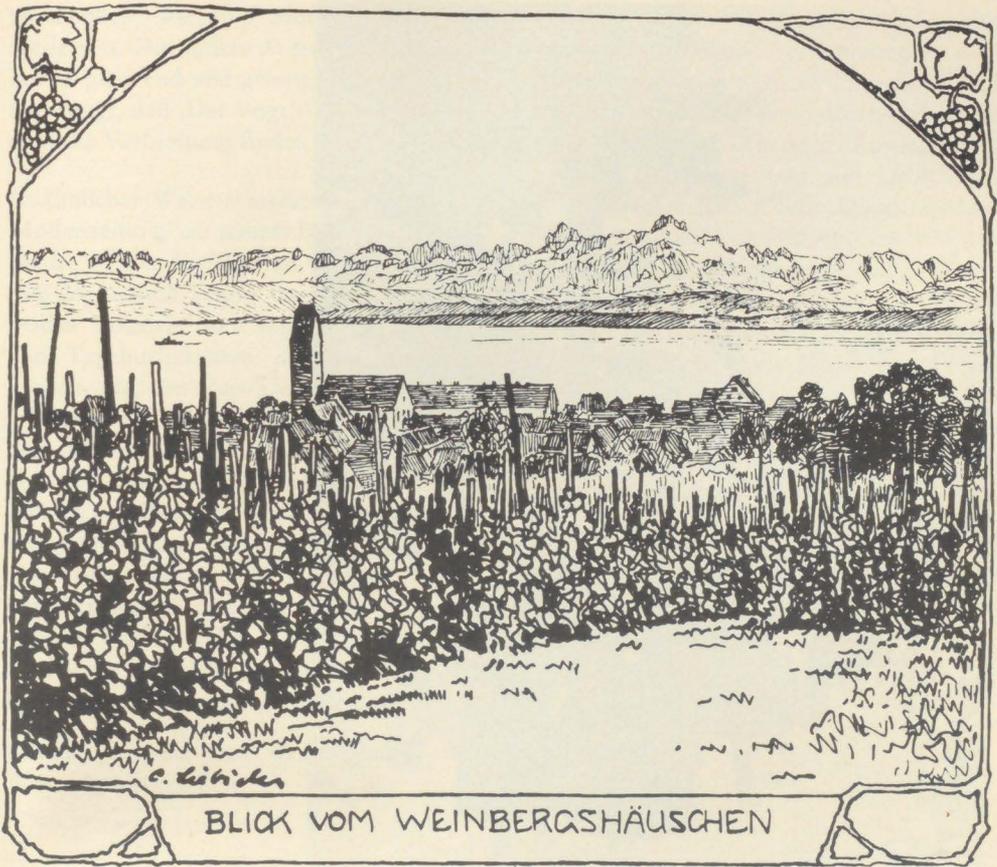
*Mit besten Grüßen
Hansjakob*

Ich glaube, weñ Sie öfters Porträte zu malen hätten, Sie würden auch darin Großes leisten. Bitte auch in die obere Ecke zu schreiben

Pfarrer Hansjakob

1907“

Möglicherweise bestand zeitweilig auch ein Plan zu einem Bild „ohne Hut“. Ein Schreiben vom 10. Juni 1907 läßt nicht ganz klar erkennen, ob es sich um die stufenweise Entstehung der Kopie mit Hut oder ein eigenes anderes Gemälde handeln sollte. Hansjakob nimmt zunächst Bezug auf das fertige Portrait und die Skizze für eine Kopie und fährt dann fort: „Wenn Sie dann einmal bei schlechtem Wetter, da sie jetzt meinen Kopf gut im Gedächtnis haben, anfangen das Bild ohne Hut zu machen, so bitte ich zum Ent-



Hagnau am Bodensee, Illustration von Curt Liebich zu Hansjakobs „Schneeballen“, 3. Reihe

wurf die beiliegende viel bessere Photographie zu benutzen!

Wenn derselbe dann gemacht ist, sitze ich Ihnen dann noch einen oder zwei Tage.“

Wie dem auch sei, die Briefe, ob zur Illustration seiner Bücher oder zu seinen Portraits, sind in ihrer unmittelbaren Aussagekraft eine wahre Fundgrube zur Person und Persönlichkeit Hansjakobs, zu seinem Verhältnis zum Bild und in ihrem Charakter seinen Büchern gleich. Er hatte eine Fähigkeit zum Malen und Kombinieren von Bildern in Worten wie „seine“ Maler die ihre zum Er-

zählen und Beschreiben in Bildern mit dem Pinsel, der Feder und dem Zeichenstift.

Man kann wohl ganz generell sagen, daß bei aller Zeitbezogenheit und Seelenverwandtschaft, die mit zu erkennen sind, keiner von ihnen nur in ein bestimmtes Schema eines „Ismus“ der Malerei oder der Literatur dieser oder jener Art paßt. Jeder hat nach Typus und Charakter seinen eigenständigen und unverwechselbaren Stil. Ihre Werke sind zeitbezogen und zeitlos zugleich.

Ohne sonstigen Versuch einer allgemeinen Wertung und Einordnung des literarischen



*Hochzeitszug des reichen Hermesbur,
Illustration von
Wilhelm Hasemann
zu Hansjakobs „Der
Vogt auf Mühlstein“*

oder künstlerischen Ranges ihrer Werke, ist rückblickend zu sagen, daß ihn die zeitgenössische Kritik überwiegend gleich oder vergleichbar gesehen hat. Dazu einige typische Beispiele, zunächst die „Deutsche Revue“ Stuttgart im Febr. 1896 zum „Vogt auf Mühlstein“.

„Der Verfasser gilt als einer der besten Kenner des Schwarzwaldes und seiner Bewohner und er bietet in dieser Erzählung geradezu eine Perle, die wohl wert war, daß die Ver-

lagsbuchhandlung sie in ein so schönes Gewand hüllte. Daß die Illustrationen meisterhaft sind, bedarf bei dem Namen Hasemann keiner weiteren Versicherung, ist doch dieser Künstler der Schwarzwaldmaler par excellence, dessen Stift gleichwertig wie Hansjakobs Feder ist.“

Und das „Universum“, Dresden, urteilte 1896 in Heft 11:

„... Wir wollen nur noch erwähnen, daß die Illustrationen sich dem Text von Hansjakob

anschließen, wie eine Musik einem guten Liedertext. Die äußere Ausstattung des Werkes ist glänzend und gelungen, und wir sind überzeugt, daß ‚Der Vogt auf Mühlstein‘ die weiteste Verbreitung finden wird.“

In ähnlicher Weise schreibt die „Allgemeine Modenzeitung“ zu seinem Buch „In der Karthause“: „Wer die früheren Werke von Heinrich Hansjakob kennt, der wird gewiß mit beiden Händen nach seinem neuen Bande von Tagebuchblättern ‚In der Karthause‘ greifen, die, von Curt Liebichs Meisterhand mit vielen zierlichen und zart wirkenden Bildern geschmückt, Adolf Bonz u. Comp. uns ebenfalls vorlegen. Und schließlich ist über Liebich’sen „Badische Malerei im neunzehnten Jahrhundert“ von Jos. Aug. Behringer (Karlsruhe, Leipzig 1913 S. 171) im Hinblick auf Hansjakob u. a. zu lesen, daß „der Schwarzwald in ihm seinen vollwertigen Schilderer, die Schwarzwaldliteratur ihren kongenialen Illustrator gefunden hat“.

Soweit Beispiele aus Betrachtungen und Wertungen jener Zeit.

VII. Schlußbemerkungen — Hansjakobs, Hasemanns und Liebichs Botschaft heute

Hansjakob, Hasemann und Liebich haben in einer Zeit großer sozialer, wirtschaftlicher, technischer und gesellschaftlicher Umwälzungen gewirkt und gelebt und sie auch bewußt mit allen positiven und negativen Begleiterscheinungen erlebt; in vielem eine Parallele zu unserer heutigen Zeit. Das macht sie mit ihrem Streben und Wirken für die Gegenwart erneut so aktuell, und mit aus diesem Grunde erleben sie heute mit der Neuauflage und Reproduktion ihrer Werke geradezu eine Renaissance; übrigens nicht nur mit Büchern von Hansjakob durch die Stadt

Haslach und den Waldkircher Verlag mit den Originalen der „Reiseerinnerungen“ sondern auch anderwo (u. a. Hasemann mit dem „Lorle“ in Auerbachs Dorfgeschichten „Immensee“, von Theodor Storm, „Der Schwarzwald“ von Jensen und Liebich aus dessen Jugendbüchern mit „Durch Urwald und Wüstensand“ von Wörishöffer, von den vielen Einzeldarstellungen aus dem „Volksleben des Schwarzwaldes“ in Zeitungen, Zeitschriften und Kalendern ganz zu schweigen). Die Nostalgie von heute hat im Grunde viel tiefere Wurzeln, als manche infantile und oberflächliche Kritik gemeinhin festzustellen glaubt. Das war damals genauso wie in der Gegenwart.

Hansjakob und „seine“ Maler sahen viel Schönes und Erhaltenswertes, vor allem im Kinzig- und Gutachtal, bedroht und schwin-



Werbemarke zur Kunstausstellung

den; deshalb haben sie alles festgehalten was (noch) vorhanden war und um die Erhaltung einer lebenswerten Welt in allem, was aus Natur und Kultur daraus noch möglich erschien, auch gekämpft.

Glaube, Natur und Kultur waren jedem von ihnen auf seine Weise ein umfassender Auftrag, nicht nur Gegenstand einer zeitbezogenen, verbalen und malerischen Reflektion in Wort und Bild. Es ging ihnen nicht um eine bloße Konservierung des Vorhandenen im einseitig verklärten Rückblick auf das Überkommene, sondern die Wahrung von lebensfähiger Substanz aus einem einmaligen Dreiklang von Mensch, Natur und Kultur, vor allem in ihrem heimischen Raum.

Die Menschen sind im Grunde heute genau wie damals auf der Suche nach ihrer eigenen Identität, nach bleibenden unverrückbaren Werten innerlich und äußerlich, egal ob es sich dabei um eine eigenständige Lebensweise als Ganzes oder einzelne Sektoren wie die Wahrung der Sprache, die Art des Wohnens, die Arbeit, die religiösen Überzeugungen oder die Umwelt dreht. Ihnen dabei, vor allem im ländlichen Raum auf vielen Wegen zu helfen, ihnen durch Glaube und Kunst Lebensfreude zu schenken, sahen sie als ihre wesentlichen Aufgaben an; ein Ziel, das seinen Wert auch heute noch hat und für die Zukunft behält, selbst wenn dabei manches nicht wie erhofft gelungen ist oder gelingt.

Das Leben eines Schwarzwälder Hausierers.¹⁾

Aus: Der Kynast.

Ostdeutsche Monatsschrift für Volkstum und Kunst, herausgegeben von
Ernst Wachler.

Erster Jahrgang. Heft 5. Oppeln (Februar) 1899.

[Abgesandt am 16. Dez. 1898.]

Was Hansjakob zum Volksschriftsteller macht, das ist seine Gabe, mit dem Volk zu denken und zu fühlen. Viele gehen aus dem Volk hervor, wenige bleiben in so innigem Zusammenhang mit ihm, daß ihr Herzschlag eins ist mit dem seinen. Manche schreiben für das Volk und wissen wenig davon, manche kennen das Volk und schreiben darüber für die Gebildeten. Hansjakob schreibt selbstverständlich für beide; denn das Volk findet in seiner Schrift seine eigenen Gestalten und Gedanken wieder ohne Aufputz und Verzerrung, und die anderen weht aus ihnen die Luft des Dorfes, des Ackers, der Landstraße und des Waldes so echt an, daß sie sich mitten in den Schwarzwald hineinversetzt fühlen. So wenig aber der Kinzigtäler Bauer und Kleinbürger immer nur die reine Luft der Berge atmet, sondern in niedrigen Gemächern hart arbeitet und in rauchigen Wirtsstuben schreit und schilt, so wenig bekommen wir bei Hansjakob nur „Dorfgeschichten“ zu hören. Darin liegt gerade seine Originalität, daß er, wenn auch Stadtpfarrer, selbst ein Bauer ist, der leidenschaftlich gegen alles ankämpft, was dem kleinen Mann des Dorfes und der Kleinstadt weh tut. Er mag sich eine noch so schöne Geschichte ausgedacht haben, wenn er z. B. auf die Bureaukratie zu reden kommt, verläßt ihn alle Sammlung, und er nimmt den Faden erst wieder auf, nachdem er sich gehörig ausgesprochen hat. Es ist ein merkwürdiger Kontrast zwischen dem tiefen Gemüt, das die feinsten Töne für die Schilderung alter Weiber und hart arbeitender Kinder, geiziger Bauern, unternehmerischer Landkrämer oder treuer Hausknechte findet, und der politischen oder sozialpolitischen Entrüstung, die dazwischen in derben Worten sich Luft macht. Ein norddeutscher Kritiker hat ihn deswegen einen Hetzkaplan genannt. Nicht ist falscher als das. Hansjakob gehört keiner Partei an; seine Neigung zum Politisieren steckt im Blut, und was er sagt, das ist tief empfunden.

In dem vorliegenden Büchlein mag manches hinzugedichtet sein, im Kern ist es ein treues Bild aus dem Schwarzwälder Volksleben. Die Einkleidung gefällt vielleicht manchem besser als mir: Eine alte Hausiererkiste, die der Großvater über Berg und Tal getragen, erzählt dem Enkel ihr Leben vom Fallbach zu Triberg an, wo die Tanne stand, aus deren Brettern sie gezimmert ward, bis zur ehrenvollen Ruhezeit, die ihr im Pfarrhaus zu Freiburg beschieden ist. Ein Jahrhundert zieht an uns vorüber, gesehen wie durch das kleine Fensterchen eines alten Schwarzwälder Bauernhauses, eng umrahmt, einförmig im Grund, mannigfaltig nur, soweit das Auge in wechselnden Stimmungen das kleine Stückchen Welt bald heiter und bald trüb widerspiegelt. Im Grund sind es aneinandergereihte Bilder, die der durch harte Arbeit in Krieg und Not aufwärtsführende Lebensweg des Hausierers Xaveri verbindet. Das Hausieren, dieses echt schwarzwälderische Gewerbe, wird uns mit allen seinen Lasten und Freuden beschrieben. Wir sehen [274] die jungen Burschen als Uhrenknechte hinausziehen, einen Pack Uhren auf dem Rücken, je eine unter dem Arm, und ihre Wege machen, bis sie als Uh-

renhändler zurückkehren, die in irgend einer fernen Stadt eine Niederlage errichten, von wo aus sie dann selbst mit ihrem Knecht das Land durchziehen. Wir vernehmen von den Glasträgern, die man von den Ländern, die sie mit Vorliebe aufsuchten, Elsißträger und Schweizerträger nannte. Die verarmte Witwe zieht einen Karren mit Obst, Zwiebeln und Sämereien, so wie sie als Mädchen mit Pfeifen und Spulen hausiert hatte. Ihr Sohn wandert mit der Kiste, die mit Waren auf Kredit gefüllt ist, und ohne einen Heller Geld in die Welt hinaus. Seine Faden und seine Knöpfe, seine eisernen Löffel, Erzeugnis der einst berühmten Triberger Löffelschmiede, seine Kämmе, Wachsstöcke, Heiligenbilder usw. setzte er ab und neue Sendungen immer rascher nacheinander. Auf seinem ersten Ausmarsch begegnet er einem alten Welschland-Hausierer, der ihm bewährte Regeln für das Auftreten eines rechten Hausierers gibt: Er darf kein „verschrockener“, aber auch kein frecher Mann sein, er muß ein höflicher, aber kein kriechender sein. Er muß seine Sachen bescheiden antragen, sich den Leuten nicht aufdrängen und stets bedenken, daß in den meisten Häusern die Weiber das Regiment führen und deshalb diesen ein wenig schmeicheln. Er darf nicht ungehalten werden, wenn er nichts verkauft, und muß in diesen Fällen stets von dannen gehen mit den Worten: „Behüt euch Gott! Bleibt gesund zusammen, bis ich wieder komm. Vielleicht kauft ihr mir dann was ab.“ Wo der Hausierer auf einsamen Gehöften übernachtet um Gotteswillen, da muß er etwas zu erzählen wissen, wenn der Abend kommt und die Leute um den Tisch oder auf der Ofenbank sitzen. Dem jungen Hausierer gelingt es. Er geht mit der Zeit vorwärts. Wie Rauchen und Schnupfen um sich greifen, legt er seinen Waren „Tabakspäckle“, Pfeifen und Schnupftabaksdosen zu, Kalender fügt er bei, da diese in Aufnahme kommen, an Feiertagen schlägt er einen Krämerstand bei der Wallfahrtskapelle zu Triberg auf; dann steigt er vom armen hohen Schwarzwald ins reiche Kinzigtal hinab, er hilft in seiner Weise das Aufkommen der Strohflechtereie fördern, die der Obervogt Huber, dankbaren Andenkens, eingeführt hat. Wie er, der geweckte Alemanne, seine Tätigkeit in das Gedeihen und den Niedergang, in den Wandel des Geschmacks, in die sozialen und politischen Änderungen hineinwebt, ist fast wunderbar zu sehen und doch so einleuchtend und lebensstreu. Der wiedergekehrte Friede brachte große Wandlungen in den entlegenen Schwarzwaldtälern hervor. Es zeigten sich die ersten Zeichen eines regeren Verkehrs, der langsam weitere Kreise zog. Unser alter Hausierer läßt sich in Haslach nieder, tritt mit Mannheimer Kaufhäusern in Verbindung und versieht die in Gebirgsdörfern entstehenden Anfänge von Kramläden mit den ihm wohlbekanntesten nötigsten Waren. Er ist der Kalenderlieferant für sein Gebiet; aber schon bezieht er eine Mannheimer Zeitung, das Badische Magazin, von dessen tiefem politischen Schlummer mitten in den Stürmen von 1812 bis 1815 eine ergötzliche Schilderung entworfen wird. Aber noch ist der alte Hausierer der einzige Empfänger des kleinen Wochenblättchens, dessen Inhalt er abends auf der langen Bank vor dem Hause den Nachbarn erzählt. Noch kümmert sich kein Handwerker und kein Bauer um das, was 30 Jahre später ein solches Kinzigtalstädtchen wie Haslach zu unterst kehren sollte. Auch der Xaveri selbst ist mehr mit dem Gedeihen des großen Gartens beschäftigt, den er draußen vor dem Städtlein gekauft hat, als mit der Verfassung des jungen Pflänzchens, das die Herren in Karlsruhe damals gerade [275] gesetzt hatten. So lebte er die stillen zwei Jahrzehnte nach dem Ende des großen Krieges als einer von den Vielen, die nach fünfundzwanzig Jahren voll Krieg und Kriegsfurcht nichts als Ruhe wollten. Als nach dem heißen Sommer von 1834 sich jedermann des gesegneten Herbstes freute, legte sich der Wälder-Xaveri zur ewigen Ruhe. Als Leichenwächter fungierten sein Schwager, der Fuhrmann Xaver Wöflle, und der Fuhrmann Krämer, nach seinem Wohnsitz am Stadtbach der Bachsepp genannt. Beide hatten dem Toten stets Waren geholt und verführt, aber beide saßen tränenlos, wie es wetterharten Fuhrleuten geziemt, in der unteren Stube und rauchten und

tranken. Von Zeit zu Zeit nahm einer ein Licht und ging hinauf zu dem Toten. Dann rauchten und tranken und redeten sie weiter miteinander. Sie lobten den Hingeschiedenen und seine Werke und bedauerten, daß er so frühe habe sterben müssen. „Er hat zu viel geschafft und zu wenig Schoppen getrunken“, meinte der Bachsepp, der von Hasle nach Konstanz fuhr. „Ich wär schon lang nimmer da bei dem Leben auf der Landstraß in Wetter und Wind, wenn ich nicht bei jedem Wirtshaus einen Schoppen nähme“. Und Beifall gab ihm der Wölfle. Über Tod und Vergänglichkeit redeten sie nichts und auch nicht von ihrem eigenen Sterben. —

Es steht in diesen Erinnerungen ein älteres Geschlecht vor uns auf, das ein einfacheres, mühseliges Geschlecht gewesen ist. Hansjakob vermag es kraft eines wunderbar plastischen Erinnerungsvermögens mit einer solchen Menge von Einzelzügen auszustatten, daß es vor uns lebt; und er, der Haslacher Kleinbürgersohn, durchblickt die Seele dieser Leute aus der Wende des Jahrhunderts so scharf, daß er uns auch in glaubhafter Weise zu berichten vermag, wofür sie zu leben geglaubt haben. Daß er, der herzenskundige Geistliche, freilich noch viel tiefer sieht und über die Nichtigkeit dieses und alles menschlichen Lebens und Treibens sich nicht täuscht, das trägt wie ein tiefer, dunkler Hintergrund zu der Wirkung seiner bunten und lebendigen Zeichnung einfacher Zustände und Gemüter bei.

Leipzig

Fr. Ratzel.

¹⁾ Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin von H. Hansjakob, illustriert von W. Hasemann, Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co. 1898.

Der Aufsatz wurde uns vermittelt durch Herrn H. J. Oeschger, Freiburg

Was im Auge zu behalten ist:

Postmoderne — Architektur und Heimat

Denkmalpflegerisches und postmodernes Bauen

Historische Bauten stehen zur Zeit hoch in der allgemeinen Gunst. Denkmalpflegerische Aktivitäten bilden die eine Hälfte eines Baugeschehens, dessen andere das postmoderne Bauen darstellt. Hier wie dort ist Geschichte, ist der historische Formenapparat Zielpunkt der gestalterischen Bemühungen: Erhalt oder Wiederkehr der im Baudenkmal gespeicherten Botschaften im einen, Anknüpfen an deren Bedeutung im anderen Fall. Innerhalb weniger Jahre haben beide Seiten sich einander bis zur Austauschbarkeit angenähert, und es fällt zunehmend schwerer, Gegenwartsarchitektur von überkommener zu unterscheiden: Im Zeichen der Postmoderne sind Neu- und Altbau, Denkmal und zeitgenössische Architektur Dioskuren geworden. Beider Wahlverwandtschaft hat zu heftigen Auseinandersetzungen über Sinn und Unsinn solchen Bauens geführt. Zentraler Diskussionspunkt ist der Vorwurf des Neo-Historismus.

Jenseits dieser konträren Standpunkte gilt, daß nicht der Bruch, sondern der fugenlose Übergang in Geschichte gefragt ist; Architektur-Idylle wird gefordert, wo allein kontrastreiche Bau-Collagen der wechselvollen Geschichte eines Ortes gerecht werden könnten. Es bestätigt sich, was der Architekturkritiker Johannes Willms der postmodernen Bauwelt anlastet: Insgesamt läßt sich dieses neuerwachte Interesse an der Vergangenheit als das Symptom einer kulturpessimistischen Abkehr von dem vernunftgeleiteten Zivilisationsideal westlicher Aufklärung diagnostizieren . . . In der brüchig gewordenen Modernität unserer Tage und angesichts einer düster angestrichenen Zukunft verweist die kulturpessimistische Reaktion auf die Suche nach Heimat im gemutmaßten Lebensgefühl vergangener Epochen.

Bauen als kollektive Abwehrstrategie: Gebäude zu errichten heißt immer auch, eine Welt nach eigener Vorstellung zu schaffen. Die heute entstehende ist eine, die alle Gefährdung leugnet, jeden Hinweis auf die Risiken der Gegenwart vermeidet; eine (Bau-)Welt, in der sich unter dem Zeichen der Erinnerung nur die Glanzseiten von Geschichte und Gegenwart verschwistern. Das Baudenkmal fungiert darin als Gütesiegel und verliert dabei zusehends seine Identität: Altbauten jeglicher Art gehen aus den hektisch betriebenen Stadtverschönerungsaktionen als Abbilder ihrer selbst hervor, verlieren das, was ihren eigentlichen Wert als Erinnerungstück ausmacht — die Gebrauchsspuren, die Unregelmäßigkeiten späterer An- und Zubauten, die Stigmata insgesamt der Zeit, an denen sich Geschichte als vielgestaltiger und widersprüchlicher Vollzug gesellschaftlichen Lebens ablesen läßt.

Fortsetzung auf S. 156

Die Bildhauerin Ruth Hartweg-Karcher

Ludwig und Esther Vögely, Karlsruhe



Ruth Hartweg-Karcher bei der Arbeit

Frau Ruth Hartweg-Karcher studierte an der Académie des Beaux Arts in Straßburg und an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg. Sie lebt und wirkt in Baden-Baden, sich in heimischer Umgebung wohlfühlend. Trotz der Internationalität ihres Werkes braucht sie zum Schaffen heimatlichen Boden.

Freundlich empfangen von der Künstlerin betritt der Besucher das Atelier. Das Auge

muß sich erst zurechtfinden bei der Vielzahl der im Raume stehenden Plastiken. Erster Eindruck: Das sind Kleinplastiken, die auf den ersten Blick gefangennehmen und beeindrucken. Frau Hartweg-Karcher hilft bei der Gewinnung eines Urteils. Auf einem Stativ befindet sich eine drehbare Platte, auf der sie die Plastiken dem Beschauer darbietet. Sie geht dabei von der wichtigen Tatsache aus, daß der Raum und auch das einfallende

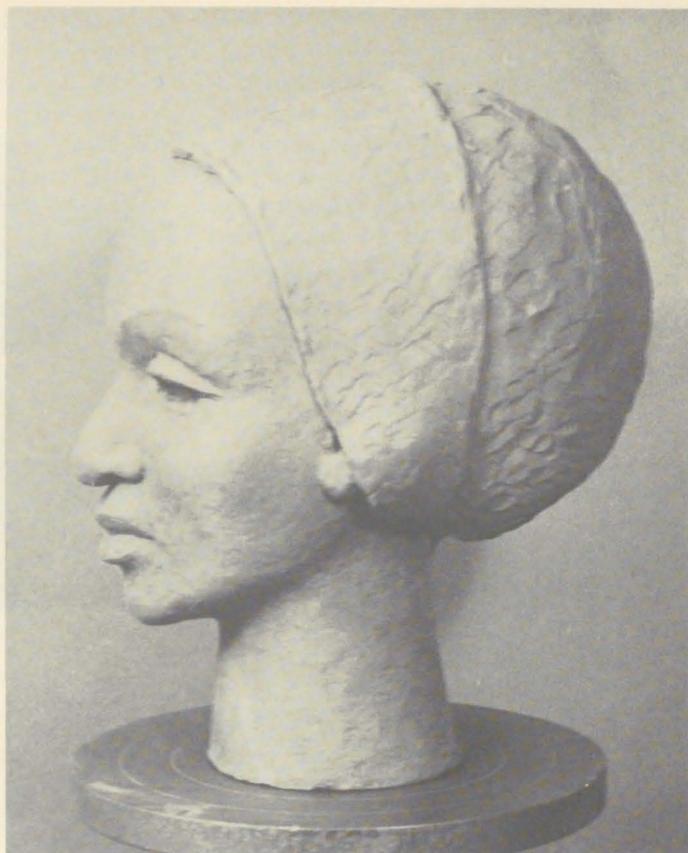


Verzweiflung

Licht bei einer Plastik mitwirken, daß die vollplastische Figur auf viele Ansichten rundherum berechnet ist. So gewinnt sie Leben aus den verschiedenen Seiten, die sie darbietet, durch Licht und Schatten, und so wird auch der geistige Duktus deutlich, der in der Arbeit steckt.

Die Reihe der so betrachteten Schöpfungen macht auch die Entwicklung deutlich, welche die Künstlerin genommen hat. Der Weg führt von der realistischen Darstellung hin zu den abstrahierten Arbeiten der letzten Jahre. Vom Ding zum Zeichen könnte man dies bei einem Maler nennen, vom realen Gegen-

stand zur Metapher, zum Bildgleichnis. Dies ist ein geistiger Prozeß, der bei der Künstlerin zu einer inneren Schau des Sujets führt, die auf alles Beiwerk verzichten kann. Sie gelangt so zu einem großen, einfachen Ausdruck seelischer Vorgänge, oder anders ausgedrückt, geistige Gehalte werden in eine abstrahierte Form gegossen. Frau Hartweg-Karcher gelingt die Umsetzung einer subjektiven Schau ins Gestalterische, das Resultat ist das Werk als geistige und seelische Leistung. Sie erreicht ein Höchstmaß an Ausdrucksmöglichkeit in der bildhauerischen Verwirklichung. Das bedingt andererseits bei



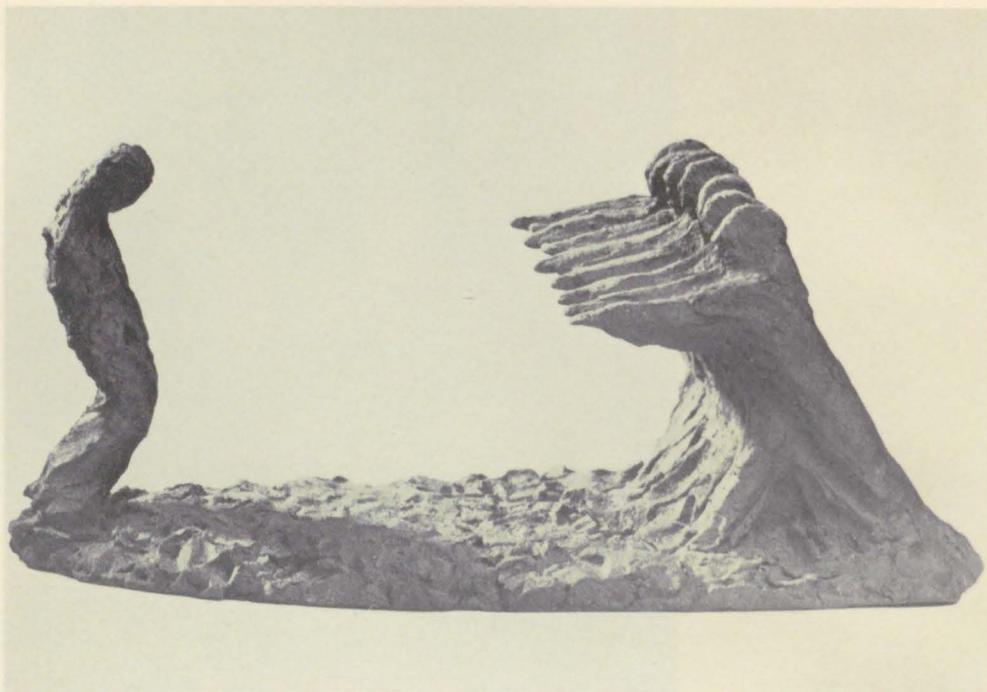
Die Gabunesin

Frau Hartweg-Karcher, daß sie das zu Gestaltende lange in sich trägt, innerlich verarbeiten und reifen läßt. Es ist „fertig“ schon bevor es die sensiblen Hände gestalten. Deshalb existieren von ihr wenig zeichnerische Entwürfe, sie benötigt diese nicht. Sie setzt auch kaum technische Hilfsmittel ein, ihre Hände allein sind es, die dem geistig Erdachten die verarbeitende Form verleihen.

Im Mittelpunkt des Schaffens von Frau Hartweg-Karcher steht der Mensch, ihr Werk wurzelt zutiefst im Menschlichen. Weit über das übliche Maß hinaus besitzt sie die Fähigkeit des Mit-Leidens. Sie steht ganz auf der

Seite der Notleidenden, der Bedrückten und Hilflosen, sie fühlt ganz intensiv Sorge, Leid und Ausgesetztsein vieler Menschen in unserer harten Zeit. Durch ihre Kunst kämpft sie gegen stumpfe Gleichgültigkeit, rüttelt auf und regt zum Nachdenken an. Und so entstehen Plastiken von großer Eindringlichkeit und Aussagekraft bei aller Vereinfachung der Gestaltung.

In die Gruppe dieser Arbeiten gehört der „Rufmord“. „Übers Niederträchtige niemand sich beklage, es ist das Mächtige, was man dir auch sage . . .“, dieses Goethewort findet hier seinen Ausdruck. Die Plastik wird zu ei-



Der Rufmord

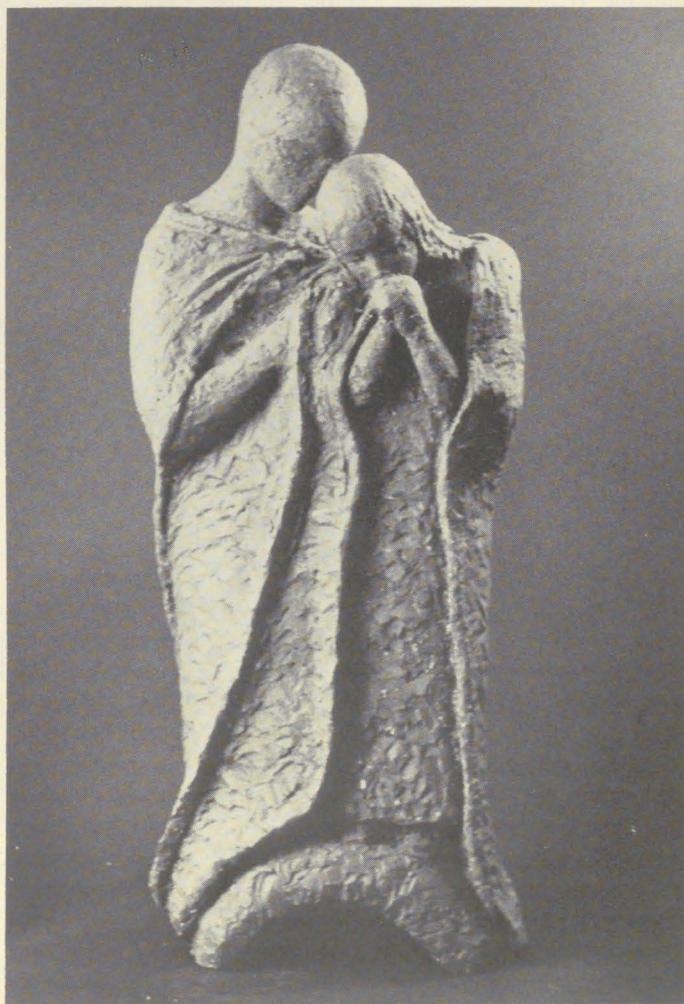
ner harten Anklage. Die Masse, die kritik- und bedenkenlose, gesichtslose (zu was bräuchte sie auch ein Gesicht?) rückt an, die Arme vorgestreckt wie Speere, besser, wie Gewehre, auf den einzelnen zielend. Und dieser steht da in der Gestalt eines wehrlosen Dulders, zusammensinkend. Ein erschütterndes Beispiel menschlicher Einsamkeit und Verlorenheit. In diese Reihe gehört auch die „*Verzweiflung*“. Da sitzt eine in sich zusammengesunkene Frauengestalt, den Kopf in die Hände stützend, und das darüberfallende Haar verdeckt das Gesicht. So sitzt sie im Dunkel, kein Hoffnungsstrahl ist sichtbar. Eine Plastik von großer Geschlossenheit und Formschönheit.

Andere Arbeiten könnten unter dem Thema der Plastik „*Zuwendung*“ oder „*Die Friedende*“ stehen. Auch hier wird das Leid des Menschen angesprochen, aber da ist Hoffnung. Diese Hoffnung auf Geborgenheit spricht nicht vergebens aus diesen Plastiken. In ihnen findet die tiefe Religiosität der Künstlerin ihren Ausdruck, die nicht im Nichts enden kann, sondern durch Zuwendung zum Mitmenschen zur Lebensbejahung führt.

Frau Hartweg-Karcher verfügt auch über eine gute Portion hintergründigen Humors und Ironie, welche sie die menschlichen

Schwächen köstlich karikieren läßt. Ironie kann eine tödliche Waffe sein, die von Frau Hartweg-Karcher ist es nicht. Sie ist nicht verletzend, erreicht aber durch das hohe Niveau der plastischen Darstellung große Wirkung. Als Beispiel sei der „Experte“ genannt. Dicht gedrängt steht Mensch an Mensch, einen Kreis bildend, um ihn. Die Figuren sind stark vereinfacht, gesichtslos, anonym. Aus

ihrer Mitte erhebt sich der Experte. Spiralförmig schraubt sich der Körper in die Höhe, wird mehr als doppelt so groß als die hingegen lauschende und zum ihm aufschauende Menge. Und auf der Spirale sitzt der Kopf des Experten, geschlossen die Augen, sendungsbewußt der Ausdruck. Der erhobene Zeigefinger unterstützt seine Erhabenheit. Sein Wort duldet keinen Wider-



Die Frierende

spruch, es ist Gesetz! Sprechen hier eigene Erfahrungen der Künstlerin? Herrlich auch die treffend modellierten „Kokette“ und der „Pharisäer“. Echten Humor zeigen die Plastiken „Im Thermalbad“ oder die „Neugierige am Schlüsselloch.“ Gewiß, man lächelt, und doch fühlt man sich in das Wollen der Plastiken einbezogen. Wer ist schon frei von Eitelkeit, Neugier und manchmal Besserwissererei!

Porträtplastiken verlangen das ganze Können eines Bildhauers, denn hier kommt es nicht nur auf die technischen Fähigkeiten und die Feinfühligkeit der Hände an. Einfühlungsvermögen und gestalterische Kraft müssen harmonieren. Er muß das Antlitz des Darzustellenden von außen und von innen erfassen, oder besser gesagt, körperlich und seelisch. Nur wenn er das vermag, wenn dieser geistige Prozeß gelingt, kann er dem Gesicht eines Menschen die gültige Form geben und ihm Leben verleihen. Hervorragendes Beispiel für das Können von Frau Hartweg-Karcher als Porträtplastikerin ist „Die Gabunesin“. Die junge Frau fiel der Künstlerin in den Straßen der Stadt inmitten anderer Landsmännchen auf. Es gelang Frau Hartweg-Karcher schließlich, die Mädchen ins Atelier zu bringen. Aber es kam zunächst nicht zum Porträt. Uralte Zaubervorstellungen und Tabus spielten mit, sogar die Angst vor der Familie im weit entfernten Daheim. Als sich die junge Frau dann später doch entschloß, Modell zu sitzen, kam sie allein. Und welch ein Porträt entstand! Wir sehen ein junges, feines, edles Gesicht und doch sehr alt, weil es ein Gesicht der Dritten Welt schlechthin ist, voller Ernst, beinahe voller Trauer, ein Gesicht von unübertrefflicher Aussagekraft. Es bleibt im Innern haften. Es nimmt nicht wunder, daß Frau Hartweg-Karcher viele Porträts für Erwachsene und Kinder im Auftrag geschaffen hat. Sie sind in Freiburg, Karlsruhe, Baden-Baden, Friedrichshafen, Düsseldorf, Wolfach, Gießen und schließlich in den USA zu finden.

Man kann im Rahmen eines solchen Aufsatzes das Werk der Künstlerin natürlich nicht voll ausschöpfen. Es wurde versucht, die große Bandbreite des Schaffens von Frau Hartweg-Karcher aufzuzeigen. Beinahe alle die besprochenen Plastiken sind aus Ton gefertigt. Früher hat Frau Hartweg-Karcher auch viel in Stein gearbeitet, bevorzugt aber jetzt den Ton, weil, wie sie bemerkt, es das sensibelste Material ist, zu dessen Bearbeitung man nur begrenzt Werkzeuge einzusetzen braucht. Es macht der Künstlerin Freude, Menschen im Umgang mit Ton anzuleiten, und deshalb gibt sie Kurse („Kreatives Formen“) an der Volkshochschule Baden-Baden. Sie ist darüber hinaus der Überzeugung, daß Ton ein therapeutisches Material ist, das mit seiner Formbarkeit viele Möglichkeiten bietet.

Frau Hartweg-Karcher ist eine Bildhauerin von internationalem Rang, die weit über die Grenzen unseres Landes hinaus Anerkennung gefunden hat. Größere Objekte, die sie geschaffen hat, sind z.B. Brunnen in der Stadtklinik Baden-Baden („Das Spuckerle“), in Wolfach, in Capo d'Orlando (Sizilien), eine Gartenfigur in Schwäbisch Hall, die Bonhoeffer-Plakette im Dietrich-Bonhoeffer-Saal in Baden-Baden oder das hervorragende Kreuzifix in Lichtenhagen bei Bad Pyrmont. Die Reihe der Ausstellungen, die sie beschickt hat, ist erstaunlich: Baden-Baden, Wolfach, Offenburg, Freiburg, Bad Schönborn, Haslach, Karlsruhe, Frankfurt, Schloß Ettlingen, Oberkirch, Thun (Schweiz), Straßburg, Zürich, Eglisau, Bozen, Wien, Genf, Biennale Gaborowo (Bulgarien), Bagdad!

Frau Hartweg-Karcher fand deshalb zu Recht Eingang in die Enzyklopädie „WHO'S WHO in the Arts and Literature“ (1982) und „WHO'S WHO in Western Europe“, Cambridge 1983. Eine hervorragende und doch so bescheidene, sympathische Künstlerin erhielt so die ihr gebührende Würdigung.



Der Kunstexperte

HEINRICH HANSJAKOB

Es goht e Ruef zue echter Menschlichkeit
Us dyne Gschichte vo de Wälderbure,
Si schaffe n in de steinig-dürre Fuhre,
Es git do obe numme magri Weid;

Mit Bäum un Hürscht verwachse, wüsse s Bscheid:
Het s gregelet, schiint d Sunne zwischedure,
Aisechti, urchig, echti Prachtsfigure!
Nie hän si schwer an ihrer Burdi trait;

Sie denke, wenn si d Sorg will abedrucke:
Jetz göh' mer dra, wie ringer zwingt me d Not!
Alt un verhutzlet werde si vom Bucke,

Kai Mensch het so n e härt, doch gsund schwarz Brot!
O gang, verzell üs all noh meh dervo,
Bis alles loost, — wie isch e Friide do.

Hubert Baum
In: „Alemanne-Wort“, 1966

Lust auf Küche? Die Küche im Wandel der letzten 200 Jahre

Eine Ausstellung im Badischen Landesmuseum im Schloß Bruchsal

Iris Baumgärtner, Helge Heinke-Nülle



„Suche das Glück nicht weit, es liegt in der Häuslichkeit“, dieser und ähnliche Sprüche zierten vor noch gar nicht langer Zeit so manche kleinbürgerliche Wohnküche. Heute werden diese Sprüche teils gestickt, teils auf Löffelbrettern emailliert als Relikt einer „heilen“ Welt, der Welt unserer Groß- und Urgroßeltern, auf Flohmärkten angeboten und

gerade von der jüngeren Generation mit Begeisterung gesammelt. Herausgelöst aus ihrem Kontext und ihrer ursprünglichen Funktion entfremdet sind diese für uns heute nostalgisch anmutenden Schmuckstücke dennoch Zeugnisse einer vergangenen Epoche. Zusammen mit anderem schön dekoriertem Küchengerät im Art Deco oder Jugendstil sind



„Die Helle Küche“, Weiße Jugendstilküche, Berlin 1908

sie Teil einer neuen Ausstellung, die das Badische Landesmuseum derzeit im Schloß Bruchsal veranstaltet.

Die volkskundliche Abteilung setzt damit die Reihe ihrer Ausstellungen mit einem völlig neuen Themenbereich: „Bürgerliches Wohnverhalten“ fort. Zu Beginn dieser Ausstellung dreht sich alles um die Küche, ist sie doch der zentrale Ort der Wohnung, an dem die elementarsten aller menschlichen Bedürfnisse, die Essenzubereitung und Nahrungsaufnahme stattfinden.

Kern der Ausstellung bildet die Gegenüberstellung einer bürgerlichen Küche von 1908 und der „Frankfurter“-Reformküche von 1927. Im Vergleich wird dem Besucher sehr

schnell klar, daß hier zwei völlig verschiedene Welten aufeinandertreffen:

Die eine, Symbol einer gutbürgerlichen Gesellschaft, verziert mit Jugendstildekor und allerhand Zierrat (wie die wunderschöne Gewürzetaigere mit Holländerdekor) stammt ehemals aus einem Berliner Haushalt. Aus heutiger Sicht eher unpraktisch war sie für damalige Zeiten dennoch fortschrittlich, denn sie ist weiß. Bis Ende des 19. Jhs. waren Möbel und Wände in gedeckten Farben gehalten, vor allem wegen der rußigen Niederschläge der Holz- und Kohlenfeuerung. Erst zu Beginn unseres Jahrhunderts, als die Küche in das Bewußtsein von Künstlern und Handwerkern, die mehr Hygiene und Le-



Puppenküche mit Jugendstildekoration in blau und weiß, um 1910

bensqualität in die Wohnung bringen wollten, rückte, erhielt die Küche ihren weißen Anstrich. Die sogenannte „helle Küche“ ist also erst eine Errungenschaft des 20. Jhs. In der Frauenliteratur um 1900 wurden auch weiße Möbel und Kacheln besonders gepriesen: „Daß man auf weiß jede Unreinheit sofort sieht, ist nur ein Vorzug, denn sie soll nirgends und am allerwenigsten in der Küche geduldet werden.“

Wenn man nun 20 Jahre später die Frankfurter Reformküche blau lakierte, dann ist das dennoch kein Rückschritt. Fliegen und anderes Küchenungeziefer meiden diese Farbe und bleiben so der Küche fern. Doch die eigentliche Besonderheit dieser ersten Einbau-

küche ist ihre rein funktionale Konzeption. Gerade in den 20er Jahren, als die deutschen Großstädte sich einem der schwierigsten Probleme, die Beseitigung der Wohnungsnot durch die Schaffung preisgünstigen Wohnraums gegenüber sah, schien der rationalisierte Siedlungsbau die einzige Lösung zu sein. Eine ganze Reihe dieser neuen Siedlungen entstand zwischen 1919 und 1931 am Stadtrand von Frankfurt. Die Planung lag in den Händen von Stadtbaurat Ernst May, dem ein Stab progressiver Architekten zur Seite stand. Um die Kosten möglichst niedrig zu halten, bemühte man sich um eine Typisierung und Normierung der einzelnen Bau- und Einrichtungsteile. Hierfür bot sich die



Reformküche der 30er Jahre

Küche besonders an. Die aus Wien stammende Architektin Grete Schütte-Lihotzky fand hierfür eine bahnbrechende Lösung: Sie bestand aus genormten Elementen, die entsprechend dem jeweiligen Grundriß angeordnet werden konnten. Die Schränke waren fest mit der Wand verbunden und brauchten daher keine eigene Rückwand.

Neben der kostengünstigen Herstellung beabsichtigte sie auch, die Arbeitsabläufe in der Küche möglichst rationell zu gestalten. Dem Ziel der Arbeitersparnis diente nicht nur die Anordnung von Arbeitstisch, Herd und Spüle auf engstem Raum, sondern auch konstruktive Details wie ein in die Arbeitsplatte eingeschobener Abfallsammler oder ein zur

Reinigung herausnehmbares Blech im Speiseschrank.

Die „Frankfurter Küche“, die bei einem Maximum an Technik und Rationalisierung mit einem Minimum an Raum auskam, wurde schon bald zu einem Symbol des neuen, „befreiten“ Wohnens, von dem Architekten und Stadtplaner der 20er Jahre träumten. Interessanterweise lehnte die damit angesprochene Zielgruppe, Arbeiter und sozial schwache Familien, die hauptsächlich von der Wohnungsnot Betroffenen, diese Laborküche ab. Sie verlangten nach der traditionellen Wohnküche, spielte sich doch das Familienleben rund um den Küchentisch ab. Diesen Forderungen entsprach die wieder konservative Reformküche der 30er Jahre, die den Küchenschrank und den Tisch in der Küche be-

ließ. Allerdings bedienten sich ihre Designer der fortschrittlichen Neuerungen der Einbauküche: Der Küchenschrank bekam jetzt eine glatte, pflegeleichte Front, eine kastige, nüchterne Form, die ihn innen sehr geräumig machte. Eingebaute Gewürzschütten ersetzten nun das Gewürzregal. Auf Schmuckformen wurde ganz verzichtet.

Diese Entwicklung der Küche innerhalb von knapp 30 Jahren kann der Ausstellungsbesucher auch bei den gezeigten Puppenküchen entdecken. Darüber hinaus sieht er sogar eine Küche aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit offener Herdstelle sowie Küchen der Gründerzeit bis hin zu den 50er Jahren unseres Jahrhunderts, alles en miniature. Aus der Not wurde hier eine Tugend gemacht: was aus Platzgründen im Großen



Puppenküche der 50er Jahre, im Stil der Reformküche der 30er Jahre

nicht zu leisten war, konnte so im Kleinen nachgeholt werden. Das Verblüffende für die meisten Besucher ist, die bestechende Ähnlichkeit mit den jeweils großen Vorbildern festzustellen. Es gibt kaum ein Küchengerät, sei es die Eismaschine, die Kaffeeröste oder das Butterschläggefäß, das nicht in der Puppenwelt zu finden wäre. Nur mit den Proportionen stimmt es manchmal nicht so

ganz, ist doch die Mandelmühle etwas größer geraten als der Küchentisch. Die Puppenwelt als Spiegel der Erwachsenenwelt ist natürlich kein Zufall. Das kleine Mädchen sollte dadurch bereits in früher Kindheit auf seine spätere Rolle als Hausfrau vorbereitet werden. Die Firmen, die Küchengeräte herstellten, lieferten meistens auch die kleine Ausfertigung für die Puppenmutter.



„Frankfurter Reformküche“ entworfen von der Wiener Architektin Schütte-Libotzky für die Frankfurter May-Siedlungen, 1927



Puppenküche im Einbausystem, 50er Jahre

Wenn bislang von der allgemeinen Entwicklung der Küche die Rede war, wie steht es dann um die Weiterentwicklung so wichtiger Teile wie Spüle und Herd? Mit welchen Materialien waren die Küchen ausgestattet?

Zu einer Küche vor hundert Jahren gehörte beispielsweise ein Fußboden aus Mettlacher Platten, Klinkern oder Terrazzo, wie es die Ausstellung ganz anschaulich zeigt. Linoleum und Holzboden wurden nur selten gebraucht, da sie schlecht zu pflegen waren und das Ungeziefer anzogen. In einer Ecke der Küche, an der Außenwand, war der Spülstein, Gossenstein oder Ausguß aufgemauert.

Eine Wasserleitung bis in die Wohnung war äußerst selten. In den Großstädten wurde erst in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts mit der Verlegung der Wasserleitungen begonnen. In den Wohnkasernen führten diese meist nur bis zum Zwischenstock im Treppenhaus und mußten von mehreren Familien benutzt werden. Das Wasser wurde mit Eimern geholt, die nur für diesen Zweck dienten und zugedeckt ihren festen Platz auf der Wasserbank in der Küche hatten. Zur Was-

serbank und zum Ausguß gehörte ein Spültisch auf dem die zwei Spülwannen standen und eventuell eine Spülbank auf die das gesäuberte Geschirr zum Abtropfen gestellt wurde. Beliebt waren auch Aufwaschtische bzw. Spülkommoden, die auch mit Arbeitsflächen dienen konnten. Zum Teil enthielten diese ein mit Blech ausgefülltes Spülbassin mit Abflußkrahnen und konnten nach dem Benutzen mit einem Holzdeckel geschlossen werden, oder wie das Beispiel aus den 30er Jahren in der Ausstellung zeigt, hingen die Becken in einer Schublade, die durch zurückschieben in der Kommode wieder verschwand.

Wissen wir nun welche Geschichte Ausguß und Spüle zu erzählen haben, kommt die Frage auf, wie wurde gespült? Was war der Ersatz für Spüli und Atta?

Sand, Seife, Soda war die Formel für Reinlichkeit unserer Ahnen. Der weiße Sand wurde zum Scheuern der Dielen und der hölzernen Geräte, zum Bestreuen der Treppenstufen und Dielen gebraucht. Seife benutzte man zum Waschen der Kleidung und für die Körperreinigung. Soda diente zur



Kaffeekannen aus Email mit Jugendstil und Art-Deco-Dekor

Glas- und Seifenfabrikation, zum Waschen der Wäsche, zur Entfernung von Flecken, zur Abstumpfung der Säuren in Lebensmitteln, zur Bereitung moussierender Getränke, zur besseren Auflösung des Kaffeepulvers beim Kaffeekochen, zum Weichkochen der Hülsenfrüchte. Zur praktischen Handhabung hob man diese Utensilien in einer Etage an Wasserbank oder Wasserbecken auf.

Im Vergleich zur Spüle ist die Entwicklung des Herdes sehr viel spektakulärer. Zu sehen sind sie, in recht malerischer Ambiente, in chronologischer Reihenfolge vom gemauerten Herd mit Rauchfang, in dem Würste und Schinken geräuchert wurden bis hin zum

kombinierten Elektro-Kohleherd und Gasherd. Es fehlen auch nicht die ersten, transportablen mit Chamottefütterung ausgekleideten gußeisernen Herde, die anfangs „Kochmaschine“ genannt wurden. Nicht vergessen wurden die Petroleumkocher, eine Nebenentwicklung, die bisweilen die Kochmaschine ersetzen.

Zum Abschluß sei noch auf die Vielzahl der Küchengeräte in der Ausstellung hingewiesen, denn was wäre eine Küche ohne sie. So läßt sich beispielsweise der Werdegang des Seihers, von der Ausführung in Keramik, über Metall, Email sowie umfunktionierten Wehrmachtshelmen aus dem 2. Weltkrieg bis

hin zum Kunststoffsieb heutiger Tage in einem „Seiherregen“ gut verpackt in einer Vitrine entdecken.

Einen Hinweis auf die Arbeit, die die Konservierung der Lebensmittel in der Zeit vor der örtlichen Versorgung durch die Krämer- oder Milchläden machte, ist die Buttervitrine. Abrahmschüssel, Butterfaß oder Treibkübel, Buttermodel oder Stempel, veranschaulichen die Arbeitsgänge der Butterherstellung.

Auch die Vitrine „Vom Messer zum Mixer“ zeigt sehr deutlich, wie sich die Küche vom handwerklichen Arbeitsplatz, der allerhand Hilfsmittel notwendig machte, zur „systema-

tisierten Laborküche“ mit multifunktionalen Geräten verwandelt hat.

Überhaupt läßt sich im Vitrinenbereich der Ausstellung manches Kleinod entdecken. Damit sind nicht nur die „Verkleinerungen“ aus den Puppenküchen, sondern auch solche Objekte, wie etwa der formschöne Büchsenöffner aus der Zeit um 1900 gemeint. Er hatte übrigens noch eine auswechselbare Klinge.

Die Ausstellung „Die Küche — Puppenwelt und Wirklichkeit“ ist täglich außer montags bis 31. Mai 1987 von 9—13 und 14—18 Uhr im Schloß Bruchsal zu sehen.



Kaffeeröste und Kaffeekanne aus Email in groß und klein

Attacken auf die Wirklichkeit der Denkmäler, nennt der Denkmalpfleger Georg Mösch solche Praktiken. Wir beobachten dabei, so schreibt er weiter, eine theoretische und materielle Reduktion des Denkmals auf oberflächliche Gestaltwerte . . . eine Gleichsetzung von Denkmalschutz mit ästhetischer Stadtbildpflege und . . . den häufigen Verzicht darauf, zu den materiellen Geschichts- und Zeitspuren in der gebauten Umwelt ein anderes als ein oberflächlich hedonistisches Verhältnis zu entwickeln.

Solch oberflächlich hedonistisches Verhältnis erscheint lediglich im ersten Moment als Kult der Zerstreung, dem sich eine sorglose Freizeit-Gesellschaft hingibt. Auf's Ganze gesehen entpuppt es sich als kollektiven Ängsten entsprungenes Selbsttäuschungsmanöver. Somit behält der eingangs zitierte Johannes Willms Recht mit seiner Voraussage, daß binnen kurzem . . . die Unwirklichkeit unserer Städte durch ihre historische Unwirklichkeit ersetzt sein wird.

Der Text stammt aus dem Buch *Dieter Bartetzkos „Verbaute Geschichte“ — Stadterneuerung vor der Katastrophe*; Sammlung Luchterhand 611, 1986

Ungelehrter Geißbub schrieb ein Stück Weltliteratur

Ulrich-Bräker-Ausstellung im Oberrheinischen Dichtermuseum Karlsruhe

Franz Josef Wehinger, Karlsruhe

„Diese Welt ist mir zu eng. Da schaff ich mir dann eine neue in meinem Kopf“. Ulrich Bräker

„Mein Schöpfer, Deine Ehr' allein, soll mir der Zweck im Schreiben sein“, mit diesem Demut, einfache Denkart und gläubige Ausrichtung bekundenden Zweizeiler hatte Ulrich Bräker auf der Buchdeckelinnenseite sein 1768 erschienenes erstes Oktavbändchen höheren Zielen zugeschrieben.

Diesem Ulrich Bräker, einer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in verschiedener Hinsicht ungewöhnlichen, originellen, beispielhaften Persönlichkeit, widmete das *Oberrheinische Dichtermuseum* in der Karlsruher Röntgenstraße seine erste Ausstellung 1987. Übersichtlich gestaltete Tafeln und geschickt aufbereitetes Material mit vielen Originalen (vor allem Büchern, aber auch einer Salzlecktasche eines Ziegenhirten) boten viele Einblicke in die Wege dieses bemerkenswerten Mannes.

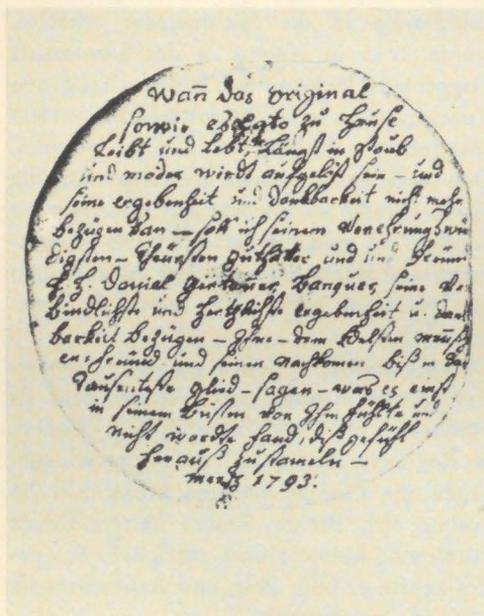
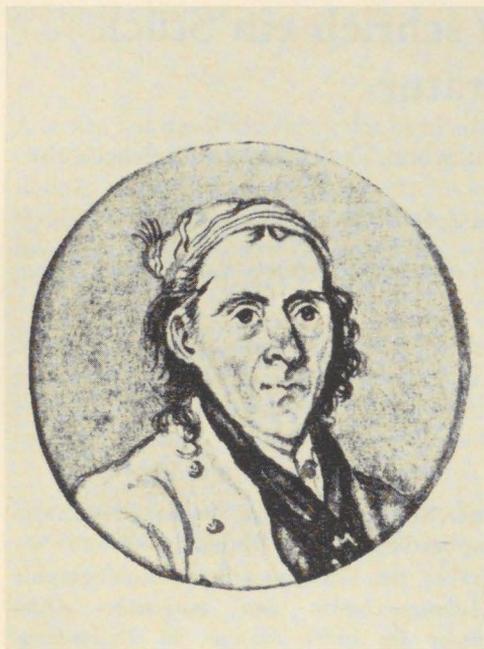
Die als Wanderausstellung vorbereitete Dokumentation hatte nach dem Beginn (Ende 1985 im Historischen Museum St. Gallen) Stationen in Basel und in Arau. Karlsruhe konnte sie nun als erste deutsche Stadt zeigen. Ihren Rang für die freundschaftliche Verbundenheit der beiden Oberrheinländer unterstrichen zur Eröffnung der Stuttgarter Wissenschaftsminister Prof. Dr. Helmut Engler, Professor Dr. Peter Wegelin, der Direktor der Kantonsbibliothek „Vadiana“ in St. Gallen, und sein in der gleichen Stadt tä-

tiger Kollege Dr. Louis Specker, der Direktor des Historischen Museums.

Bräker, der 1789 mit seiner Autobiographie *„Lebensgeschichte und natürliche Abenteuer des armen Mannes im Tockenburg“* den gewaltigen Sprung vom Ziegenhirtentub-Dasein in die Weltliteratur schaffte, wurde 1735 in Näppis in der Landschaft Toggenburg im von der Thur durchzogenen Voralpental im in seiner heutigen Form 1803 entstandenen Kanton St. Gallen geboren. Den sehr bescheidenen Unterhalt für die große Familie — Uli war das erste von elf Kindern — sicherte der Vater als Kleinstbauer und durch seine häufige Abwesenheit von zu Hause bedingende Arbeit als Salpetersieder.

Durch List und Verführung eines Appenzellers kam er in preußische Dienste, bald als Söldner im Herr von Friedrich dem Großen, im Regiment „Itzenplitz“. Nach der Schlacht gegen die Österreicher bei Lobositz 1756 konnte sich Bräker diesem harten Dienst durch eine kühne Flucht entziehen. Per pedes kehrte er über Prag und Regensburg in seine Heimat zurück.

Die 1761 geschlossene Ehe mit der praktisch ausgerichteten Salome Ambühl, seiner gleichaltrigen Braut, brachte dem 26jährigen nur sehr bedingte geistige Erfüllung. Die völligen Gegensätze in den beiden Charakteren



Portrait Bräkers mit umseitiger Widmung an Girtanner (St. Galler Bankier (1757–1844), er stand Bräker beratend zur Seite)
Schrift nachgezogen, ursprünglich wohl mit März 1795 datiert.

Aus: Katalog zur Ausstellung, S. 23

fürten zu vielen Problemen, vor allem als Bräker sein trotz der kurzen Schulzeit weniger Winterwochen ausgeprägtes Bildungstreben immer mehr vertiefte und sich den Büchern als Leser und als Schreiber verstärkt zuwandte.

Durchaus nicht ohne Widerstände standesstrenger Bildungsbürger fand Bräker 1776 Aufnahme in der neun Jahre zuvor gegründeten „Reformierten Toggenburgischen Moralischen Gesellschaft“ — und damit Zugang zu ihren Bücherschätzen. Bald sah sich Bräker zwischen den ihm zumindest gesellschaftlich überlegenen Mitgliedern und zwischen seinen Angehörigen und dem ihm Gleichgestellten, die den „Bücherfresser“ als „Ohrenblaser, Schmarotzer, Herrenschmecker“ abwerteten. Bräker, der viel zu wenig Geschäftsmann war und außerdem ohnedies unter den schwankenden wirtschaftlichen Entwicklungen zu leiden hatte, brachte es als Baumwollweber und in anderen Unternehmungen nie fertig, dauernd auf einen grünen Zweig mit seiner stattlichen Familie (sieben Kinder wurden geboren) zu kommen. In der Literatur — mit den in ungewöhnlicher Breite genossenen und verarbeiteten Büchern und in seinen eigenen Texten — konnte sich Bräker hinausheben über die Alltagsnöte.

Seine „Lebensgeschichte“, aber beispielsweise auch die bescheiden „Etwas über William Shakespeares Schauspiele“ genannte Abhandlung aus kritischer Begeisterung sind — nicht zuletzt auch in ihrer Dialektzutaten und eigenwillige Orthographie mischenden Schreibweise — in ihrer Frische und ungekünstelten Unmittelbarkeit bedeutsame Zeugnisse des Lebens im 18. Jahrhundert und Einblicke des naturliebenden „armen ungelehrten Weltbürgers“ in die ab 1780 erkundeten Dichtungsgebäude des Briten. Die Texte des vom Pietismus, später auch vom Gedankengut der Aufklärung, von bald zurückgenommener Zustimmung zur Revolution und auch vom Pantheismus geprägten Schriftstellers und Handwerkers sind geistes-

Der 6. Februng.

Ich bin - mein Herz trübsal - Gut ist Ze. fastnacht -
und ich bleibe trübsal dasam - bin Deuf und Kellner -
was Herz - frau, Quast und magd - alles bin ich,
so still, magar und einsam - bin ein Grodzatter -
und du sagst den trübsigen trübsigen Gut kein wort -
und mich avill du freffen, wan ich in ein weilichen wirt
so acural gese bin die Kloster rüse - Ja, woinwegen -
sage was du avill - Die rüse ist wieder ausgezogen -
Gut ist ein allerbester tag - und mich ist so avoll bin
den abögen im Zantamer - was fresset mich das
Nachtstücken.

Bräkers Tagebucheintrag vom 6. 2. 1780. Aus: Katalog zur Ausstellung, S. 21

wissenschaftlich, folkloristisch, religiös und wirtschaftsgeschichtlich bedeutsame Quellen für jene Zeiten mit ihren Problemen der Frühindustrialisierung.

Gewichtige Bekannte, Freunde, Fürsprecher, Förderer — z. B. Lavater, der deutsche Arzt

und Schriftsteller Johann Gottfried Ebel, vor allem der Bankier Daniel Girtanner in St. Gallen — halfen mit Rat und Tat für früh gerade auch aus Deutschland bezeugte Anerkennung und für Erleichterung der materiell oft bedrückenden Lebenslage.

Katalog zur Ausstellung:

Ulrich Bräker, Beobachter seiner Zeit von Christian und Claudia Holliger mit einem Beitrag von Louis Specker, Kantonsbibliothek (Vadiana) St. Gallen 1985

1767 wurde in Lichtensteig die „Reformierte Toggenburgische Moralische Gesellschaft“ gegründet, eine Vereinigung von geistlichen und weltlichen Liebhabern der Wissenschaften, die eine Bibliothek führte und jährlich eine Gesellschaftsversammlung abhielt.

1775 wurden vier Preisaufgaben aus dem wirtschaftlich-sozialen Bereich ausgeschrieben. Von seinem Freund Ambühl und dem Gesellschaftsvorsteher Andreas Giezendanner (1733—1797) aufgefordert, beteiligte sich Bräker mit zwei Arbeiten. Am 22. 7. 1776 wurde Bräker in die Gesellschaft aufgenommen: „der durch Verfertigung Zweier vorbündigen Abhandlungen über den Credit und über den Baul Gewer, überzeugende Beweiß abgelegt, daß Er ein besonderer Liebhaber der Lectur ein Freund der schönen und nuzlichen Wißenschaften, folglich daß die Gesellschaft an jhme ein würdiges MitGlieD bekommen würde.“

Protokoll
Da Hatt' ich ja itzt freylich eine erstaunliche kindische Freud, mit der grossen Anzahl Bücher [. . .] an welchen allen ich nun Antheil hatte.

Lebensgeschichte LXXII
Bräkers Umgang mit den Gesellschaftsmitgliedern, die höheren sozialen Schichten angehörten, brachte ihm bei seinesgleichen den Ruf eines Ohrenblaser, Schmarotzer, Herrenschmecker ein.

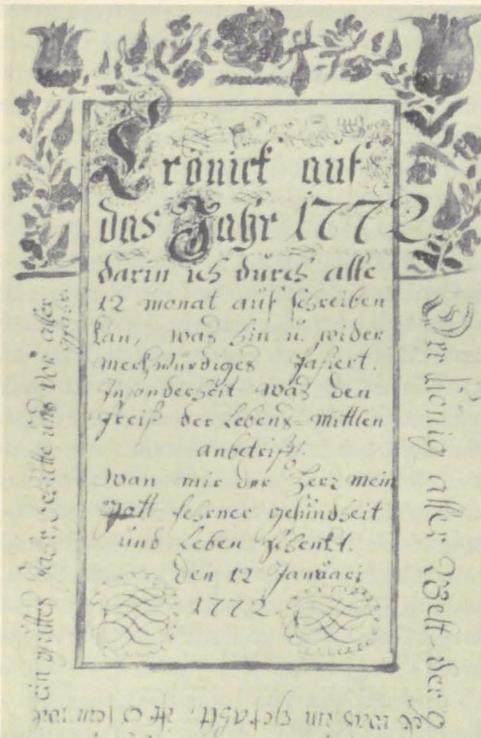
Das Samenkorn meiner Autorschaft

Um diese Zeit kam einst ein Mitglied der Moralischen Gesellschaft zu Lichtensteig in mein Haus, da ich eben die Geschichte von Brand und Struensee durchblättere und etwas von meinen Schreibereien auf dem Tisch lag. „Das hätt ich bei dir nicht gesucht“, sagte er und fragte, ob ich denn gern so etwas läse und oft dergleichen Sächelchen schiebe? „Ja“, sagt ich, „das ist neben meinen Geschäften mein einziges Wohlleben.“ Von da an wurden wir Freunde und besuchten einander zum öftersten. Er anerbote mir seine kleine Büchersammlung, ließ sich aber übrigens in ökonomischen Sachen noch lieber von mir helfen, als daß er mir hätte beispringen können, obschon ich ihm so von weitem meine Umstände merken ließ. In einem dieser Jahre schrieb die erwähnte Gesellschaft über verschiedene Gegenstände Preisfragen aus, welche jeder Landsmann beantworten könnte. Mein Freund munterte mich auch zu einer solchen Arbeit auf; ich hatte große Lust dazu, machte ihm aber die Einwendung, man würde mich armen Tropf nur auslachen. „Was tut das?“ sagte er, „schreib du nur zu in aller Einfalt, wie's kommt und dich dünkt.“ Nun, da schrieb ich denn eben über den Baumwollengewerb und den Kredit, sandte mein Geschmiere zur bestimmten Zeit neben vielen andern ein, und die Herren waren so gut, mir den Preis von einer Dukate zuzukennen. Ob zum Gespötte? Nein, wahrlich nicht. Oder vielleicht in Betrachtung meiner dürftigen Umstände? Kurz, ich konnt es nicht begreifen, und noch viel minder, daß man mich itzt gar von ein paar Orten her einlud, ein förmliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. O behüte Gott! dacht ich und sagt ich anfangs: Das darf ich mir nur nicht träumen lassen. Ich würde gewiß einen Korb bekommen. Und wenn auch nicht — ich mag so geehrten Herren keine Schande machen. Über kurz oder lang würden sie mich gewiß wieder ausmustern. Endlich aber, nach vielem Hin- und Herwanken und besonders aufgemuntert durch einen der Vorsteher, Herrn G., bei dem ich sehr wohl gelitten war, wagt ich's doch, mich zu melden, und kann übrigens versichern, daß mich weniger die Eitelkeit als die Begierde reizte, an der schönen Lesekommun der Gesellschaft um ein geringes Geldlin Anteil zu nehmen. Indessen ging es, wie ich vermutet hatte, und gab's nämlich allerlei Schwierigkeiten. Einige Mitglieder widersetzten sich und bemerkten mit allem Recht, ich sei von armer Familie, dazu ein ausgerißner Soldat, ein Mann, von dem man nicht wisse, wie er stehe, von dem wenig Ersprießliches zu erwarten sei usf. Gleich-

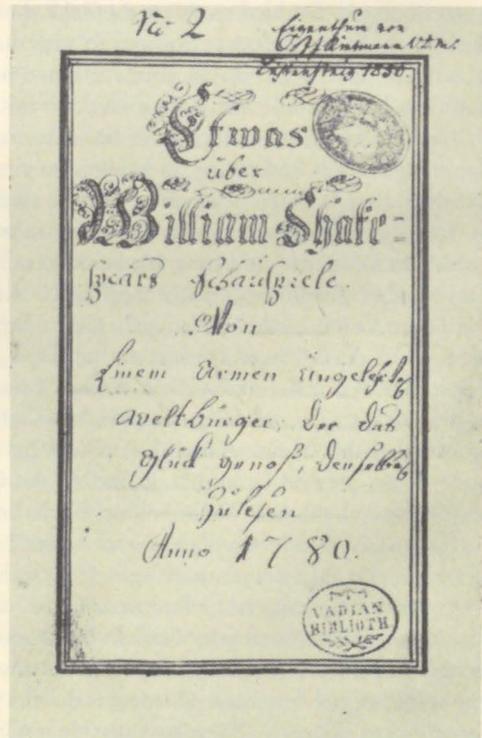
wohl ward ich durch Mehrheit der Stimmen angenommen. Aber erst itzt reute mich mein unbesonnener Schritt, als ich bedachte: Jene Herren sagten ja nichts als die pur lautere Wahrheit und könnten noch einst wohl damit triumphieren. Inzwischen muß ich's itzt gelten lassen und tröstete mich bisweilen mit dem eben auch nicht ganz uneigennützigem Gedanken: Das eint und andre Mitglied könnte mir im Verfolg zu manchen wichtigen Dingen nützlich sein. Und da — hatt ich ja itzt freilich eine erstaunliche kindische Freud mit der großen Anzahl Bücher, deren ich in meinem Leben nie so viele beisammen gesehn und an welchen allen ich nun Anteil hatte. Hingegen erröthete ich noch immerfort bei dem bloßen Gedanken, ein eigentliches Mitglied einer gelehrten Gesellschaft zu heißen und zu sein, und besuchte sie darum selten und nur wie verstohlen. Aber da half alles nichts; es ging mir doch wie dem Raben, der mit den Enten fliegen wollte. Meine Nachbarn und andre alte Freunde und Bekannte, kurz meinesgleichen, sahen mich, wo ich stund und ging, überzwerch an. Hier hört ich ein höhnisches Gezisch, dort erblickt ich ein verachtendes Lächeln. Denn es ging unsrer Moralischen Gesellschaft im Tockenburg anfangs wie allen solchen Instituten in noch rohen Ländern. Man nannte ihre Mitglieder Neuherren, Bücherfresser, Jesuiten u. dgl. Du kannst leicht denken, mein Sohn, wie's mir armem, einfältigem Tropfen dabei zumute war. Meine Frau vollends speite Feuer und Flammen über mich aus, wollte sich viele Wochen nicht besänftigen lassen und gewann nun gar Ekel und Widerwillen gegen jedes Buch, wenn's zumal aus unsrer Bibliothek kam. Einmal hatt ich den Argwohn, sie selbst habe um diese Zeit meinen Kreditoren eingeblasen, daß sie mich nur brav ängstigen sollten. Sie leugnet's zwar noch auf den heutigen Tag, und Gott verzeih mir's, wenn ich falsch gemutmaßt habe; aber damals hätt ich mir's nicht ausnehmen lassen. Genug, meine Treiber setzten itzt stärker in mich als sonst noch nie. Da hieß es: Hast du Geld, dich in die Büchergesellschaft einzukaufen, so zahl auch mich. Wollt ich etwas borgen, so wies man mich an meine Herren Kollegen. O du armer Mann! dacht ich, was du da aber vor einen hunsdummen Streich gemacht, der dir vollends den Rest geben muß. Hättst du dich doch mit deinem Morgen- und Abendsegen begnügt wie so viele andre deiner redlichen Mitlandsleute. Jetzt hast du deine alten Freund verloren, von den neuen darfst und magst du keinen um einen Kreuzer ansprechen. Deine Frau hagelt auch auf dich zu. Du Narr! Was nützt dir itzt all dein Lesen und Schreiben? Kaum wirst du noch dir und deinen Kindern den Bettelstab daraus kaufen können usf. So macht ich mir selber die bittersten Vorwürfe und rang oft beinahe mit der Verzweiflung. Dann sucht ich freilich von Zeit zu Zeit aus einem andern Sack auch meine Entschuldigungen hervor, die hießen: Ha, das Lesen kostet mich doch nur ein Geringes, und das hab ich an Kleidern und anderm mehr als erspart! Auch bracht ich nur die müßigen Stunden damit zu, wo andre ebenfalls nicht arbeiten, meist nur bei nächtlicher Weile. Wahr ist's, meine Gedanken beschäftigten sich auch in der übrigen Zeit nur allzuviel mit dem Gelesenen und waren hingegen zu meinem Hauptberuf selten bei Hause. Doch hab ich nichts verludert, trank höchstens bisweilen eine Boutheille Wein, meinen Unmut zu ersäufen; das hätt ich freilich auch sollen bleiben lassen. Aber was ist ein Leben ohne Wein und zumal ein Leben wie meines? Denn kam's wieder einmal ans Anklagen: Aber wie nachlässig und ungeschickt warst du nicht in allem, was Handel und Wandel heißt. Mit deiner unzeitigen Güte nahmst du alles, wie man's dir gab, gabst du jedem, was er dich bat, ohne zu bedenken, daß du nur andrer Leute Geld im Säckel hattest oder daß dich ein redlich scheinendes Gesicht betriegen könnte. Deine Ware vertrautest du dem ersten besten und glaubtest ihm auf sein Wort, wenn er dir vorlog, er könne dir auf sein Gewissen nur soundso viel bezahlen. O könntst du nur noch einmal wieder von vornen anfangen. Aber vergeblicher Wunsch! Nun, so willst du doch alles versuchen, willst denen, die dir schuldig sind, eben auch drohen, wie man dir droht usf. So dacht ich elender Tropf und setzte auch

wirklich zween meiner Debitoren den Tag an; freilich mehr, um sie und andre zu schrecken, als daß es Ernst gegolten hätte. Aber sie verstanden's nicht so. Ich ging also auf die bestimmte Zeit mit den Schätzern zu ihren Häusern; und, Gott weiß, mir war's viel bänger als ihnen. Denn in dem ersten Augenblick, da ich in des einen Wohnung trat, dacht ich: Wer kann das tun? Die Frau bat und wies mit den Fingern auf das zerfetzte Bett und die wenigen Scherben in der Küche; die Kinder in ihren Lumpen heulten. O wenn ich nur wieder weg wäre! dacht ich, bezahlte Schätzer und Weibel und strich mich unverrichtetersachen fort, nachdem man mir in bestimmten Terminen Bezahlung versprochen, die noch auf den heutigen Tag aussteht. Auch erfuhr ich nachwärts, daß diese Leute einige Stunden vorher, eh ich in ihr Haus kam, die besten Habseligkeiten geflöchnet und ihre Kinder express so zerlöchert angezogen hätten. Meinetwegen, sagt ich da zu mir selbst, das will ich in meinem Leben nicht mehr tun. Meine Gläubiger mögen eines Tages solche Barbaren gegen mich, ich will's darum nicht gegen andre sein. Nein! Es geh mir, wie es geh, diese Schulden müssen zuletzt doch auch zu meinem Vermögen gerechnet werden. Aber jene fragten eben nichts darnach, und diesen jagte eine solche Denkens- und Verfahrensart gerade auch keinen Scheuen ein. Die erstern trieben mich immer stärker und unerbittlicher. Dies und meine überspannte Einbildung gebaren dann

Aus: Ulrich Bräker, Lebensgeschichte und natürliche Abenteuer des armen Mannes in Tokkenburg, Kap. LXXI—LXXII



Chronik auf das Jahr 1772



Etwas über William Shakespeare

In Sulzburg: Die Hubert-Baum-Stube

Karl Kurrus, Freiburg



Hubert Baum

Dem Alemannendichter Hubert Baum hat seine Heimatstadt Sulzburg eine Gedenk-stube eingerichtet, die in der feinen Art ihrer Gestaltung eine lebendig-würdige Erinnerung an diesen menschenfreundlichen Heimatdichter geworden ist.

Hubert Baum, geboren am 14. April 1906 zu Freiburg, ist in dem schmucken Städtchen Sulzburg aufgewachsen. In der Obhut seiner Eltern und für die ersten Jahre im Umgang mit seinen Schulkameraden ist ihm Sulzburg

Heimatstadt geworden und geblieben, obwohl er später Jahrzehnte in Freiburg lebte und wirkte. Mit frohen Erinnerungen bezeugte es Hubert Baum in seinem Buch ‚Sulzburger Geschichten‘ mit Zeichnungen seiner Frau Ilse im Jahre 1970. Nur sechs Jahre später, am 23. Oktober 1976 wurde er in die große Heimat abberufen.

Bald danach hat der damalige Bürgermeister Eugen Hochstatter die Idee aufgegriffen,

Die Stadt Sulzburg gibt sich die Ehre,
Sie zur Einweihung der

Hubert-Baum-Stube

in der Schwarzwaldhalle
auf Freitag, den 11. Juli 1986, 20.00 Uhr
herzlich einzuladen.

Wir würden uns über Ihr Kommen sehr freuen.

Für den Gemeinderat:

Hattwig, Bürgermeister

dem großen Sohn Sulzburgs eine Gedenkstätte zu schaffen. Gut Ding braucht Weile. Mit umsichtiger Planung hat nun im Sommer 1976 der jetzige Bürgermeister Werner Hattwig mit besten Helfern den Empfangsraum in der Schwarzwaldhalle zur Hubert-Baum-Stube einrichten lassen. Es ist ein gut gelungenes Werk.

Über der breiten Eingangstüre ist sinnvoll auf einer naturmaserierten Holzplatte der Name Hubert Baum nach der Handschrift des Dichters im Relief hervorgehoben; darunter das Wort ‚STUBE‘, links und rechts flankiert mit zart herausgehobenen Heimatsymbolen. Im neu und bestens gestalteten weiten und hellen Raum ist nun ein Stück von Leben und Werk des Mannes zu sehen, der einer der treuesten Hüter der Alemannischen Sprache war und bleiben wird. Ein

Portrait Hubert Baums, gemalt von dem Hebelmaler Adolf Glattacker (1878—1971) zeigt uns den Dichter am Schreibtisch, mannhaft von Gestalt und klar im Blick. Daneben eines der typischen Hubert-Baum-Gedichte ‚Huus-Spruch‘, wozu auch die Worte gehören:

Im e Fründ gib i Rueh, vor de Fünd bschließ
i zue.

In sauber gestalteten Glasvitrinen sind die Bücher und sonstigen Schriften Baums ausgestellt. Bemerkenswert auch die in Vergrößerung angebrachten Buchseiten von ‚Dipfili-Däpfili‘, wo „D Chinderschüeler“ und auch ältere ihre Freud und Kurzweil damit haben. Neben einem der Fotos aus dem Leben des Dichters — es zeigt ihn beim Brot schneiden — sein kerniger Spruch:

Mensch: Mit em Hirni ellei isch im Lebe nüt tue!
Alles blibt tot wie Stei, wemme nit s Herz git drzue.

Die Vorbereitungen zur Hubert-Baum-Stube wurden ab August 1985 massiv betrieben, als Karl Kurrus zur Eröffnung der Weinkurtag in Sulzburg seinen Vortrag hielt mit dem Thema: ‚Dank und Heimatrecht für Hubert Baum.‘ Hiermit wurde das umfangreiche Werk des Dichters überzeugend vorgetragen und der Begriff ‚Heimat‘ aus der Sicht des alemannischen Dichters klar herausgestellt. Zu der künstlerischen Gestaltung der Stube hat der Neffe des Dichters, Werner Baum, wesentlich beigetragen, am sichtbarsten mit

seiner Gestaltung der Schnitzerei am Stubeneingang.

Zur Eröffnung der Gedenkstube hat Bürgermeister Werner Hattwig die zeitlose Gültigkeit der Poesie Hubert Baums hervorgehoben und Karl Kurrus stellte die Dichterkameradschaft seines Freundes und die Verehrung der Dichterfreunde für Hubert Baum vor. Und als Frau Ilse Baum, begleitet von ihrem Sohn Rolf, das Tor zur Hubert-Baum-Stube öffnete, haben die zuvor gehörten Worte sich bestätigt:

S isch, as ob er bin is wär, jetz an sinem Obe.
Un si Geist kunnt zuan is her, hilft is d Heimet lobe
Ihm zuar Ehr un uns zuar Fraid
het Sulzburg e groß Dankscheen gsait!

Zum Jahr 1987

schreibt der Präsident des Deutschen Heimatbundes Dr. Tiedeken:

An erster Stelle nenne ich die Inventarisierung historischer Gärten und Parks in der Bundesrepublik Deutschland. Obgleich noch nicht alle Rücksendungen eingegangen sind, kann man bereits jetzt von einem echten Jahrhundertwerk sprechen. Wer aufmerksam unsere Presse-, Funk- und Fernsehsendungen studiert hat, wird die Wirkung unserer Initiative überall gespürt haben.

Wir haben in diesem Jahr eine Pressefahrt zu Friedhöfen besonderen Charakters durchge-

führt. Erloschene religiöse Gemeinschaften, untergegangene Berufsgruppen, verlagerte Gemeinden (Braunkohlenabbau), Kriegsgräber und besonders auffällige Lagen gaben uns die Anhaltspunkte zu dieser Bereisung. Auch hier, obgleich das Ergebnis unserer Fahrt sich erst im November hauptsächlich niederschlagen wird, eine sehr zustimmende Antwort aus der Öffentlichkeit. Diese hat erkannt, auf welche erhaltens- und pflegenswürdigen Gründenkämler der Deutsche Heimatbund hinweist.

Eine aufschlußreiche Tagung im Mai galt der Heimatkunde in Schule und Unterricht. Die Beteiligung fast aller Bundesländer, der Hochschulen und Akademien, der Verlage und Elternschaft bewies uns die Dringlichkeit dieses Anliegens, das der Heimatbund unermüdlich vorträgt.

1987 beginnt die „Ländliche Campagne“ des Europarates, ein Feldzug zur verstärkten Beachtung der ländlichen Räume und ihrer Bevölkerung in ganz Europa. Im Deutschen Vorbereitungsstab unter Leitung des Bundesbauministers sitzt der Deutsche Heimatbund an vorderer Stelle. Wir werden sowohl im „Deutschen Ausschuß“ vertreten sein wie in zwei Arbeitskreisen des Symposiums „Entwicklung des Ländlichen Raumes“ auf Schloß Cappenberg die Leitung übernehmen. Unsere Fachgruppe Umweltschutz im Deutschen Heimatbund führte soeben im Harz

eine sehr wirkungsvolle Tagung mit dem Thema „Umweltfragen im DHB“ durch.

Ein Arbeitskreis Trachten wird in nächster Zeit zusammentreten, wie auch die neu errichtete Fachgruppe Baudenkmalpflege.

EUROPA NOSTRA, diese große europäische Organisation, deren Vizepräsident der Deutsche Heimatbund stellt, will 1988 eine große repräsentative Tagung in der Bundesrepublik durchführen.

Die Präsidiumssitzung Anfang Oktober in Saarbrücken aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Saarländischen Kulturkreises gab viele Impulse für die Tätigkeit in den folgenden Jahren.

Und wir müssen eingestehen:

Selten war eine Zeit so aufgeschlossen für das Umfeld Heimat, gleichgültig zunächst, aus welchen Motiven heraus. Nutzen wir diese Zeit für unsere Arbeit und damit für unsere Heimat.

deutscher
heimatbund



Umwelt
Denkmal
Landschaft

Der Deutsche Heimatbund hat im Jahre
1985 beschlossen eine Medaille für
Verdienste auf dem Gebiet der
Heimatspflege zu schaffen:



Medaille, Vorderseite



Medaille, Rückseite

Die *Ernst-Rudorff-Medaille* des Deutschen Heimatbundes wurde von Professor Karl Burgeff, Köln, einem der großen deutschen Medaillenkünstler, gestaltet.

Größe ca. 8 cm × 8 cm, Bronzeuß, 230 Gramm.

Die *Vorderseite* zeigt den Berliner Musikprofessor Ernst Rudorff, 1840—1916, auf dessen Aufrufe hin 1904 der Deutsche Bund

Heimatschutz, heute Deutscher Heimatbund, gegründet wurde.

Die *Rückseite* der Medaille trägt die Inschrift „Für Verdienste um die Heimat“ Deutscher Heimatbund.

In den Zwischenzeilen Ernst Rudorff, 1840—1916, K. B., das Namenszeichen des Künstlers und das Emblem d h des Heimatbundes.

Buchbesprechungen

Kurt Gayer, Die schöne Badnerin. Morstadt Verlag: Kehl / Strasbourg / Basel 1986. 256 S., 12 Abb., DM 34,—

Der gelernte Zeitungskorrespondent Kurt Gayer hat sich erst spät zum Buchautor gemausert und noch später (nach Werken wie „Wie man Minister macht“ und „Whisky für Anfänger“) der Regionalgeschichte zugewandt; nach seinem diesbezüglichen, ziemlich erfolgreichen Einstand mit der „Alemannen-Saga“ legt er nun, im selben Verlag, ein Buch über „Die schöne Badnerin“ vor, das man als Leser mit gemischten Gefühlen in die Hand nimmt und so auch wieder aus der Hand gibt. Der Autor weiß ja selbst recht gut, daß Schönheit ein sehr problematisches Kriterium ist, und daß er viele geborene Badnerinnen weggelassen, dafür aber zumindest zwei gewordene aufgenommen hat: nämlich die ursprünglich französische Großherzogin Stephanie und die ursprünglich böhmische Markgräfin Sibylla Augusta (deren Porträt freilich aus der unerwünschten Feder von Hans Leopold Zollner stammt, was man leider erst im überaus dürftigen Literaturverzeichnis und also an sehr versteckter Stelle erfährt). Aber die — übrigens ganz ungeordnete — Galerie wäre ohne jeden Schaden noch weiter zu verkürzen: nämlich um die Porträts der Sopranistin Anneliese Rothenberger, der Gräfin Sonja Bernadotte, der Königin Silvia von Schweden, die eher einer gewissen Regenbogenpresse angemessen wären. Den beiden ersteren nähert sich der Autor als Interviewer, dessen devote und servile Haltung nur schwer erträglich ist; auf den Knien schreibt es sich freilich schlecht.

Was bleibt? Es bleibt eine kurze Folge von biographischen Miniaturen, in denen sich die Stärken des gelernten Journalisten aufs beste bewähren, aber auch die Schwächen des ungelernten Historikers ungut bemerkbar machen; Miniaturen, die gewandt und lebendig, oft aber auch lässig ausgeführt sind. Dem großen, großzügigen und großartigen Umriss korrespondiert eine Unschärfe im Detail, die sich etwa darin zeigt, daß die Großherzogin Amalie noch nach der napoleonischen Standesverbesserung fälschlich als „Markgräfin“ figuriert (S. 45/46); daß es von ihrem richtig titulierten Gatten, dem Großherzog Karl Friedrich, zu einem früheren Zeitpunkt heißt, er habe „über 60 Jahre“, und zu einem späteren, er habe „fast“ 60 Jahre lang regiert (S. 44/52); daß die Straßburger Bildnisbüsten des Nikolaus Gerhaert van Leyden, neben dessen Wiener Grabmal für Friedrich III., als die „einzig realen Gesichter“ mittelalterlicher

Menschen ausgegeben werden, was sie mit Sicherheit nicht sind (S. 100); daß Goethe 1779 in Emendingen zum „erste(n) und einzige(n) Mal“ einen Friedhof besucht und außerdem „jede Begegnung mit dem Tod“ gescheut haben soll, wo er doch noch 1827 Schillers Schädel in Händen hielt (S. 126); daß Mozarts Schwiegervater nicht zum Hof-Musicus, sondern gegen alle Grammatik zum „Musici“ befördert wird (S. 154); daß sich, unseligen Angedenkens, „das bäuerliche Ahnenerbe... zu Wort meldet“ (S. 203) und sich der Autor überhaupt gelegentlich im Ton vergreift. Und nur noch eins: ein ungenannter „Schriftsachverständiger“, der es fertigbrachte, aus der Unterschrift (!) von Alexander I. dessen ganzen Charakter zu erschließen, angeblich ohne den Schreiber, dessen Unterschrift ihm doch vorlag, zu kennen (S. 35) — ein solcher Sachverständiger bleibe besser ungenannt. Es bleibt, wie gesagt, eine Reihe von biographischen Miniaturen, frisch und frech, flink und flott; ein leichter Einstieg für den Leser wie vordem für den Autor selbst; nicht weniger, nicht mehr.

Neues vom Braun-Verlag

1. Lili Fehrle-Burger, 1786 — Mit Goethe über die Alpen. Spuren einer Reise, 48 S., DM 9,80, Braun-Verlag, Karlsruhe 1986

In dem schmalen Bändchen zeigt Lili Fehrle-Burger mit vielen Textbelegen die Bedeutung, welche das Gebirge für Goethe und sein Werk hatte. Es geschieht dies anhand der Harzreise im Winter, der 1. und 2. Schweizer Reise und eben der 1786 unternommenen Italien-Reise. Und natürlich fehlen nicht Weimar und Charlotte von Stein und die seelische Krise, welche letztendlich die befreiende Reise 1786 auslöste. Zahlreiche Wiedergaben von Goethe-Zeichnungen illustrieren den Text kongenial. Ein Büchlein, das dazu anreizt, wieder einmal zu Goethe zu greifen und über seine Reisen zu lesen.
L. Vögely

2. Georg Richter, Schwarzwaldreisen. Berichte, Geschichten und Bilder aus fünf Jahrhunderten, 312 S., DM 36,80, Braun-Verlag, Karlsruhe 1986

Alles, was der leider viel zu früh verstorbene Georg Richter literarisch unternahm, hat Hand und Fuß. Sein wacher und kritischer Geist wies ihm den richtigen Weg, seine flüssige, geistreiche, alle Gemeinplätze vermeidende Schreibkunst ließ ihm die Feder, seine Gedanken darzustellen. So ist es auch mit dem neuen Schwarzwald-Lesebuch.

Die gescheite Einführung zeigt dem Leser, wie sich im Laufe der Jahrhunderte das Verhältnis der Besucher zu den schwarzen Bergen geändert hat. Es ist ein langer Weg von dem Schrecken, den die römischen Legionen vor diesem Waldgebirge empfanden bis hin zum Massentourismus unserer Tage. Aber immer ging vom Schwarzwald jene Faszination aus, die er auch heute noch dem Reisenden und Wanderer vermittelt, steht dieser auf dem Feldberg, Herzogshorn oder Belchen, besucht dieser den Mummelsee oder Feldsee zur richtigen Tageszeit oder die stillen Kirchen der Täler.

Richter hat eine subjektive Auswahl an Texten getroffen, die ihn als hervorragenden Kenner der entsprechenden Literatur ausweisen. Die Texte reichen von Werner Bergengruen und Bertolt Brecht bis hin zu Hans Thoma und Mark Twain. Es fehlen nicht Grimmelshausen, Hansjakob, Hebel, Hausenstein oder Hermann Hesse, Hemingway und Marie Luise Kaschnitz, Rilke, Rieple, Reinhold Schneider usw. Dieser kleine Querschnitt genügt, um zu zeigen, daß alle Heimattümelei und Gefühlsduseligkeit vermieden wurde, andererseits auch kritische Stimmen dabei sind, nüchterne Bestandsaufnahmen. Diese Texte sind eben auch subjektiv, und so wird die Veränderung des Verhaltens dem Schwarzwald gegenüber, die zwangsläufig im Laufe der Jahrhunderte erfolgt ist, deutlich.

Die Reise durch den Schwarzwald führt vom Norden nach Süden, es sind gewissermaßen 106 Reisen, denn so viele Autoren kommen zu Wort. In den Kapiteln: Zum Auftakt einleitende Zitate — Streifzüge durch den Nordschwarzwald — Baden-Baden und Umgebung — Des Schwarzwalds Mitte — In Freiburg und Umgebung — Zu Füßen des Südschwarzwaldes — Auf dem Hochschwarzwald — Rings um die Donau — und Neckarquellen sind nach Möglichkeit die Zitate chronologisch geordnet. Ihnen wurden, wo es notwendig war, kurze biographische Notizen vorangestellt. Den Texten wurden viele Abbildungen hervorragender Stiche, Radierungen, Bleistiftzeichnungen usw., meist aus dem 19. Jahrhundert, aber auch viele ältere, beigegeben.

So entstand ein sorgfältig geplantes und ebenso sorgfältig gestaltetes Lesebuch, das uns in der Vielfalt der Texte den Schwarzwald in einem bisher literarisch nicht gekannten Facettenreichtum zeigt.

Bliedner, M. & Martin, M.: Erz- und Minerallagerstätten des Mittleren Schwarzwaldes. — 782 S., 10 Farbbilder, 50 SW-Fotos, 204 Karten und Strichzeichnungen; Hrsg. v. Geologischen Landesamt Baden-Württemberg, Freiburg 1986. — DM 117,—

Über 120 Jahre ist es her, seit das Großherzoglich Badische Handelsministerium die „Beschreibung der geognostischen und montanistischen Verhältnisse des Kinzigthaler Bergbaus“, zusammengestellt vom Fürstlich-Fürstenbergischen Berginspektor W. M. Vogelgesang, ergänzt durch eine Karte mit den Erzgängen des Gebietes herausgegeben hat. Seither hat es zwar eine ganze Reihe von Einzeluntersuchungen mit lokal beschränktem Rahmen oder zu speziellen Themen gegeben, doch fehlte eine Zusammenfassung neueren Datums, in der die bis heute gewonnenen Erkenntnisse über Fragen der Lagerstättenkunde und der Bergbaugeschichte kritisch gesichtet und aufbereitet waren. Das jetzt vom Geologischen Landesamt herausgebrachte Buch stellt aber mehr dar, als nur einen aktualisierten „Vogelgesang“. Es enthält neben den exakten Ortsangaben von über 350 Gängen auch ausführliche Daten über die Geschichte des Bergbaus, über die ehemals vorhandenen und heute noch erkennbaren bergbaulichen Anlagen sowie über die Mineralisation der Gänge. Die Angaben hierzu entstammen der Literatur und verschiedenen Archiven, die durch eigene Beobachtungen im Gelände und unter Tage kontrolliert wurden.

Nach allgemeinen Betrachtungen über die Mineralisation im Mittleren Schwarzwald und über den alten Bergbau und seine Techniken folgen die Einzelbeschreibungen der Gänge, gegliedert nach Revieren, so daß trotz der Fülle des Materials auch bei der Betrachtung eines eng begrenzten Raumes die Übersichtlichkeit gewahrt bleibt.

Der wirtschaftlichen Bedeutung angemessen, ist die Grube Clara als einziger noch aktiver Bergbaubetrieb in einem gesonderten Kapitel beschrieben. So erhält auch die Darstellung der in dieser Grube seit einigen Jahren neu erschlossenen Flußspatgänge genügend Raum für die der Autor Huck (Werksgeologe der Firma Sachtleben Bergbau) ein für den Schwarzwald neuartiges tektonisches Modell entwirft.

Der Einfluß des Hauses Fürstenberg auf den Bergbau des Mittleren Schwarzwaldes und damit auf die wirtschaftliche Entwicklung dieser Region ist in einem weiteren Kapitel eingehend behandelt. Hier spiegelt sich das Auf und Ab des Bergbaus in Bittschriften und Ertragslisten wider, Bergleute und Handelsherren treten aus dem Dunkel der Geschichte hervor, der Bergbau wird vor dem inneren Auge wieder lebendig.

Das Buch ist mit bildlichen Darstellungen reichlich ausgestattet. Zehn Farbtafeln zeigen Teile alter Grubenrisse aus den Beständen des Fürstlich-Fürstenbergischen Archivs, 50 Fotos demonstrieren den „alten“ Bergbau aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts und über 200 Karten und Skizzen

enthalten Angaben über die Spuren des Bergbaus im Gelände.

Das Literaturverzeichnis enthält mit etwa 300 Zitaten das gesamte einschlägige Schrifttum. Weitere Verzeichnisse (Orts-, Personen-, Mineral- und Grubenverzeichnis) machen das Buch zu einem Nachschlagewerk, das sowohl den Fachmann wie auch den mineralogisch und bergbaugeschichtlich Interessierten gleichermaßen anspricht.

Der Preis liegt mit DM 117,— zwar hoch, ist aber dem Inhalt und der Qualität des Buches durchaus angemessen. Es ist zu wünschen, daß das gut gelungene Werk dazu beiträgt, den einheimischen Bergbau und seine Geschichte in der Erinnerung der Bevölkerung wach zu halten. H. Maus

Der „Nouvel Alsacien / Der Elsässer“, hat sein Erscheinen eingestellt.

Mit der Nummer vom 19. Juli 1986 hat diese traditionsreiche katholische Tageszeitung ihre vor über hundert Jahren begonnene Tätigkeit beendet, damit ist wieder eine Epoche ans Ende gelangt. In dieser Nummer hat Franz-Sepp (André Weckmann) „sin letschtes Gspräch“ veröffentlicht. Man darf mit Fug und Recht bedauern, daß einer Rettungsaktion zuletzt kein Erfolg beschieden war. So wird die elsässische Presselandschaft, die sowieso sehr monolithisch ist, wieder ärmer, was bedauerlich ist, nicht nur der Quantität, sondern vor allem der Qualität wegen. „Der Elsässer“ — so sein ursprünglicher Name — hatte am 2. April 1885 kurz nach dem Kulturkampf einen Weg begonnen, der unter Kanonikus Paul Müller-Simonis, der fast dreißig Jahre lang Direktor der Zeitung war, in reichsländischer Zeit einen beachtlichen Höhepunkt hatte, als diese als Organ des politischen Katholizismus elsässischer Art die Politik im Elsaß sehr beeinflusste und oft ein entscheidendes Wort sprechen konnte bei der Lösung von wichtigen Tagesfragen. In dieser Zeit schon war der spätere elsässische Abgeordnete Thomas Seltz einer, der die Meinung im Lande mitbildete, auch die beiden Schriftsteller René Schickele und Friedrich Lienhard, als Protestant, waren Mitarbeiter. Nach 1918 und auch noch nach 1945 setzte sich der „Elsässer“ in französischer Zeit intensiv für die Sprache des Landes und für die Kultur des Elsaß ein, oft war er mit dieser Haltung in Opposition zum offiziellen Kurs. Mit Wehmut im Herzen muß man auch als Nichtkatholik dies alles zur Kenntnis nehmen, war doch diese tapfere Zeitung mit seinen Redakteuren mit dem Schicksal des Elsasses eng verbunden. Sollte das wieder ein Zeichen dafür sein, daß für das elsässische Land und für das elsässische Volk langsam überhaupt eine Epoche aufhört?! Ertz

Revue Alsacienne de Littérature. Straßburg.

Weckmann, Finck, Winter, auch Philipps und Vigée auf ihre Art bringen Beachtliches an Literatur, u. a. auch in Lyrik, im Elsaß hervor, davon einen Großteil auf Hochdeutsch und Elsässisch. Es wäre schön, wenn Weckmanns beide große Würfe „Wie die Würfel fallen“ und „Odile oder das magische Dreieck“, Fincks „Der Sprachlose“ und Vigées „Heimat des Hauches“ — sie wurden hier alle angezeigt — auch in der Bundesrepublik eine größere Resonanz finden könnten, sie verdienen es, noch mehr: sie erweitern unseren Horizont. Eine moralische Unterstützung könnte für diesen Kreis mutiger elsässischer Schriftsteller Wunder wirken. Im sicheren Port uns befindend, wissen wir gar nicht, wie schwer und mühsam es für diese Leute heute im Elsaß ist.

Aber trotz allem zeigen diese Vertreter des geistigen Elsasses von heute Mut. So hat ein gegenüber den Obengenannten erweiterter Kreis von kulturell Verantwortlichen 1983 die „Revue Alsacienne de Littérature“, eine Vierteljahresschrift, ins Leben gerufen, die im Juni 1986 die Nr. 16 vorlegte. Wer um die geistige Situation im Elsaß einigermaßen Bescheid weiß — diese hat ja kein breites Fundament —, der konnte das als Wagnis ansehen. Anerkennung verdient noch mehr die Tatsache, daß man diese Revue sprachlich allen Äußerungen öffnete, sei es dem Französischen, dem Hochdeutschen und auch der einheimischen elsässischen Mundart. Mag auch das Französische dominieren in den Beiträgen, so sind in dieser Zeit ab dem Jahre 1983 doch davon ca. $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ in Hochdeutsch und Elsässisch geschrieben und veröffentlicht worden und das getreu der Losung von Eugène Philipps, daß der Mensch, der im Elsaß lebt, zugleich Elsässer und Alsacien sein kann. Diese Tatsache ist um so bemerkenswerter als dieses ganze Unternehmen ganz unabhängig ist und sich selbst tragen muß.

Die Aufmachung der Revue ist gediegen und freundlich, die Beiträge haben ein gutes Niveau, stehen sogar ab und zu über dem Durchschnitt gleichgearteter deutscher Publikationen, auch jüngeren Talenten stehen die Spalten der Revue offen, die Herausgeber haben gerade auf diese Seite ihr besonderes Augenmerk gerichtet. Zum Schickele-Jubiläum 1983 erschien eine Sondernummer „René Schickele“, das Ergebnis eines Symposiums zu diesem Ereignis in Straßburg. Jetzt im März 1986 gab es zum 100. Geburtstag von Hans Jean Arp wieder eine sehr gut nach Text und Bild dokumentierte Nummer, die auch eine Bibliographie von und zu Arp bringt. Dem Herausgeber und dem Redaktionscomité darf man uneingeschränkt Anerkennung zollen. Mitarbeiter sind u. a. Auguste Wackenheim, der Präsident und leitende Re-

dakteur, Martin Allheilg, Alfred Kern, Sylvie Reff-Stern, Adrien Finck, André Weckmann, um die bekanntesten zu nennen.

Im Zusammenhang mit dem Arp-Jubiläum ist innerhalb der pädagogischen Publikation „Regional-sprache und Regionalkultur“ als Nr. 9 ein Dossier mit dem Titel: „Auf Entdeckung von Jean Hans Arp“ erschienen. Herausgeber sind Angèle Finck für den dichterischen Textteil und Théodore Rieger für die künstlerische Seite. In chronologischer Reihenfolge sind auch die Hauptwerke von Arp angeführt, von denen sich einige in Straßburg selbst befinden, was bisher so nicht bekannt war.

Ertz

Franz Keller, Alemannisch angerichtet. Wein- und Tafelfreuden zwischen Schwarzwald und Vogesen, Vorwort Walter Scheel, 240 S., 24,80 DM, Verlag Rombach, Freiburg, 1986

Wieder ein neues Kochbuch, diesmal verfaßt von Franz Keller, der als berühmter Gastronom nicht weiter vorgestellt werden muß. Bei diesem Buch handelt es sich um eine Lektüre rund um das Essen und Trinken. Der Autor versteht es, in einem angenehmen Plauderton Wein- und Tafelfreuden zwischen Schwarzwald und Vogesen zu kredenzen, gemischt mit Rezepten, die einem den Mund wässrig machen. Auf einer beigegebenen Landkarte findet der Leser im Anhang ausgesuchte Restaurants in Baden und Elsaß.

Großbild-Kalender 1987 aus dem DRW-Verlag Weinbrenner, Stuttgart

Aus dem Kalenderangebot des DRW-Verlages dürften unsere Mitglieder vor allem die Großbild-Kalender „Baum und Wald“ (Format 30 × 43,5 cm), „Wald und Holz“ (24 × 34 cm) oder „Baden-Württemberg“ (30 × 43,5 cm) interessieren. „Baum und Wald“ umfaßt 13 farbige Großfotos mit Bildunterschriften und im Kalendarium in Deutsch, Englisch und Französisch und kostet 19,80 DM. „Wald und Holz“ besitzt 19 farbige und 18 schwarzweiße Großfotos zum Preis von 19,80. „Baden-Württemberg“ zeigt ebenfalls 13 farbige Großfotos und kostet 17,80 DM. Alle Kalender des Verlages zeichnen sich durch eindrucksvolle Farbfotos aus. Wald- und Naturliebhaber kommen nicht zu kurz, man erfährt alles über das Holz, und die Schönheit unseres Landes wird eindrucksvoll dokumentiert.

Die Schwarzen Führer, Schwarzwald, etwa 120 geheimnisvolle Stätten in 87 Orten mit mehr als 70 Abb., 2 Übersichtskarten und einer Einführung von Prof. Lutz Röhrich, 204 S., 24,— DM, Eulen-Verlag Gläser, Freiburg, 1986

Der Eulen-Verlag legt mit diesem Buch einen außergewöhnlichen Führer durch den Schwarzwald vor. Er führt in alphabetischer Reihenfolge durch Orte und Plätze, die den Besucher noch etwas von geschichtlicher und sagenumwobener Tradition fühlen lassen. Wir haben es hier mit einem Sagenführer zu tun, und Ines Heim, die für diesen volkskundlichen Teil verantwortlich zeichnet, hat die alten Sagensammlungen und Reisebeschreibungen durchforscht und ausgewertet. Es gelingt ihr, die Sagen auf ihre Grundzüge zu reduzieren und durch Abbildungen des Sagensgeschehens (Stiche aus älterer Graphik) zu vertiefen. Das gut aufgemachte Buch ist als Begleiter eines jeden Schwarzwaldliebhabers gut geeignet.

Franz Götz, Otto Heuschele, Höri, Halbinsel im Bodensee. 96 S., 54 farb. Abb., Leinen, 39,80 DM, Stadler-Verlag, Konstanz, 1986

Der Stadler-Verlag in Konstanz brachte einen neuen Höri-Bildband mit Texten von Franz Götz und Otto Heuschele mit vielen Farbfotos verschiedener meisterhafter Fotografen heraus. Es ist ein außerordentliches Buch geworden, und man kann nur staunen, was die Reproduktionstechnik heute in der Abbildung von Fotos zu leisten vermag. Hier wird es dokumentiert. Und so gerät das Buch schon optisch zu einer Augenweide, es in die Hand zu nehmen, bereitet ästhetischen Genuß. Die Herausgeber präsentieren die Höri, diese bevorzugte Natur- und Kulturlandschaft in einer Weise, die der „Landschaft zwischen den malerischen Städten Radolfzell und Stein am Rhein, vom Dichter Joseph Viktor v. Scheffel einmal als des Weltsehers Meisterwerk bezeichnet“ voll gerecht wird. Man spürt in dem Buch etwas von der Faszination, welche von der landschaftlichen Schönheit und den Orten der Höri ausgeht. Der Text ist der Qualität der Bilder angepaßt. Sowohl die Einführung als auch die Vorstellung der Höri-Gemeinden sind interessante und hilfreiche Informationen. Dies ist ein Buch, dem man eine weite Verbreitung wünschen möchte.

Helmut Bender, Freiburg, Stiche und Texte aus vergangenen Jahrhunderten. 160 S., 58,— DM, Schillinger-Verlag, Freiburg, 1985

Dr. Bender und der Verlag haben da einen stattlichen Band herausgebracht, der drucktechnisch au-

ßerordentlich sorgfältig gearbeitet ist. Es ist heutzutage nicht selten, daß sich die Städte in alten Ansichten präsentieren in Publikationen, deren Art sich sehr ähneln. Dieses Buch aber nimmt eine Sonderstellung ein. Es ist eine würdige, man kann schon sagen einmalige Präsentation der Breisgau-metropole Freiburg. Die Einleitung von Dr. Bender führt ausgezeichnet und fundiert in das Werk und die Problematik eines solchen Unterfangens ein, führt durch das Bildmaterial, das mit Holzschnitten aus dem Jahre 1504 beginnt und mit einer Xylographie vom Max Roman aus dem Jahre 1892 endet. Es steckt eine enorme Archivarbeit in diesem Band, und sicher war die Qual der Auswahl groß. Die beigegebenen Texte beschreiben und schildern die Stadt, wie sie „damals“ war. Das Bildmaterial aus den vergangenen Jahrhunderten beginnt (wie schon erwähnt) mit Holzschnitten und Kupferstichen und führt mit Radierungen, Aquatinta- und Stahlstichen namhafter Künstler und Stecher, mit Lithographien zu den Holzstichen und Holzschnitten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. So sind alle Epochen erfaßt, Spätmittelalter, Romantik, Biedermaier oder die Gründerzeit. Bilder und Text ergeben ein so noch nie gesehenes Porträt der Stadt Freiburg. Ein schönes, interessantes und stadthistorisch wertvolles Buch.

Ludwig Merz, Die Residenzstadt Heidelberg, 76 S., 15,— DM, Heidelberger Verlagsanstalt 1986

Der Autor macht mit diesem schmalen Band einen Gang durch Alt-Heidelberg, der zum Nachvollzug vor Ort reizt. Die Schrift zerfällt in zwei Teile: I. Alt Heidelberg in Kupfer gestochen, eine Wanderung mit der Lupe auf dem Kupferstich vom Matthäus Merian 1620, Erläuterung der Stadtansicht anhand von Planquadraten, kurze Geschichte der Kurpfalz (1613—1622). II. Tore und Türme im alten Heidelberg: das östliche Stadtende oder die „Jakober Vorstadt“, staufische Kernaltstadt, Bergtore, Neckartore, westliche Vorstadt, westl. Stadtbefestigung, Tore des 18. Jahrhunderts. Der einzigartige Kupferstich Merians, der das Aussehen der Stadt vor der Zerstörung 1689—1693 zeigt, und der in verkleinerter und mit Planquadraten versehener Form dem Buch beigegeben ist, dient mit seinen unerhört vielen Details als Führer. Helmut Kauf zeichnete die Abbildungen nach dem Merianstich, Gerhard Walther erarbeitete den Grundriß der Stadt und die Nummerierung der Bauwerke. Gerade die zur Darstellung kommenden Teilansichten und Ausschnitte des Stiches sind hochinteressant, besonders die reizvollen Szenen

aus dem Leben der Stadtbewohner. Der Text von Ludwig Merz ist flüssig und vollkommen genügend informierend geschrieben. Das Buch ist eine willkommene Bereicherung der Literatur über Heidelberg.

Baden, Land am Oberrhein. Text: Heinz Bischof, Fotos K. Walter Gruber, 120 S., 162 Farbabb., Bildunterschriften in deutscher, französischer und englischer Sprache, 58,— DM, Weidlich-Verlag, Würzburg, 1986

Dies Buch ist geschaffen für ein Fest der Augen, so vortrefflich sind die Fotografien, die K. Walter Gruber gemacht hat. Es sind herrliche, ausdrucksstarke Bilder, die den Beschauer durch das Buch führen. Der Fotograf fängt alle Stimmungen der Landschaft ein, welche die Jahreszeiten hervorbringen, er zeigt die Perlen unserer Heimat, Schwarzwaldhäuser, Schlösser, Burgen, Ruinen, Klöster, Kirchen, die charaktervollen Kleinstädte mit ihren Fachwerkhäusern, aber auch die Menschen bei ihrer Arbeit. In diesen Bildern zeigt sich Baden im Sonntagsgewand. Und das ist wohl auch beabsichtigt. Es gehen Impulse für den Fremdenverkehr aus, aber auch der Anreiz zum Besuch und Erwandern dieser Landschaften, die alle schön sind trotz der Gefährdungen heute. Der Text, den Heinz Bischof geschrieben hat, begleitet die Fotografien durch das Buch. Und so gelangt man auf der Reise genüßlich von Main, Tauber, Jagst hinunter zum Bodensee.

Hans-Martin Gubler: Johann Caspar Bagnato (1696—1757) und das Bauwesen des Deutschen Ordens in der Ballei Elsaß-Burgund im 18. Jahrhundert.

Ein Barockarchitekt im Spannungsfeld von Auftraggeber, Bauorganisation und künstlerischem Anspruch.

Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1985. 454 Seiten mit 345 Abbildungen, darunter 13 farbige; Leinen, DM 148,—

Immer „in Eill“, wichtige Fragen auf dem Platz entscheidend, gedrängt von Terminen und Verpflichtungen, — so beschreibt Gubler den Architekten Johann Caspar Bagnato, der 1729 in den Dienst des Landkomturs der Deutschordens-Ballei Elsaß-Burgund tritt. Für den 33jährigen, bis dahin unbekanntem Künstler aus Landau/Pfalz — Quellen über sein Leben bis zu diesem Zeitpunkt sind nicht vorhanden; man könnte nur eine Palier-tätigkeit in Ludwigsburg vermuten — beginnt eine reiche Bautätigkeit, die sich auf Südwestdeutschland, das Elsaß und die Nordschweiz erstreckt:

1727 Planung und anschließende Teilrealisierung der Landkommende Althausen; 1731/32 Planung der Kommende Mainau, Ausführung des Kirchenbaues; 1732/33 Planung der Kommende Rixheim, Ausführung; 1733 Planung der St. Nepomukkappelle in Meßkirch, Ausführung; 1738 Pfarrkirche Merdingen; 1740 Planung der Kommende Andlau; 1742 Planung und Bau der Johanniterkommende Mainz; Rathausbau in Delémont; 1745 Planung und Bau der Kommende Hitzkirch; Kornhaus in Rorschach; Johanniterkommende Tobel; St. blasianische Propstei Klingnau; 1746 Prämonstratenserarbeiten in Obermarchtal; 1747 Rathausbau in Bischofszell; 1750 Projekt der Stiftskirche St. Gallen; 1751/52 Chorumbau, Vierrungsbau in Salem; 1754 Pfarrkirche in Unterwachingen. Neben seiner Arbeit für den Deutschen Orden, die „vom Entwurf bis hin zur Materialberechnung, die Materialbeschaffung, die Zusammenstellung der Bautrupps, das Engagieren der Künstler für die Ausstattung, die Bauführung mit ihren Akkorden, die Überwachung und Kontrolle der Arbeiten, die Bauberechnung“ reicht, übernimmt Bagnato noch Aufträge von Klöstern und privaten Auftraggebern.

Der Stil Bagnatos läßt sich nach Gubler in „zwei Schichten fassen, die als Anreger in Frage kommen: die italienische Baukunst in der Art Borrominis und die von ihr befruchteten Strömungen in den habsburgischen Ländern, vor allem die leicht vereinfachte Perzeptionsstufe der zweiten Generation, oder ihre vergrößerte, individualistische Variante in Teilen Böhmens (...). Dieses Einflußfeld wurde gleichzeitig durch ein — grob gesprochen — französisches System ergänzt oder überlagert, das sich in den Grundformen der Disposition und in Details ausdrückte.“

Gubler ordnet die Architektur Bagnatos in einen größeren Zeitrahmen ein, schildert die herrschenden Architekturtheorien, stellt Bagnatos Werk als stilistisch sicheres, progressives, die Architektur befruchtendes Element seinen Konkurrenten, den Vorarlbergern gegenüber, wobei allerdings „gleiche oder ähnliche Formulierungen in ihrer Umgebung einmal progressiv (...), ein anderes Mal als Abbeviatur einer bereits geschaffenen Gestalt (...)" wirken.

Das übersichtlich gestaltete Buch, das sowohl den interessierten Laien als auch den Baugeschichtler und Architekten — viele Grundrisse ermöglichen ein unmittelbares Verständnis — ansprechen kann, gliedert sich in fünf Teile: 1. Die Epoche, 2. Auftraggeber und Bauorganisation, 3. Johann Caspar Bagnato, 4. Auftraggeber und Architekt in ihrer Epoche, 5. Alphabetischer Katalog der Bauten und Quellen. Mit dem vorliegenden Werk gelingt es Gubler, Johann Caspar Bagnato einen eigenständigen

Rang in der Baugeschichte Südwestdeutschlands zuzuweisen, ohne die kritische Sicht zu verlieren.

Peter Thoma

Ein Blick in den „Kinderhimmel“. Hansjakobs „Aus meiner Jugendzeit“ ist in der 16. Auflage neu erschienen

Eigentlich wollte die Stadt Haslach als wache Hüterin des Erbes ihres größten Sohnes die Erinnerungen Hansjakobs „Aus meiner Jugendzeit“ anlässlich des 70. Todesjahres des Volksschriftstellers in der 16. Auflage neu erscheinen lassen. Doch schon vom Titel her darf man dieses Buch als einen gelungenen Auftakt zur 150. Wiederkehr des Geburtstages des bekannten Schwarzwälders im August 1987 werten und anerkennen. Dies um so mehr, als die 1880 erstmals auf dem Büchermarkt auftauchenden Jugenderinnerungen von einem ungeahnten Erfolg begleitet waren und zum meistgelesenen Hansjakobbuch aufstiegen, obwohl der damalige 42jährige Pfarrer von Hagnau seinen Lesern nur einen Blick in seinen „Kinderhimmel“ gewährte und das Lebens- und Sittenbild einer kleinstädtischen Stadt mit dem dazugehörigen Umland entwarf. Gerade hatte sich Hansjakob im Umgang mit der Feder bereits einen guten Namen geschaffen, wanderte wegen seiner spitzen, scharfen Äußerungen gegen den Staat und seine Diener zweimal hinter schwedische Gardinen, ließ sich aber auch mit einem hohen Stimmenanteil eben so viele Male in den badischen Landtag wählen, da gelang ihm mit diesem literarischen Werk der Sprung zum vielbegehrten und in seiner Art bis heute unerreichten Volksschriftsteller. Deshalb war die Stadt Haslach nicht schlecht beraten, als sie 1960 mit der erneuten Herausgabe „Aus meiner Jugendzeit“ als 14. Auflage (!) erstmals wieder auf das Schrifttum ihres längst verblichenen Ehrenbürgers aufmerksam machte und damit eine bis zum heutigen Tage anhaltende Hansjakob-Renaissance einleitete. In deren Folge sind inzwischen nicht weniger als 18 Bände aus dem umfassenden Schrifttum des Pfarrdichters neu erschienen. Wer wollte da nicht zustimmen, daß der große Mann im Priesterrock und dem typischen Schlapputh noch bis in unsere schnelllebigste, von fremden Einflüssen überschüttete Zeit eine große, dankbare Leserschaft besitzt? Immerhin sind mit der 15. Auflage im Jahre 1967 bereits 30 000 Jugenderinnerungen gedruckt worden! Wenn nun Hansjakob den Leser in sein „Kinderparadies“ führt, dann zeichnet er zunächst voll Liebe seine Heimat und sein Vaterhaus, läßt uns „Bei der Großmutter“ verweilen, schildert „Die Nachbarschaft“ und stellt

uns seine „Freunde und Kameraden“ vor, die gleich ihm zu den Lausbuben gezählt werden dürfen. Im Kapitel „Spiele und Festzeiten“ erfahren wir viel über das echte Brauchtum im Heimatstädtchen, das von „Feld und Wald“ umgeben ist und in dem „Kirche und Schule“ einen festen Platz haben. Der genaue Beobachter und Schilderer erzählt aber auch, wie es ihm erstmals „In der Fremde“ ergangen ist. Gleich einer aktuellen Reportage liest sich „Die Revolution“, das Geschehen um die Jahre 1848/49 im freiheitlich gesinnten, aber auch kämpferisch aufbegehrenden Marktflücken im Kinzigtal. Keinen Heiligenschein setzt sich der älter werdende Heiner auf, wenn er „Mutwillen und Bosheiten“ in die Zügel schießen läßt, und damit beweist, daß die Jugend schon immer über die Stränge gehauen hat. Wehmut muß auch den Leser ergreifen, wenn er liest, wie der sonst rauhbeinige Jüngling „Abschied von der Jugendzeit“ nimmt. Dabei bedient sich der Schriftsteller einer einfachen Sprache, zeichnet genüßlich das Kleine und Unscheinbare, läßt es im Rückblick des gereiften Mannes nicht an Lebensweisheiten fehlen, spart nicht an Humor und setzt seiner Heimatstadt insgesamt ein unvergängliches Denkmal. Das Buch ist durch eine Reihe von Illustrationen des bekannten Schwarzwaldmalers Prof. Curt Liebich aufgelockert. Um den heutigen Zeitgenossen vieles aus dem vergangenen Jahrhundert verständlicher zu machen, hat Manfred Hildenbrand, der sich auch um diese Herausgabe große Mühen auferlegte, über 200 Anmerkungen den Ausführungen Hansjakobs angefügt und damit im Hintergrund ein mosaikartiges Geschichtsbild der Hansjakobstadt entworfen. Was der Heimat- und Hansjakobfreund schon lange vermißte, suchte und erwünschte, liegt erneut auf dem Büchertisch und läßt erahnen und begreifen, aus welchen Wurzeln, aus welchem Holz der spätere „Grobschmid von Hasle“ erwachsen ist. . .

Heinrich Hansjakob: „Aus meiner Jugendzeit“ — illustriert von Curt Liebich — 344 Seiten, Leinen, 26,80 DM — erschienen im Verlag der Stadt Haslach im Kinzigtal

Leif Geiges/Annemarie Heimann-Schwarzweber: **Kunstführer Markgräflerland**, Aufnahmen Leif Geiges, Text Annemarie Heimann-Schwarzweber, 128 S., 103 Abb., Mannheim 1986, Verlagsbüro v. Brandt, Mannheim 71, 13,80 DM

Einen Kunstführer von so handlichem Format (14,8 × 11,5 cm) zu haben, ist eine feine Sache und für den Reisenden durch das Markgräflerland warm zu empfehlen. Die anvisierten Orte und Kunstdenkmäler sind klar und übersichtlich ge-

gliedert angeordnet. Der Kunstführer beginnt mit einem kurzen Abriss über Land und Sprache, für die ja Johann Peter Hebel Vorbild ist. Alle wichtigen Kunststätten und Kunstschatze wurden erfaßt, und der Leser wird erfreulich knapp, aber auch erfreulich ausreichend informiert. Frau Dr. Heimann hat mit ihrer flüssigen und gewinnenden Sprache und großen Sachkenntnis einen Kunstführer geschaffen, zu dem man gerne greift und der bei allen Fahrten und Wanderungen durch diese kulturell so ergiebige Landschaft leicht mitgeführt werden kann. Eine praktische Karte nebst einem Verzeichnis der Kunststätten sind dem Bändchen beigefügt, zu dem Leif Geiges mit seinen wie gewohnt hervorragenden Fotos einen wesentlichen Beitrag leistet. Esther Vögely

Mia Leinberger: **Unser Altrhein in zwölf Aquarellen**. Format 62 × 49 cm, Preis 80,— DM, zu beziehen von der Künstlerin, Beethovenstraße 1, 7500 Karlsruhe 1

Die bekannte Malerin Mia Leinberger-Rehmann hat eine Mappe herausgegeben, welche 12 Altrheinmotive enthält. Es sind Aquarelle, die drucktechnisch sehr gut wiedergegeben werden. Die Stärke der Künstlerin ist das Aquarell, und der Altrhein liefert ihr in allen Jahreszeiten Motive in Hülle und Fülle. So entstanden eine große Anzahl Blätter, die schönsten sind in dieser preiswerten Mappe vereinigt, der eine weite Verbreitung zu wünschen ist.

Jörg Sieger, **Kardinal im Schatten der Revolution**. Der letzte Fürstbischof von Straßburg in den Wirren der Französischen Revolution am Oberrhein. Morstadt Verlag: Kehl/Strasbourg/Basel 1986. 436 S., 20 Abb., DM 48,—

Titel und Untertitel dieses Buches überschneiden sich in etwas ungeschickter Weise, nennen aber leider nicht den Namen dessen, um den es geht (und hätten ihn schon aus bibliographischen Gründen lieber nennen sollen): Louis René Edouard, Prince de Rohan-Guémené. Ihn, den letzten Fürstbischof von Straßburg, zeigt dafür der Schutzumschlag des Buches in seiner ganzen barocken Pracht und Herrlichkeit; wobei eben dieser Umschlag einen soliden, geradezu kardinalsroten Leinen-Einband umhüllt, der aber leider (und dies wäre ein zweiter Einwand) kein dementsprechendes Kunstwerk des Buchdrucks enthält, sondern bloß den reprographischen Nachdruck der maschinenschriftlichen Dissertation, aus der das vor-

liegende Buch hervorgegangen ist. Freilich ist das Schriftbild schön und klar, der Text um viele Fotografien und Faksimiles bereichert, das Papier von besonders guter Qualität, und dennoch: dieses Buch hätte eine noch bessere Ausstattung verdient gehabt. Denn (und hier muß die Kritik nun erst einmal verstummen) in ihm liegt nichts anderes und nichts geringeres vor als die wohl endgültige, abschließende Darstellung jener zwielichtigen, schillernden Schlüsselfigur des Ancien Régime in ihrer letzten Lebensphase. Zu Recht beschäftigt sich das Buch weniger mit dem Straßburger Koadjutor aus großer Familie, der, schon mit 25 Jahren zum Bischof geweiht, als vierter Rohan seinem Onkel auf den Thron folgen sollte, während der nächste und fünfte schon ausgewählt war; weniger auch mit dem Wiener Botschafter, der an seinem Ungeschick scheiterte, und dem endlich amtierenden Straßburger Fürstbischof, der sich in die unseelige Halsbandaffäre verstrickte, damit das Königtum entscheidend erschütterte und dafür ins Staatsgefängnis wanderte; vielmehr aber mit dem Emigranten und Exilanten, der sich infolge der Französischen Revolution unversehens auf den rechtsrheinischen Rest seines Territoriums reduziert sah. Es sind also besonders die Ettenheimer Jahre von 1790 bis 1803, die der — selber aus Ettenheim stammende — Autor hier schildert; und er tut es in einer für Darstellungen dieser Art ungewöhnlich lebendigen, leicht lesbaren Sprache, die der Sache, so komplex sie gelegentlich auch sein mag, dennoch stets gewachsen und angemessen ist. Geradezu überwältigend ist die Menge des Materials, vor allem auch der unbekannteren und ungedruckten Akten und Archivalien, die der Autor verarbeitet hat und oft im originalen Wortlaut wiedergibt, doch ohne daß der Fluß seiner Darstellung dadurch irgendwie sich staute; dafür sind dann die Fußnoten so hoch angeschwollen, wie es nur möglich ist, und zu ganzen Nebenflüssen und Seitenarmen angewachsen, die nebenbei noch viel Neues mit sich führen. Derart erweist sich dieses Buch, das sich so bescheiden als ein Porträt ausgibt, letzten Endes als ein Panorama: nämlich als bisher unübertroffenes, auch schwer zu übertreffendes Gesamtbild der oberrheinischen Region in jenen nachrevolutionären Jahren, in deren Strudel der Kirchenfürst nur zufällig und widerwillig geriet, durch die er aber erst eigentlich bekannt und beschreibenswert wurde. Sonst war er eher unbedeutend und unerfreulich als Person wie zumal als Priester; so hat er noch in Ettenheim die Gläubiger, die ihm vertrauten, rücksichtslos ruiniert; und auch über seine sonstige Aufführung wäre allerhand zu sagen. Um so mehr muß es verwundern, daß sich ihm die milde Sympathie des Autors gegen Ende zunehmend zuneigt, ohne daß die Fak-

ten sie rechtfertigten. Dahinter steht wohl nicht nur die menschlich verständliche Parteinahme des Biographen für seine Figur, vor allem dann, wenn er, wie hier, ihren tiefen Fall beschreiben muß; dahinter steht wohl auch die Parteilichkeit einer Kirchengeschichtsschreibung, der es seit je schwerfällt, der Französischen Revolution ihr Recht zu geben, was aber dem — selber geistlichen — Autor nicht zur Last zu legen ist. (Das ‚Vorwort‘ von Prof. Remigius Bäumer ist übrigens nicht der Rede wert.) So wird das Bild Rohans hier unverdient verklärt, das seiner Gegenspieler aber ebenso unverdient verfinstert. Denn auf der Seite des konstitutionellen Bischofs Brendel und seiner Anhänger regte sich, zumindest zunächst, mehr christlicher, ja geradezu urchristlicher Eifer, als ihn ein Rohan je zeigte. (Dies gilt sogar für den lange verkannten Ex-Franziskaner und Erz-Revolutionär Eulogius Schneider; auch er erscheint nach den Forschungen von Walter Grab, die der sonst so belesene Autor aber erstaunlicherweise nicht anführt, in einem anderen, besseren Licht.) Die Französische Revolution war auch ein Aufbruch von authentischer, originärer Religiosität, von der ein Rohan nichts ahnte; aber Hölderlin wußte davon, oder Hegel, der mit ihm im Tübinger theologischen Stift die Stube teilte; derselbe Hegel, der in seiner ‚Philosophie der Weltgeschichte‘ über eben die Französische Revolution schrieb: „Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung des Göttlichen mit der Welt nun erst gekommen.“ Freilich soll solche Kritik nicht im nachhinein vergessen lassen, wovon sie selber ausgegangen ist: nämlich davon, daß an diesem Buch zukünftig kein Weg vorbeiführen kann.

Dr. Johannes Werner

Theo Hany. **Die Schloß-Narrenstuben Bonndorf und die Bonndorfer Fasnacht.** Unter Mitarbeit von Karlo Ebner. 64 Seiten mit 16 farbigen und 19 Schwarzweiß-Abbildungen, farbiger Einband, DM 24,80. Im Verlag des Südkurier Konstanz

Wenn überall am Aschermittwoch die Narrenkleider weggehängt werden — in Bonndorf ist das anders. Zumindest in den Narrenstuben des alten Bonndorfer Barockschlosses ist das ganze Jahr über Fasnacht. Hier hat Theo Hany in liebevoller Kleinarbeit ein bisher wohl einzigartiges Fasnachtsmuseum eingerichtet. Über 200 lustig-witzig oder grimmig-grauslich dreinschauende Miniaturen — alle originalgetreue Nachbildungen der schönsten Fasnachtsfiguren aus dem Schwarzwald,

dem Hegau, von der Baar, dem Oberrhein und Bodensee, aus Schwaben und dem Allgäu — ermöglichen dem Besucher auf überschaubarem Raum einen umfassenden Einblick in die schwäbisch-alemannische Fasnacht.

Theo Hany, der durch seine Amtszeit als Bonndorfer Narrenvater und als langjähriger Vertreter der Fasnachtslandschaft Baar im Präsidium der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte mit dem fasnächtlichen Brauchtum eng vertraut ist, hat die Minaturfiguren mit viel Sorgfalt und Detailtreue geschaffen. Das gleiche gilt auch für die Modelle seiner Trachtenstube. In dem vorliegenden Buch erzählt Theo Hany, warum, wie und mit wessen Hilfe die Narrenstuben entstanden sind, wie man in Bonndorf Fasnacht feiert und welche Sitten und Bräuche sich bis heute erhalten haben. Seine anschauliche Führung durch das Fasnachtsmuseum sowie die zahlreichen Abbildungen laden zu einem Besuch der Schloß-Narrenstuben ein. „Die Schloß-Narrenstuben Bonndorf und die Bonndorfer Fasnacht“: ein Buch, das Material und Informationen für alle bietet, die am heimatlichen Fasnachtsbrauchtum und an der Erhaltung der damit verbundenen Traditionen interessiert sind.

Uwe Uffelmann: **Der Dilsberg im Mittelalter.** Entwicklungen und Zusammenhänge. Neckargemünd 1985, 127 S. (12 Abb.).

Man sieht es gerne, wenn sich Lehrer oder gar Fachleute, die sie ausbilden, mit der Lokalgeschichte beschäftigen. Professor Dr. Uwe Uffelmann, Historiker an der Pädagogischen Hochschule in Heidelberg, entspricht mit seiner Arbeit zum „Dilsberg im Mittelalter“ den Intentionen der Schulverwaltung, die in Baden-Württemberg seit dem Erscheinen neuer Lehrpläne (1984) den Bildungs- und Erziehungswert eines an der Heimatgeschichte orientierten Unterrichts — übrigens mit Recht — propagiert. Im übrigen ist das 127 Seiten umfassende Buch wohl auch ein Akt der Sozialisation für den Verfasser, der erst seit einigen Jahren in der Gemeinde Dilsberg zuhause ist.

Das Buch ist mehr als nur ein Beitrag zur Ortsgeschichte. Zum einen werden die lokalen Ereignisse in größere regionale oder gar reichsgeschichtliche Zusammenhänge eingeordnet. Zum andern zeigt das Buch exemplarisch, welche Mittel und Methoden dem in der Regionalgeschichte Forschenden zur Verfügung stehen. So werden die „Werkzeuge des Historikers“ überzeugend vorgeführt: die Urkunde als Dokument mit Rechtscharakter, das Siegel der jungen Stadt, die Burg als Baudenkmal, die Interpretation einschlägiger Archivalien des Generalandesarchivs, die Genealogie als Mittel, Ent-

wicklungen und Zusammenhänge zu verdeutlichen, und anderes mehr. Auch im Hinblick auf den Umgang mit der Sekundärliteratur wird der Student vieles abschauen können. Der Verfasser hat fleißig zusammengetragen, was für sein Thema brauchbar war, das umfangreiche Literaturverzeichnis nennt die für das Studium der mittelalterlichen Regionalgeschichte am unteren Neckar wesentlichen Arbeiten, und zahlreiche Anmerkungen unterstreichen die solide wissenschaftliche Arbeitsweise.

Das erste Kapitel des übersichtlich und bis ins Detail diszipliniert gegliederten Buches entwirft, ausgehend von der urkundlichen Ersterwähnung der Dilsberger Burg im Jahr 1208, ein Bild von dem politischen Kräftefeld am unteren Neckar im 12. und 13. Jahrhundert. Dabei kommen zunächst die Grafen von Lauffen ins Blickfeld, die um 1140 ihre alte Residenz Wiesenbach dem Kloster Ellwangen zur Gründung eines Klosters überließen und sich nun im Zuge der Erschließung des Neckartals auf dem Dilsberg festsetzten. Die Lauffener Grafen beherrschten seit dem 11. Jahrhundert im Dienste des Königs und des Bischofs von Worms mehrere Gaue, sie verfügten — nicht zuletzt dank ihrer verwandtschaftlichen Verbindungen mit den Saliern — über Besitz- und Herrschaftsrechte vom Lobdengau bis ins Bottwartal. Interessenskonflikte mit den seit Konrad von Staufen (1156—1195) erstarkenden Pfalzgrafen zu Heidelberg konnten nicht ausbleiben. Im Beziehungsnetz, in dem sich die Interessen des Königtums, des Wormser Bistums, der Pfalzgrafen und der Lauffener begegnen, erhält schließlich auch das 1142 im Steinachtal gegründete Zisterzienserkloster Schönau seinen gebührenden Platz.

Im zweiten Abschnitt wird, ausgehend von einer Urkunde des Grafen Boppo von Dilsberg aus dem Jahr 1253, der Prozeß der Eingliederung des Dilsbergs in das pfälzische Territorium beschrieben. Als Graf Boppo V. 1219 ohne männliche Nachkommen verstarb, kamen seine Dilsberger Eigengüter an seinen Schwiegersohn Konrad von Dürn (Walldürn), während die vom Reich und vom Bistum Worms herrührenden Besitz- und Herrschaftsrechte hingegen Kaiser Friedrich II. für sich selbst in Anspruch nahm. Die Konzeption einer staufischen Reichslandpolitik um Wimpfen ließ den Dilsbergern für eine eigene territoriale Politik keinen Raum mehr, mochte sich Graf Boppo VI. auch weiter Graf von Dilsberg nennen. Die Grafenschaft Dilsberg bestand unter den Dürnern nur noch aus einer kraftlosen Zusammenfassung zerstreuten Restbesitzes. 1262 wurde Boppo von Dilsberg Burgmann des Pfalzgrafen. Um 1287 wurde der Dilsberg von Rudolf von Habsburg in das Reichsland um Wimpfen eingegliedert, damit en-

dete die Grafschaft Dilsberg auch der Bezeichnung nach. Nach König Rudolfs Tod (1291) versprach sein Sohn Albrecht, im Falle seiner Wahl zum König dem Pfalzgrafen den Dilsberg zu überlassen. Aber erst um 1330, unter Pfalzgraf Ruprecht I., wurde der Dilsberg in das pfälzische Territorium eingegliedert und er blieb fortan für fast ein halbes Jahrtausend bei Kurpfalz.

Das dritte Kapitel, ausgehend von einer Dilsberger Huldigungsurkunde für Kurfürst Ludwig III. aus dem Jahr 1412, verfolgt den planmäßigen Ausbau der Dilsberger Feste, die schon im 14. Jahrhundert in den unveräußerlichen Bestand des pfälzischen Kurpräzipuums emporrückte. Die Gemeinde Dilsberg nahm um 1347 die Bewohner der Weiler Reidenberg und Rainbach in ihre Mauern auf, durfte sich Stadt nennen und wurde Sitz eines pfälzischen Unteramtes. Der Dilsberg hatte dank seiner strategisch bedeutsamen Lage als mögliche Zufluchtsstätte für den pfälzischen Hof in Notzeiten eine Sonderstellung. Die Steuerfreiheit der Bürgerschaft wurde durch ihre Baupflicht an der Festung aufgewogen. Der Pfalzgraf ließ sich ebenso (schon 1347) sein Einquartierungsrecht verbriefen.

Den vierten Teil seiner Abhandlung widmet Uwe Uffelmannd den alltäglichen Lebensverhältnissen der Bevölkerung, ihrer Arbeit und ihren Alltagsorgen, dem Verwaltungs- und Gerichtsbezirk der Meckesheimer Zehnt und der kirchlichen Organisation. Auch hier bedient er sich einschlägigen archivalischen Materials.

Das Buch von Uwe Uffelmannd über den Dilsberg im Mittelalter liest sich nicht so locker wie ein Roman, mag auch die glatte und treffsichere Sprache nichts zu wünschen übrig lassen. Die Lektüre genealogischer Zusammenhänge ist bisweilen anstrengend. Zudem liegt es in der Intention des Verfassers, über den engeren Betrachtungsgegenstand des Dilsbergs hinaus den Leser zu wichtigen Erscheinungsformen mittelalterlicher Geschichte hinzuführen. Phänomene wie Lehnswesen und Rittertum, Stadtentstehung, Territorialisierungsprozesse und klösterliche Bewegung bedürfen, sollen sie vom „Laien“ begriffen werden, näherer Erläuterungen. Der Rezensent ist unter der Berücksichtigung der Intentionen des Buches mit den behelfenden Ergänzungen einverstanden. Der Student wird auch hier auf kürzestem Raum vieles profitieren.

Wer Uffelmannds Buch aufmerksam durchliest, wird es als gelungenes Werk bezeichnen müssen. Kritik an den Ergebnissen ist nur im Detail möglich. So ist beispielsweise in der Reihe der Elsenzgaugrafen (S. 18) jener Zeizolf unterschlagen, unter dem Sinsheim 1067 das Marktrecht erhielt (Krieger II 1005). Oder es ist unrichtig, wenn behauptet wird, Bammental habe 1369 noch nicht

zur Meckesheimer Zehnt gehört (S. 87). Bammental war vielmehr als Tochttersiedlung von Reilsheim politisch nie vom Mutterort losgekommen und gehörte daher stets zur Meckesheimer Zehnt. Man mag vielleicht auch die technisch unerfreuliche Wiedergabe der Dilsberger Luftaufnahme (S. 106) bemängeln. Besseres Papier wäre wohl auch anderen Abbildungen zugute gekommen. Immerhin sind die farbigen Siegel, die zum ersten Mal veröffentlicht worden sind, ordentlich. Aber nicht nur deswegen verdient das Buch von Uwe Uffelmannd über den Dilsberg im Mittelalter unsere Aufmerksamkeit.

Dr. Günther Wüst

Kurt Bräutigam, Rudolf Lehr, **Daheim, ortstypische Mundarten zwischen Rhein und Tauber, Main und Murg**, 204 S., Badenia-Verlag Karlsruhe, 1986

Der neue Mundartband „Daheim“ ist der Nachfolger der erfolgreichen drei Bände „Muddersprooch“. Auch in diesem Band werden die fränkischen Dialektvarianten im nordbadischen Raum erfaßt mit einem vermehrten Gewicht auf der Linguistik. Dabei wurden auch die Randgebiete mit einbezogen, so etwa die „Dachtraufschwoben“. Ein neuer Band also, der eine bereits bewährte Konzeption fortführt, ein Band, der nützlich und notwendig ist. Hier soll nicht in die Auseinandersetzung um die Erwartungen, die man heute an die Mundartdichtung stellt, eingegriffen werden. Wir sind mit den Herausgebern der Meinung, daß in einem solchen Sammelwerk nicht nur die Protagonisten mundartlicher Lyrik das Sagen haben sollen, sondern eben sozusagen der kleine Mann, der draußen auf den Dörfern wohnt, der seine Mundart noch spricht und sie meinethalben auch in Verse setzt. Dadurch fächert sich das ganze prächtige Kaleidoskop der Mundarten auf, die verschiedenen sind von Ort zu Ort, die, das wissen wir, durch die Mobilität der heutigen Gesellschaft und andere Einflüsse mehr und mehr gefährdet sind. Also muß man sammeln, festhalten, die Schönheit und Ausdrucksfähigkeit der Mundarten aufzeigen, um so auch den didaktischen Zweck zu erreichen, ihnen Hilfe zu ihrem Erhalt zu leisten. Das ist aber das unbestreitbare Verdienst der Herausgeber, die ihre große Erfahrung, die sie mit dem Umgang und Erforschen von Mundarten gesammelt haben, zur Geltung bringen.

In Gesprächsrunden vor Ort wurden die Mundarten aufgezeichnet, so wie sie gesprochen wurden, Vergleiche angestellt und in Schaukästen die Varianten aufgezeigt. Dies ist ein solides Verfahren, denn Mundarten leben vom Sprechen, und da

muß man eben vom Schreibtisch weg und in die Dörfer gehen. Daß bei diesen Gesprächsrunden noch manches historisch Interessante und auch Ergötzliche zu Tage kam, wird gerne vermerkt. Leiter dieser Mundartrunden war Rudolf Lehr, der es glänzend versteht, als Moderator mit seinen Beiträgen und mit denen seiner Helfer durch die Landschaften zu führen: Raum Mannheim, Heidelberg, Bergstraße — Rheinebene bis Karlsruhe — Raum Karlsruhe—Pforzheim — Raum Bruchsal, Kraichgau, Angelbachtal — Odenwald, Bauland, Taubergrund — Hohenlohe. Diese Berichte zwischen den Kapiteln sind interessant, informativ und oft voller Humor.

Die Herausgeber haben sich auch die Mitarbeit namhafter und sachkundiger Professoren gesichert, die dem Buch durch fundierte Beiträge wissenschaftlichen Rückhalt geben. Prof. Bräutigam steuert selbst verschiedene Aufsätze bei, so in der Einführung „Ein paar Gedanken zur Mundart oder Mundart ist in“. Oder „Unsere Fluß- und Bachnamen und was sie uns erzählen“. Daß er als „Mannemer“ über den Blumenpeter und über eine behütete Kindheit schreibt, werden besonders die

Mannheimer dankbar vermerken. Dr. Gerhard W. Baur (vom Bad. Wörterbuch) bearbeitete linguistische Probleme, z. B. die verschiedenen Ausdrucksformen des alten „ei“, oder „Daheim und heimzus, vom sprachlichen Umfeld des Heimisch-Heimatlichen in der pfälzisch-fränkischen Mundart“. Prof. Assion fragt „Wo beginnt der Odenwald?“ und gibt eine eindrucksvolle Charakteristik des Odenwaldes und seiner Bewohner in früherer Zeit. John B. Smith berichtet über die weitverzweigte Verwandtschaft muttersprachlicher Tradition, Dr. Kohler über das „Pfälzische in Pennsylvanien-USA“. Auch der Altmeister der Mundartforschung im nordbadischen Bereich, Dr. Paul Waibel, ist erfreulicherweise mit interessanten, fundierten Beiträgen vertreten (z. B. „Proß Neijohr! E Brezel wie e Scheiredor!“ oder „Die Grabener Grufel“). Bleibt noch zu sagen, daß das Buch sehr sorgfältig gestaltet wurde. Dafür und für die kongenialen Illustrationen zeichnet in bewährter Weise Bruno Kröll verantwortlich. Man wünscht diesem Buch eine weite Verbreitung in Nordbaden und darüber hinaus.

L. Vögely

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Iris Baumgärtner, Helge Heinke-Nülle
Badisches Landesmuseum
Schloßplatz,
7500 Karlsruhe

Manfred Hildenbrand
Georg-Neumaier-Str. 15
7612 Hofstetten

Kurt Klein, Schulamtsdirektor
Haselwanderstr. 11
7613 Hausach

Karl Kurrus
Schlesier-Str. 7
7800 Freiburg

Werner Liebich, Ministerialdirigent
Freudenthalerstr. 47
6204 Taunusstein 4

Adolf Schmid
Steinhalde 74
7800 Freiburg

Dr. Heinz Schmitt
Stadtbibliothek, Archiv, Sammlungen
Zähringerstr. 96/98
7500 Karlsruhe

Prof. Emil Wachter
Pillauer Str. 9,
7500 Karlsruhe

*Franz Wehinger, Autor und Herausgeber der
„Kleinen Karlsruher Theaterchronik“*
Leopoldstr. 11
7500 Karlsruhe 1

Dr. Johannes Werner
Steinstr. 21
7551 Elchesheim

Ludwig und Esther Vögely
Tiefentalstr. 35
7500 Karlsruhe

Hans Leopold Zollner
Gerhart-Hauptmann-Str. 12
7505 Ettlingen

Zu ganz besonderem Dank ist die Schriftleitung Herrn Manfred Hildebrand verpflichtet, der außer zwei umfangreichen Beiträgen zu dem Heft, den größten Teil des Bildmaterials zu Heinrich Hansjakob beigezeichnet hat.

